Wilmanns

Kommentar

zur

Preußischen Schulorthographie

von

W. Wilmanns.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1880.

Kommentar

zur

Preußischen Schulorthographie

von

W. Wilmanns.

Berlin.

Weidmannsche Buchhandlung.

1880.

Vorwort.

Das vorliegende Buch kündigt sich als Kommentar zu einem amtlichen Werke an, aber es trägt meinen Namen auf dem Titel, und ist demgemäß als ein rein persönliches Unternehmen anzusehen. Die Ansichten, die darin vorgetragen sind, haben keinerlei Anspruch darauf, die der preußischen Unterrichts-Verwaltung zu sein.

Ich würde das nicht besonders hervorheben dürfen, wenn nicht die Vermutung, diesen Kommentar als ein offiziöses und von der Regierung beeinflußtes Werk aufzufassen, dadurch nahe gelegt wäre, daß ich in Zeitungen als Verfasser des amtlichen Orthographiebuches genannt bin. Wie ich schon anderwärts bemerkt habe, muß ich diese Ehre ablehnen, wenigstens in dieser Form. Einmal kann hier, wo der Inhalt und oft auch die Form gegeben war, nicht wohl von Verfassen sondern nur von Redigieren die Rede sein; sodann wurde selbstverständlich meine Arbeit noch andern Männern, welche, mit dem Gegenstande gründlich vertraut, zugleich das praktische Bedürfnis der Schule aus langer und nie unterbrochener Erfahrung kennen, zur Prüfung vorgelegt, und dann in gemeinsamer Beratung der Text festgestellt. Zu dem Wörterverzeichnis habe ich nicht einmal den Entwurf gemacht.

Man möge nicht voraussetzen, daß ich durch diese Erklärung

meine Person vor öffentlichen Angriffen und Vorwürfen sicher stellen wolle. Ich bin vollkommen bereit, die Verantwortung zu tragen; denn so wenig ich diese amtliche Orthographie als die an und für sich beste, als die Verwirklichung eines Ideals ansehen kann, so giebt sie doch nach meiner Überzeugung das, was unter den obwaltenden Umständen gegeben werden konnte. Sie bezeichnet einen Fortschritt auf richtiger Bahn, sie sichert eine übereinstimmende Behandlung der Orthographie in allen Schulen, und verbürgt für die Zukunft eine gedeihliche und einheitliche Entwickelung unserer Schrift. In sehr wenigen einzelnen Fällen, wo meine Überzeugung mit der amtlichen Feststellung nicht zusammentrifft, habe ich offene Erörterung nicht vermieden.

Die Einleitung orientiert über die Geschichte der orthographischen Bewegung in der neueren Zeit; der Kommentar folgt dem amtlichen Regelbuch Schritt für Schritt. Ohne das Ziel, welches unsere Schreibung zu verfolgen hat, je aus dem Auge zu lassen, habe ich versucht, deren jetzigen Zustand durch historische Betrachtung zu erklären; die doppelte Rücksicht auf Zweck und Ursache sichert den Boden für eine maßvolle Beurteilung. Eine Geschichte der deutschen Schrift zu geben, auch nur für die letzten Jahrhunderte, lag mir jedoch fern. Diese mühevolle Arbeit, welche umfangreiches Material aus vielen Druckwerken sammeln müßte, um den Gebrauch und Einfluß der bedeutendsten Druckereien zu verfolgen, hätte sich nicht in kurzer Zeit lösen lassen, und schien durch den Zweck der vorliegenden Schrift nicht gefordert. Ich berufe mich für die Bewegung, die sich in unserer Schrift vollzogen hat, auf die Zeugnisse einiger hervorragender Grammatiker; aus dem siebzehnten Jahrhundert führe ich Schottel und Bödiker an, aus dem achtzehnten Frisch, Gottsched und Adelung, aus unserem Jahrhundert Heyse. Es ist also weniges, was ich gebe, aber es wird genügen, um allgemein die Bahn erkennen zu lassen.

Das Wörterverzeichnis am Ende ist nichts als ein Register, welches den Gebrauch des Buches bequemer machen soll, kein orthographisches Wörterbuch zum praktischen Gebrauch. Dem Verlangen nach einem solchen Hilfsmittel, welches den Bedürfnissen des Publikums gemäß einen größeren Wortschatz umfaßt, als das

amtliche Schulbuch ist von anderer Seite entsprochen[1]). Meine Absicht ging nicht weiter, als einen Kommentar zu liefern.

Warum ich denselben nun erst jetzt erscheinen lasse? Nicht gleichzeitig mit dem Schulbuch? Lediglich darum, weil ich erst nachher durch zahlreiche Anfragen und unerwartete Urteile die Überzeugung gewonnen habe, daß ein unabweisbares Bedürfnis darnach vorhanden sei. Ich wünsche, daß er diesem Bedürfnis genüge.

1) Vor andern Werken der Art erwähne ich: Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. K. Duden. Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln. Leipzig 1880. Dieses jüngst herausgegebene Werk wurde schon vorbereitet, noch ehe das amtliche Regelbuch erschienen war; die Ausführung übernahm ein Mann, der seit Jahren dieselbe orthographische Richtung vertreten hat, aus der das amtliche Buch hervorgegangen ist.

Bonn, 29. Mai 1880.

W. Wilmanns.

Zeichen und Abkürzungen.

* Durch ein vorgesetztes Sternchen habe ich solche Wörter bezeichnet, deren Schreibung zweifelhaft erscheinen kann und in dem amtlichen Regelbuch nicht festgestellt ist.

h. w. b. ö. p. bezeichnen die in der Einleitung S. 17 ff. besprochenen amtlichen Orthographien; l. die für die Leipziger Schulen bestimmte.

Gr. = J. Grimm, Deutsche Grammatik.

D. Wb. = Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm.

Weigand, Deutsches Wörterbuch. 3. Aufl. Gießen 1878.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. Leipz. 1860.

Lexer, Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Leipzig 1872.

Weinhold, Mittelhochdeutsche Grammatik. Paderborn 1877.

Schottel, Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubtsprache Braunschweig. 1663. Vgl. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie (München 1870). S. 75.

Bödikers Grundsätze der teutschen Sprache, mit dessen eigenen und J. L. Frischens vollständigen Anmerkungen. Durch neue Zusäze vermehret von J. J. Wippel. Berlin 1746. S. Raumer, S. 186. 188.

Gottsched, Vollständigere und neuerläuterte deutsche Sprachkunst 6. Aufl. Leipzig. 1776.

Adelung, Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache. 2 Bde. Leipzig. 1782.

Heyse, J. Ch. A., Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache. Neu bearbeitet von K. W. L. Heyse. 2 Bde. Hannover 1838.

Berichtigungen.

S. 62 in der letzten Zeile des Textes l. „aber doch Färse Farr“. — S. 64 in der l. Z. d. T. l. „Stär“. — S. 65 Z. 1 l. „Sterke“. — S. 65 Z. 4 l. „gären“. — S. 87 Z. 3 l. „Rettig od. Rettich“. — S. 89 Z. 8 l. „Barchent“. — S. 90 Z. 5 l. „gären“. — S. 130 Z. 19 l. „schwelen“ statt „schweben“. — S. 144 Z. 15 l. „Teer“.

Einleitung.

Wer ältere Werke der deutschen Litteratur, Bücher des 16. und 17. Jahrhunderts durchblättert, gewahrt in Sprache und Orthographie nicht nur einen erheblichen Abstand von unserem jetzigen Gebrauch, sondern er sieht auch, daß diese älteren Werke unter sich eine viel größere Verschiedenheit zeigen, als die Bücher unserer Zeit; ja daß selbst innerhalb desselben Buches seltsame Ungleichheiten vorkommen. Die frühere Mannigfaltigkeit macht allmählich einem übereinstimmenden Gebrauch Platz, die Inkonsequenz und das Schwanken der älteren Zeit wird durch Maß und Regel beschränkt. Das Gleichmaß und die Einheit, deren wir uns heute erfreuen, ist in der Hauptsache das Resultat der Sprachentwickelung, zum Teil aber auch der Entwickelung der Schrift.

Das 16. Jahrhundert fand schon eine über den Dialekten stehende Schriftsprache vor; Luther, dem wir unter den Bildnern der neuhochdeutschen Schriftsprache die erste Stelle einräumen, hat sie nicht geschaffen; er benutzte, wie er selbst an einer bekannten Stelle ausspricht, das Erbteil der früheren Generationen. „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürsten, Höfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzeley, darum ists auch die

gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen ꝛc. haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen"[1]). Also Luther erklärt, daß er keine selbstgeschaffene Sprache brauche, er bedient sich auch nicht des Dialektes, er kennt eine Sprache, die über den Dialekten steht, und diese wendet er mit Bewußtsein an; er weiß, daß diese Sprache in ganz Deutschland Geltung hat und das beste Mittel ist, sich Ober- und Niederländern, Platt- und Hochdeutschen verständlich zu machen; er bezeichnet richtig die Kanzleien, den amtlichen Verkehr, als die Grundlage dieser Sprache. Nur darin irrt er, daß er die Kanzlei seines sächsischen Kurfürsten als den Mittel- und Ausgangspunkt dieser Sprache ansieht. Der Keim zu derselben war vielmehr damals gelegt, als die deutschen Stämme zu einer politischen Einheit zusammengefaßt wurden; langsam und kaum bemerkbar entwickelte er sich anfangs; stärker und erfreulicher, als seit dem zwölften Jahrhundert eine reiche deutsche Litteratur erblühte; bald trat dann die deutsche Sprache im geschäftlichen Verkehr an die Stelle der lateinischen, und die politische Organisation wurde zur festen Stütze einer überall anerkannten Sprache.

Von dem Reichtum und der Durchbildung unserer jetzigen Schriftsprache war freilich diese Sprache auch im 16. Jahrhundert noch weit entfernt. In Lauten, Flexionen und im Wortschatz trat die Abhängigkeit von den Dialekten noch stark hervor. Einer unserer ältesten Grammatiker und Orthographen bemerkte 1531, daß diese Sprache in keiner Gegend ganz lauter und rein geführet werde[2]), und obwohl an sich selbst rechtfertig und klar, doch in vielen Punkten und Stücken auch bei den Hochdeutschen nicht einhellig sei. Luther selbst hat mit diesen dialektischen Einflüssen zu kämpfen, nicht nur, daß die Setzer seine Schriften „falsch und schändlich zurichteten", sondern er selbst geriet zuweilen in eine andre Bahn, als er wollte: „im corrigieren muß ich oft selbs endern, was ich in meiner Handschrift hab übersehen und unrecht

1) Luthers Tischreden, Ausg. von Förstemann und Bindeseil, Abtlg. IV, S. 569. Raumer, Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften (Frankfurt und Erlangen 1863), S. 197.

2) Raumer, S. 117.

gemacht, daß auf meiner Handschrift Exemplar nicht zu trauen ist"[1]). Eine Fortentwickelung ist in verschiedenen Punkten bei Luther deutlich wahrzunehmen, manches, was ihm von seiner mitteldeutschen Mundart anklebte, hat er nur allmählich nicht ohne Mühe abgestreift. Auch so war manches, was er schrieb, in andern Gegenden Deutschlands unverständlich. Es zeigt das unter andern ein kleines Wörterverzeichnis, welches ein Baseler Nachdrucker im Jahre 1523 der Lutherischen Übersetzung des neuen Testamentes anhängte. Er wollte darin etliche Wörter, „weil sie nicht jeder Mann verstehen mag, und weil doch dieselbigen Wörter nicht ohne Schaden hätten mögen verwandelt werden, auf unser Hochdeutsch lassen auslegen", d. h. auf das Hochdeutsch, wie es in Basel als Gemeinsprache verständlich war[2]); darunter sind Wörter, die bei uns ganz gangbar sind, wie: bang, beben, fühlen statt empfinden, Geväß, Gerücht, Götze, Hügel u. a. Über den allgemeinen Zustand am Ende des sechszehnten Jahrhunderts spricht sich Sebastian Helber, Kaiserlicher Notar zu Freiburg im Breißgew, in seinem Syllabierbüchlein aus[3]). Er kennt viererlei deutsche Sprachen, „in denen man Teutsche Buecher druckt, die Cölnische und Gülichische, die Sächsische, die Flämmisch oder Brabantische, vnd die Ober- oder Hochteutsche". Diese Hochdeutsche teilt er wiederum in drei Mundarten: „Unsere gemeine Hoch-Teutsche wirdt auf drei weisen gedruckt; eine möchten wir nennen die Mitter-Teutsche, die andere die Donawische, die dritte Höchst-Reinische; dan das Oberland nicht mehr breuchig ist. Die Drucker, so der Mitteren Teutschen aussprach, als vil die Diphthongen ai, ei, au 2c. belangt, halten, verstee ich die von Meinz, Speier, Frankfurt, Würzburg, Heidelberg, Nörnberg, Straßburg, Leipsig, Erdfurt vnd andere, denen auch die von Cölen volgen, wan sie das Ober-Teutsch verfertigen. Donawische verstee ich alle in den Alt Baierischen und Schwebischen Landen, den Rhein vnberürt. (Alt Baierische seind die, so vorzeiten all vnder ein Fürsten waren, nämlich jeziges Herzogthumb Beieren, Ost- oder Oesterreich, nid

1) Rückert, Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache (Leipz 1875), 2,43.
2) Rückert, 2,94 ff.
3) Gottsched S. 66.

vnd ob der Enns, Kärnten, Steier, Tirol, Krain, Saltzburgerland, samt der Ambergischen oder Obernpfalz, mit ihren Anstößen). Höchst Reinische letzlich, die so vor jezigen Jahren gehalten haben in Drucken, die Sprach der Eidgenossen, oder Schweitzer, der Wallisser vnd etlicher Beigesessener im Stifft Costanz, Chur und Basel."

Also das Oberländische war schon außer Kurs gekommen. Unter den drei bestehenden Mundarten stellt Helber das Mitteldeutsche voran, obwohl er selbst diesem Gebiete nicht angehörte; es hatte Anspruch auf die erste Stelle. Schon in den vorangegangenen Jahrhunderten war manches geschehen, was diesen mittleren Mundarten eine Bedeutung verlieh, die sie in der Blütezeit der mittelhochdeutschen Litteratur noch nicht gehabt hatten; Luthers epochemachende Thätigkeit entschied für immer. Seine Bibelübersetzung, seine Kirchenlieder, seine Katechismen, seine Erbauungsschriften, seine Streitschriften wurden in ganz Deutschland und in allen Schichten des Volkes gelesen, seine Art wurde mustergültig, nachgeahmt, absichtlich und unabsichtlich; die Grammatiker nahmen sie als Norm, weil sie am weitesten verbreitet war, die Widersacher selbst konnten sich ihrem Einfluß nicht entziehen. Bei weitem die Mehrzahl aller derer, die seit den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts in neuhochdeutscher Sprache als Schriftsteller auftraten, ist abhängig von Luthers Sprache. In der theologischen Litteratur, die damals weitaus die größte Masse deutsch geschriebener Bücher hervorbrachte, ist nach Rückerts Schätzung (2,159) kaum ein Zehntel nicht protestantisch und von den protestantischen kaum ein Viertel nicht streng lutherisch.

Das Übergewicht des mittleren Deutschlands ging in der folgenden Zeit nicht verloren; alle die Hauptlebenspunkte Deutschlands in geistiger und materieller Beziehung gehörten diesem Gebiete an. Ganz richtig hebt Gottsched das in seinem Beweise für die Vorzüglichkeit des meißenschen Dialektes[1]) hervor: seit der Glaubensreinigung sei Obersachsen der Sitz der Gelehrsamkeit; drei Hochschulen Wittenberg, Jena, Halle lägen dort bei einander,

1) Das ist nicht Erfindung Gottscheds oder Adelungs. Schon in Zeillers Topographie von Deutschland (Thüringen S. 14) wird die meißnische Sprache als sehr gut gerühmt.

die meisten Bücher erschienen in diesem Kreise und Leipzig sei der Büchermarkt für ganz Deutschland; zwischen Weimar, Köthen und Halle sei der Sitz des Palmordens oder der fruchtbringenden Gesellschaft gewesen, die sowohl durch ihr Alter als wie durch ihre vornehmen und geistig bedeutenden Mitglieder den Vorrang vor den übrigen Genossenschaften ähnlicher Art habe; endlich habe seit dem Jahre 1727 die deutsche Gesellschaft in Leipzig — an deren Spitze er selbst gestanden hatte — unbestreitbar ihren Einfluß auf ganz Deutschland ausgedehnt.

Gestützt auf die Kanzleisprache hatte Luther die breite Grundlage geschaffen, auf der unter günstigen Verhältnissen sich unsere neuhochdeutsche Schriftsprache entfaltet hat; die Blütezeit, welche die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts für unsere Litteratur brachte, fand diese Schriftsprache in allem Wesentlichen und dem meisten Unwesentlichen feststehend vor, und führte sie auch in die Gegenden Deutschlands, die bis dahin, getrennt durch die konfessionellen Unterschiede, noch widerstanden hatten.

Diese ganze Entwickelung der Sprache vollzog sich nun in der Schrift und durch die Schrift. Aus der Schrift wurden die dialektischen Wörter, Formen und Laute verdrängt, und damit verschwanden sie aus der Sprache des höheren Lebens, das die Schrift als Muster anerkannte. Aber außer dieser im Leben der Sprache begründeten Bewegung unterliegt die Schrift noch einer andern, die das besondere Gebiet der Orthographie ist. Die Schrift ist gleichsam das Gewand, in welchem die Sprache dem Auge sichtbar wird; Maß und Form des Gewandes werden nach dem Leibe bestimmt, aber wie der Leib wächst und sich ändert, wird das ursprüngliche Verhältnis gestört, es paßt hier nicht und da nicht, und bedarf der Änderung oder Erneuerung; am öftesten in den Jahren der Jugend, im Mannesalter hält es schon länger.

Nehmen wir z. B. unser Wort und; wir schreiben es mit einem d, obschon wir t sprechen. Der Grund liegt in der Geschichte der Sprache; früher hieß es u n d e. Das e ließ man fallen, das d hielt die Schreibgewohnheit fest, unbekümmert darum, daß es jetzt sinnlos und unpassend geworden war. — Unser sch ist ein

gar unbeholfenes Zeichen für einen einfachen Laut; das Mißverhältnis hat sich auf natürliche Weise ergeben. Früher bezeichnete es einen Doppellaut s-ch, wie dieser Doppellaut noch jetzt in Westfalen gesprochen wird: Fleis-ch, S-chulte. Als dann die Sprache den Laut zusammenzog, hielt doch die Schrift an ihrem Zeichen fest; es schob sich von selbst diesem Zeichen eine andere Bedeutung unter, als es ursprünglich gehabt hatte. Nun fing man weiter an, in gewissen Verbindungen, wo früher s gesprochen war, den Sch-laut zu sprechen; statt snider, wie es noch heutzutage im Plattdeutschen heißt, sprach man Schneider, und das sch wurde für den so veränderten Laut gebraucht. Hingegen in Stein, Sprung, wo dieselbe Veränderung eintrat, hielt man an dem alten Zeichen s fest. Also die sprachliche Entwickelung führte dahin, daß man den ursprünglichen Wert des Zeichens vergaß, sie führte weiter dahin, daß es in Worten Platz fand, denen es nach seinem ursprünglichen Werte nicht zukam, aber doch nicht in allen, die einen gleichen Anspruch gehabt hätten. — Ein anderes Beispiel bieten die Umlaute. Der älteren Sprache war der Wechsel des Vokales in kam käme, Druck drücken, Baum Bäume unbekannt, die ungetrübten Vokale a, u, au galten überall. Ganz allmählich traten in gewissen Fällen die Umlaute ein; anfangs kaum wahrnehmbar für das Ohr, denn jede lautliche Veränderung der Sprache vollzieht sich in unmerkbaren Übergängen; dann vernehmlicher, bis endlich zwei deutlich geschiedene Laute vorhanden waren. Die Schrift bot zunächst nur Zeichen für die reinen Vokale; sie galten auch für die getrübten Laute, so lange die Unterschiede gering waren; aber je stärker sich diese herausbildeten, um so stärker wurde das Bedürfnis, sie in der Schrift zu bezeichnen, man suchte Differenzierungen der alten Zeichen, verschiedene Schreiber wandten verschiedene Mittel an, es ergab sich von selbst eine überflüssige und störende Mannigfaltigkeit, die erst allmählich auf die jetzt üblichen Zeichen reduciert wurde. So sieht man, wie die Entwickelung der Sprache Schwierigkeiten und Mißstände in der Schrift mit sich führt.

Das sechzehnte Jahrhundert fand viele solche naturwüchsigen Mißstände vor. Die Mittel, die man zur Bezeichnung der Laute anwandte, waren oft sehr unbeholfen; manches, was ursprünglich

mit bestimmter Absicht geschaffen war, wurde unverstanden weiter geschleppt und zwecklos oder zweckwidrig gebraucht; es herrschte eine sinnlose Verschwendung von Buchstaben, namentlich Konsonanten; überall fehlte es an Konsequenz, manche Bewegung war begonnen, aber nicht durchgeführt. Die Drucke führten die Mißstände zu hellerem Bewußtsein; nicht nur die Mannigfaltigkeit der Sprache, sondern auch die Schreibergewohnheit kam jetzt, als Bücher in Tausenden von Exemplaren und in buchstäblicher Übereinstimmung durch ganz Deutschland verbreitet wurden, zu deutlicher Anschauung, es beginnen die Klagen über Unsicherheit des Schreibgebrauchs, es erwacht die Sehnsucht und das Ringen nach einem bessern Zustand, Schriftsteller, Drucker und Grammatiker sind bemüht, die Schrift zu reinigen und zu festigen.

Im Verhältnis zur Sprache erscheint die Schrift als etwas Äußerliches und Gemachtes. Aber wie die Sprache sich fast unmerklich verändert, und als wäre sie ein selbständiges Wesen, das eigenen Entwickelungsgesetzen folgt, dem bewußten Willen des Einzelnen sehr wenig Einfluß gestattet, so ist doch auch der Schrift gegenüber die Macht des Einzelnen gering. Kühnere Neuerungen, auch wenn sie sachlich durchaus begründet waren, sind immer gescheitert, nur wer der Richtung folgte, auf die der Schreibgebrauch wies, konnte hoffen, ihn einige Schritte weiter zu bringen. Grade die Orthographen, die der Gewohnheit das meiste Recht einräumten, haben das meiste über sie vermocht. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stand die Freyersche oder Hallische Orthographie im höchsten Ansehn, in der zweiten die Gottsched-Adelungsche; alle drei aber verbitten sich die Ehre, als Erfinder einer eigenen Wortschreibung angesehen zu werden. Freyer erklärt: „der geneigte Leser wird gar leicht wahrnehmen, daß ich mich bemühet, die gantze Anweisung auf einen gewissen Grund zu setzen und doch den eingeführten usum scribendi, so viel nur immer möglich, nicht nur beyzubehalten, sondern demselben auch durch gute Gründe, insonderheit aber durch eine hinlängliche Analogie, hie und da aufzuhelfen". Gottsched: „Ich weis nicht, was jemand meiner Sprachlehre für ein Lob beygeleget: daß sie nämlich in einer neuen Schreibart geschrieben sey. Ich mag kein Neuling seyn, sondern mache mir eine Ehre daraus, wie ein Canitz, Besser,

Neukirch, Pietsch und Günther geschrieben zu haben. Dieß sind meine classischen Schriftsteller". Adelung: „Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, unsere gewöhnliche Orthographie rühre von irgend einem oder dem andern berühmten Sprachlehrer her. Besonders pflegte man sie in den neuern Zeiten gern die Gottschwedische zu nennen, weil man glaubte, Gottsched habe sie der Nation aufgedrungen; obgleich dieser, einige wenige ihm eigene Grillen abgerechnet, weiter nichts that, als daß er die Orthographie, welche er schon in völligem Gange fand, nach Regeln zu bestimmen, und auf zweifelhafte einzelne Fälle anwendbar zu machen suchte. So lange vor ihm Hier. Freyers Anweisung zur Teutschen Orthographie die gangbarste war, nannte man die herrschende Orthographie die Freyersche, oder wohl gar die Hallische, weil Freyer Inspector an dem Pädagogio zu Halle war, obgleich auch er sich ganz an die allgemein übliche Orthographie seiner Zeit band. Ich verbitte daher im voraus sehr feyerlich die Ehre, unsere allgemein übliche Orthographie, so wie ich sie vortragen werde, in der Folge nach meinem Namen zu benennen, indem ich im Grunde nichts Neues lehren, sondern mich nur bemühen werde, das Alte gründlicher, ausführlicher und fruchtbarer vorzutragen, als vor mir geschehen ist"[1]).

Es ist kein Zufall, wenn zu derselben Zeit, wo eine im wesentlichen feststehende Schriftsprache zu allgemeiner Anerkennung kam, auch die auf Verbesserung der Schrift abzielenden Bestrebungen matter wurden. Zwar hörte die Bewegung nicht ganz auf, aber sie trieb langsamer, und einzelne heftigere Stöße verloren in der Breite des Stromes ihre Kraft. Das Streben nach einer einheitlichen Sprache erschien bedeutend und wichtig; so lange dieses Ziel dazu zwang, in der Sprache gewohnte Wörter und Formen, in der Schrift gewohnte Wortbilder fahren zu lassen, leistete die sprachliche Bewegung der orthographischen Vorschub. Nachher war diese auf ihre eigene, sehr viel geringere Kraft beschränkt. Freilich waren noch immer genug Mißstände in der

1) Hagemann, Ist es ratsam, die sog. deutsche Schrift und die großen Anfangsbuchstaben der nomina appellativa aus unseren Schulen allmählich zu entfernen? — II. Die Majuskeltheorie der Grammatiker des Neuhochdeutschen von Joh. Kolroß bis auf K. F. Becker (Berlin 1880). S. 48.

Schrift, an vielen Stellen paßte das Gewand nicht recht, aber man war daran gewöhnt und ließ es gelten. Die Inkonsequenzen und Verkehrtheiten blieben zwar von Grammatikern nicht unbemerkt, aber sie störten nicht die Masse der Schreibenden; denn wer denkt im Besitz eines festen Schreibgebrauches an das Verhältnis zwischen diesem Gebrauch und der Sprache? Die Gedanken sind auf den Sinn gerichtet, die gewohnten Wortformen, gute und schlechte, fließen mit gleicher Leichtigkeit aus der Feder. Warum also theoretischer Gründe wegen die Gewohnheit aufgeben. „Veränderung üblicher Wortschreibung führt etwas Gewaltsames und Störendes mit sich; niemand behelligt sich gern mit Kleinigkeiten"[1]).

Eine lebhaftere Bewegung führte in diesem Jahrhundert das Studium des deutschen Altertums herbei. Durch die deutsche Grammatik Jacob Grimms wurde der Boden für eine richtige Würdigung der neuhochdeutschen Schriftsprache bereitet. Das Leben der Sprache erschloß sich dem Forscher, man lernte es in seiner anziehenden Gebundenheit kennen, wie es sich, dem Sprechenden unbewußt, nach Gesetzen, die nicht von außen hinein getragen waren, gestaltete und veränderte. Die früheren Grammatiker hatten Regeln gesucht, die Sprache zu bannen und zu formen, wie die Gartenkunst die Bäume in willkürliche Formen zwang, jetzt suchte man die Sprachgesetze, welche die Natur selbst gegeben hätte, und fand und liebte in ihnen das eigentümliche Leben der einzelnen Sprachen. Nicht mehr an der Regel sondern an den Gesetzen wurden die einzelnen Erscheinungen gemessen und gewürdigt.

Die neuhochdeutsche Schriftsprache erschien wenig erfreulich. Sie hatte sich nicht so durchsichtig und folgerichtig entwickelt, als die ältere Sprache und abgeschiedene Dialekte; die verschiedenen Mundarten hatten auf sie eingewirkt und Bestandteile an sie abgegeben, denen innere Übereinstimmung fehlte. Mehr als billig schien sie durch den Einfluß Einzelner verunstaltet und in ihrem Wachstum gehemmt. Grammatiker, die nichts von ihrer Entwickelung wußten und wissen konnten, hatten in ihrer Entscheidung

1) Gr. 1^2, 519.

oft fehl gegriffen und Formen begünstigt oder zurückgedrängt, die es nicht verdienten. Manches war noch in den Dialekten erhalten oder selbst im Schriftgebrauch nicht ganz erloschen, das zu neuem Leben berufen schien. Insbesondere erschien die Orthographie als barbarisch, noch immer belastet mit einem Überfluß von Zeichen, der das Bild des Wortes verunzierte und oft die jetzige Sprache von den Formen des Mittelhochdeutschen weiter trennte, als in den Lauten begründet war. „Mich schmerzt es tief", schreibt Grimm[1]), „gefunden zu haben, daß kein Volk unter allen, die mir bekannt sind, heute seine Sprache so barbarisch schreibt, wie das deutsche." Wust und Unflat nimmt er in dieser schimpflichen, die Gliedmaßen der Sprache ungefüg verkleisternden und entstellenden Schreibweise wahr.

Grimms Verhalten zu der hergebrachten Orthographie war nicht zu allen Zeiten gleich. Anfangs wurde er wenig durch sie bekümmert. Als er den ersten Band seiner Grammatik zum zweiten Male erscheinen ließ (1822), verwarf er schon die großen Anfangsbuchstaben der Substantiva, aber ohne selbst auf ihre Verbannung Wert zu legen. Mit den Jahren wuchs sein Widerwille und der Wunsch, die Schrift zu reinigen. Das deutsche Wörterbuch, hoffte er, sollte das Mittel werden, die Reform durchzuführen. „Jetzt beim Wörterbuch muß kühn vorangegangen oder ganz die Hand abgelassen werden. Das Wörterbuch soll die deutsche Sprache auf eine höhere Stufe ihrer Entwickelung emporheben; es soll nicht im Staub stehen bleiben, sondern ihn abschütteln und in reine Luft bringen wollen." In einem Brief, den er im Jahre 1849 an die Weidmannsche Buchhandlung richtete, stellt er seine Forderungen zusammen. Jedoch die Erwägung, daß Irrtümer und Vorurteile um so zäher und eigensinniger haften, je älter und unverständiger sie sind, und daß also ein entschiedenes Vorgehen gegen eine seit Jahrhunderten eingewurzelte Gewohnheit der Verbreitung und Wirkung des Wörterbuches unverhältnismäßigen Abbruch thun würde, bewog ihn, von seinem Vorhaben abzustehen, und sich darauf zu beschränken, in der Vorrede des Wörterbuches die Notwendig-

1) Kleine Schriften 1,348.

keit einer bis auf den Grund gehenden Verbesserung eindringlich darzulegen[1]).

In dem erwähnten Brief sagt Grimm, er habe sich nicht geweigert, in andern Büchern mit dem Strome zu schwimmen, aber wenn er auch dem herrschenden Gebrauch nicht einen andern festen Gebrauch entgegenstellte, so hatte er sich doch viele Abweichungen von dem Hergebrachten gestattet, welche zeigen, wohin seine Neigung ging[2]). Einmal war es die Einfachheit der Schrift, die Grimm vermißte und empfahl: „Das Gebrechen liegt in unbefugter, regellos schwankender Häufung der Vokale wie Konsonanten, wodurch die deutsche Schrift einen breiten, steifen und schleppenden Eindruck macht.“ (D. Wb. 1. IV.) Besonders auslautendes ff war ihm ein Greuel, auch einfaches s liebte er, wo es im Mittelhochdeutschen stand. Er schrieb also gern: Ros, Kus, gewis, Schif, Stof, Begrif, küst, gemist, schift. Hin und wieder begegnen wir auch Formen wie: verirt, verwirt, Irlicht u. s. w.; entbehrlich schien ihm die Doppelkonsonanz immer im Auslaut und vor einem t[3]). Statt dt schreibt er meist einfaches t, das th suchte er im Auslaut zu beseitigen, gegen das Dehnungs-h war er ziemlich nachgiebig, obwohl er es nicht für nötig hielt, dem Usus zu folgen. Unter den Gesichtspunkt der Einfachheit gehört auch die Beseitigung der großen Anfangsbuchstaben.

Das andere Ziel, das Grimm verfolgte, war, in der jetzigen Schrift so viel als möglich den Lautbestand der älteren Sprache hervortreten zu lassen. „Es wäre fast allen Übelständen abgeholfen“, schreibt er in dem erwähnten Brief, „wenn sich in der Hauptsache zu dem mittelhochdeutschen Brauch zurückkehren ließe, wodurch auch die Scheidewand zwischen Gegenwart und Vorzeit weggerissen und das lebendige Studium unsers Altertums unsäglich gefördert würde“. Demnach verlangt er eben dort, daß das dehnende h überall verworfen werde, nur da, wo es organischem, d. h. in der älteren Sprache vorhandenem h oder w entspricht, solle es erhalten bleiben. Ebenso soll das dehnende ie schwinden. „Schon jetzt schreiben viele

---

1) Zeitschrift für deutsche Philologie I, 227 f.

2) Über J. Grimms Orthographie von Karl Gustav Andresen. Göttingen. 1867.

3) Michaelis, Über J. Grimms Rechtschreibung. Berlin. 1868. S. 13. 32.

das richtige gibt für giebt und niemand wird sich dem siht, stilt für sieht, stiehlt weigern, zumal diese Formen nun mit ißt, nimmt in die Reihe treten. vil, zil ꝛc. haben gleich wenig Bedenken und stehn wie mir, dir, wofür mier, dier dem viel, ziel entsprechen würde .... geraten aber die dehnenden ie in Bann, so heben sich die organischen ie desto vortheilhafter und man wird sich gewöhnen, in ziehen, fliehen Lied (verschieden von Augen-lid) den Diphthong deutlicher auszusprechen (!), weshalb auch Liecht lux zu sprechen". Solche und ähnliche Forderungen, die Grimm hier aufstellt, hat er selbst in seinen Büchern nicht befolgt, aber sie bezeichnen die Richtung, in der er sich von der allgemeinen Sitte entfernte.

Das Beispiel, das der allverehrte Meister gab, zog andere auf dieselbe Bahn. Zwar klagt er selbst darüber, daß man ihm nur zaghaft oder gar nicht folge und man immer lieber auf den alten Fleck zurückkehre[1]), als mit vorzuschreiten: aber wenn man ihm auch nicht alles nachthat — Grimms Inkonsequenz selbst machte das fast unmöglich — seine Ziele fanden bei gar manchem Beifall und eifrige Jünger strebten in dem einen oder dem andern Punkte ihm nach.

Das Volk im allgemeinen freilich, auch die wissenschaftlich Gebildeten blieben diesen Bestrebungen fern. Aber was wußten sie auch davon? wie viele von ihnen hatten denn Grimms Schriften studiert? wer kümmert sich überhaupt noch um deutsche Grammatik, wenn er die Schule hinter sich hat? und doch war ohne grammatisches Studium kein Urteil und kein Verständnis für Grimms Ansichten zu gewinnen. Es war daher ganz natürlich, wenn diese über den Kreis der Fachgenossen nicht hinauskamen und wesentlich nur in den Büchern der Germanisten sichtbar wurden. Nur durch die Schule ließ sich hoffen, die Reform in's Leben zu führen.

Grimm selbst hat dieses Mittel nicht versucht; aber mancher Lehrer, der aus Grimms Werken Belehrung geschöpft und den belebenden Hauch einer reinen Hingabe an die Wissenschaft und das Leben seines Volkes empfunden hatte, verkündete in den stillen

1) Besonders scheint er es schwer empfunden zu haben, daß Lachmann nicht folgte. Vgl. Rede auf Lachmann, Kleine Schriften 1,160.

Räumen der Schule die Ansichten, die im Geräusch des Lebens unvernommen verhallten. Ein Aufsatz K. Weinholds, der 1852 in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien veröffentlicht wurde, versprach in dieser Beziehung von besonderer Bedeutung zu werden. Diese Arbeit, ausgezeichnet durch die völlige Beherrschung des Stoffes, durch die Klarheit der Darlegung, durch die Wärme der Überzeugung, veröffentlicht in einer viel gelesenen pädagogischen Zeitschrift, war wohl geeignet, der geplanten Reform in weiteren Kreisen die Bahn zu öffnen, und auch solche Lehrer für sie zu gewinnen, die germanistische Studien nicht betrieben hatten.

Es wäre, wie wir glauben, kein Segen gewesen, wenn die Wünsche; die Grimm für die Schrift hegte, sich erfüllt hätten. Gewiß ist die Vereinfachung der Schrift an und für sich wünschenswert, aber nicht jede Ersparnis eines einzelnen Buchstabens ist Vereinfachung der Orthographie. Die Konsonantverdoppelung in unserer Schrift ist nach einem einfachen durchgreifenden Gesetz geregelt, wer, wie Grimm das that, dieses Gesetz mit einzelnen Beispielen oder Gruppen von Beispielen durchbricht, vereinfacht nicht, sondern erschwert die Orthographie. Ein großer Mangel ist die inkonsequente Durchführung der Dehnungszeichen, ihre vollständige Beseitigung vielleicht wünschenswert, aber die Unterscheidung zwischen sogenanntem organischen h und unorganischem, das Verlangen Mohn zu schreiben, weil es früher mâhen, aber Lon weil es lôn hieß, ist durch unsere jetzige Sprache nicht gerechtfertigt, und würde nur zu neuer Verwirrung führen. — Die Bezeichnung des langen i durch ie ist an und für sich ein Mangel unserer Schrift, aber ein Mangel, der sich leicht trägt, weil dieses ie in allen deutschen Wörtern, mit wenigen Ausnahmen, eine feste Stelle hat; ein viel größerer Mangel würde es sein, wenn man Zil, vil, stilt u. dgl. verlangte, aber lieb, Dieb, Kiel u. s. w. beibehielte, und eine Scheidung hervorriefe, die nur für die wenigen, welche die alte Sprache kennen gelernt haben, verständlich wäre. — Das Bedenklichste aber ist die Hoffnung, es werde eine solche Scheidung auch die Aussprache beeinflussen und allmählich den alten längst heim gegangenen Diphthongen wieder ins Leben rufen; und weiter die auf diese Hoffnung gegründete Forderung, man solle auch Liecht schreiben, obschon jedermann hier kurzen Vokal

spricht. Grimm wählte in der angeführten Stelle Liecht als Beispiel, er hätte viele andere Wörter ihm zur Seite stellen können, denn viele haben in der Entwickelung vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen unorganische Lautveränderungen erfahren. So griff diese orthographische Reform über das Gebiet der Schrift hinaus in die Sprache; sie würde die Orthographie in vielen Punkten verschlechtert und verwirrt, die glücklich erlangte Einheit der Sprache gefährdet haben

Das Verdienst, diese Gefahr erkannt und überzeugend dargelegt zu haben, gebührt Rudolf von Raumer[1]). Mit siegreicher Klarheit widerlegte er die entgegenstehenden Ansichten, zeigte, daß die Forderungen der historischen Schule das Wesen unserer Schrift verleugnen, den Wert und die Bedeutung der hochdeutschen Schriftsprache verkennen. Der Grundcharakter der deutschen Schrift ist immer ein phonetischer gewesen, die alten Sätze: „Bringe deine Aussprache mit der Schrift in Einklang, schreib der richtigen Aussprache gemäß, sprich wie man schreibt", sind die Fundamentalsätze unserer Orthographie; ihnen verdanken wir eine einheitliche, über den Mundarten stehende Schriftsprache, denn an der Schrift hat diese Sprache sich entwickelt, und sie konnte das nur, weil die Schrift ein treues Bild der Sprache war. Daher ist es ein unglückseliger Mißgriff, das enge Band, das Sprache und Schrift im Deutschen umschlingt, zu lockern oder zu zerreißen.

Die Aufsätze und Recensionen, die Raumer über Orthographie und Orthographiebücher schrieb, haben Epoche gemacht; in den weitesten Kreisen haben seine Ansichten Verbreitung und Anerkennung gefunden. Freilich konnten sie die historische Richtung nicht wie mit einem Schlage unterdrücken. In orthographischen Lehrbüchern kam sie noch oft zum Durchbruch, teils weil die Verfasser ihr zugethan waren, teils weil sie die prinzipiellen Unterschiede nicht klar genug faßten; auch gelehrte Vertreter fanden sich noch, deren Arbeiten trotz der verkehrten Richtung durch reiches und gründlich verarbeitetes Material allen Anspruch auf unsere Anerkennung und unsern Dank haben. Aber sichtlich ver-

1) Seine hierher gehörigen Abhandlungen und Recensionen erschienen von 1855 an in der Ztschr. f. d. österr. Gymnas. und sind dann in die Gesammelten sprachwissenschaftlichen Schriften aufgenommen.

lor die Strömung an Kraft und eine wesentliche Gefahr für unsere Schrift ist von dieser Seite nicht mehr zu befürchten. Die Richtung, in der unsere Orthographie sich entwickeln soll, scheint durch Raumers Arbeiten gesichert.

Weiter mahnte Raumer zur bescheidenen Anerkennung des bestehenden Schriftgebrauches. Er wies mit Nachdruck darauf hin, daß wir eine allgemein anerkannte Schriftsprache und Schrift haben, und daß wir in letzterer, mag sie sich auch nicht immer der schicklichsten Mittel zu ihrem Zweck bedient haben, ebenso wie in der gemeinsamen Sprache ein hohes Nationalgut besitzen, welches man nicht leichtsinniger Weise gefährlichen Kuren unterziehen sollte. „Auch eine minder gute Orthographie", lauten seine beherzigenswerten Worte, „wofern nur ganz Deutschland darin übereinstimmt, ist einer vollkommeneren vorzuziehen, wenn diese vollkommenere auf einen Teil Deutschlands beschränkt bleibt, und dadurch eine neue keineswegs gleichgültige Spaltung hervorruft"[1]).

Aber grade die gründliche Erörterung, welche jetzt von verschiedenen Standpunkten aus vorgenommen war, weckte und steigerte das Verlangen nach Änderung, natürlich nicht in der großen Masse der Schreibenden; sie kümmerte sich nicht um die Theorie und fühlte sich leidlich wohl, indem sie der früh erworbenen Gewohnheit folgte; das Nachdenken, der Feind behaglicher Ruhe, blieb ihr fern. Aber anders sah es in der Schule aus. Die Lehrer, die den Unterricht im Lesen und Schreiben erteilen, wurden täglich und stündlich an die Übelstände gemahnt; sie sahen, wie viel Zeit und Mühe sie aufwenden mußten, einem Gebrauch zu Liebe, der Mißbrauch ist; sie beobachteten die Schwierigkeit, die das Kind schon beim Lautieren hat, um sich durch die queren Gänge der Schrift zu winden; wie viel andere nachher beim Schreiben, um ein Heer willkürlicher Ausnahmen sich einzuprägen. In dem Kinde selbst wird wenig oder nichts davon zum Bewußtsein kommen; es nimmt diese Sachen als eine Naturnotwendigkeit hin, die nicht schlimmer ist, als so vieles andere Ungemach. Aber der Lehrer denkt und fühlt für das Kind, er em-

1) Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften S. 138.

pfindet die Qual, jahraus, jahrein ein Kreuz auflegen zu müssen, von dem kein Segen kommt.

Neben die historischen Bestrebungen traten mit wachsender Kraft und steigender Bedeutung die Versuche einer phonetischen Reform, die es als die einzige Aufgabe der Schrift bezeichnete, mit möglichst einfachen Mitteln den gesprochenen Laut darzustellen. „Jedem Laut gebührt sein eigentümliches Zeichen; die einzige Aufgabe der Schrift ist es, die Laute der Sprache wiederzugeben".

Auch diese phonetische Richtung hängt mit einem neuen Zweige der Wissenschaft zusammen. Die historische Reform wurzelte in der historischen Grammatik; die phonetische trat zu derselben Zeit anspruchsvoller auf, als die Lautphysiologie gründlichere Beachtung und Pflege fand. Raumer selbst war der erste, der (schon im Jahre 1837) das historische Sprachstudium mit physiologischen Erwägungen in fruchtbare Verbindung brachte. Das Buch, welches dann, als die Bestrebungen allgemeiner wurden, ihnen vorzugsweise zur Grundlage diente: „Brücke's Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute", erschien ein Jahr nach Raumers erstem orthographischen Aufsatz.

Besondere Förderung erfuhr sodann diese phonetische Richtung ohne Frage durch die zunehmende Verbreitung der Stenographie. Tausende, die sonst vielleicht nie an orthographische Reformen gedacht hätten, wurden durch das Erlernen der Stenographie, deren Zweck Verzicht auf alles Überflüssige fordert, zum Reflektieren über das alte Schriftsystem angeregt und auf seine Schäden aufmerksam. Michaelis, der Pfleger der Stolzeschen Stenographie, gehörte zu den ersten Verfechtern einer phonetischen Reform[1]). — Seit einigen Jahren hat sich sogar ein Verein gebildet, der durch eine besondere Zeitschrift die phonetischen Bestrebungen auszubreiten sucht[2]).

---

1) Michaelis, Vereinfachungen der deutschen Rechtschreibung. Berlin 1854. Der Verfasser hat später in zahlreichen Schriften und besonders in seiner Ztschr. f. Stenographie und Orthographie in dieser Richtung gewirkt.

2) Reform. Zeitšrift des algemeinen fereins für fereinfahte Deutše rehtšreibung; begründet fon Dr. F. V. Frikke in Visbaden.

Es liegt in dieser Richtung gegenüber der früheren historischen etwas demokratisches. Jene auf die Kenntnis der alten Sprachen gegründete Reform war für die meisten etwas Geheimnisvolles, nur den Gelehrten verständlich; diese war zugänglich für alle, die richtig sprechen konnten; jene steigerte die Schwierigkeiten des Schreibens, diese versprach sie sämtlich zu beseitigen. Während jene ihrer Natur nach nur in den höheren Lehranstalten einigen Einfluß gewonnen hatte, flutet diese auch über die Volks- und Elementarschule und wird dort mit Vorliebe gehegt.

So herrscht seit einem Menschenalter auf dem Gebiete der Orthographie Unruhe und Bewegung, durch die namentlich die Schule bedrängt wird. Wenn die Lehrer vor allen andern das Bedürfnis nach einer Verbesserung empfanden, so ist das vollkommen gerechtfertigt; wenn sie dem Wunsche nicht widerstanden, begreiflich; daß aber daraus auch die größten Unzuträglichkeiten erwuchsen, nicht minder einleuchtend. Die Schulbehörden mußten auf Abhülfe bedacht sein.

Das Ober-Schulkollegium des ehemaligen Königreichs Hannover schritt zuerst ein. Es berief bereits im Jahre 1855 „eine Konferenz sachkundiger Lehrer, um deren Urteil darüber zu vernehmen, wie unter Festhaltung des allgemein herrschenden Gebrauches, wo ein solcher sich findet, in den hauptsächlicheren Fällen der Gebrauchsschwankungen die Schreibweise festzustellen sei, und darnach Ausarbeitungen zu veranstalten, welche dazu geeignet sind, eine größere Gleichmäßigkeit in der Schreibweise — vornehmlich durch den Gebrauch beim Schulunterricht, dann aber auch durch sonstige Benutzung — herbeizuführen". Als Ergebnis dieser Konferenz erschien: „Regeln und Wörterverzeichnis für deutsche Rechtschreibung, gedruckt auf Veranstaltung des Königlichen Ober-Schulcollegiums zu Hannover". Diese Arbeit, zum größten Teil ein Werk des um Schule und Wissenschaft wohl verdienten Direktors Hoffmann in Lüneburg, steht ganz auf dem Boden der historischen Schule; soweit sich deren Forderungen irgend mit der gestellten Aufgabe vereinigen ließen, sind sie angenommen. Besonders charakteristisch ist es, daß die Regel über die S-Laute in doppelter Form vorliegt; die eine folgt dem durch

Gottsched und Adelung festgestellten Brauche, die andere scheidet zwischen ß und ss nach historischen Gesichtspunkten (s. unten). Das letztere hielt die Mehrheit der Konferenz eigentlich für das richtige, aber da die ältern Regeln noch eine vorwiegende Herrschaft behaupten, trug sie Bedenken, die neuen Regeln allein aufzustellen. Empfohlen aber wurde ihre Befolgung den höheren Lehranstalten; für diese ist auch jedenfalls der Anhang bestimmt, in welchem sorglich die organischen ie und h von den andern geschieden und weitere grammatische Aufschlüsse über die S-Laute gegeben werden. Man dachte sich die Sache wohl so, daß die Schüler zuerst die gangbare Orthographie lernen, nachher aber, wenn sie mit dem Mittelhochdeutschen bekannt geworden, ihre Orthographie umändern und mit ins Leben nehmen sollten; allmählich werde sie dann Gemeingut werden. Noch neuerdings sind solche Gedanken von einem praktischen Schulmanne ausgesprochen.

Ein ähnliches Buch wie die hannöversche Regierung ließ sechs Jahre später die württembergische ausarbeiten: „Regeln und Wörterverzeichniß für die deutsche Rechtschreibung, zum Gebrauch in den württembergischen Schulanstalten amtlich festgestellt. Stuttgart 1861." Einen ausgeprägten Charakter trägt dieses Büchlein nicht; es verhält sich ablehnend fast gegen alle Neuerungen, wenigstens gegen alle generellen Neuerungen; nur in der Schreibung einzelner Wörter merkt man zuweilen den berechtigten Einfluß der historischen Schule. Der schwäbische Dialekt kommt seltsam zum Ausdruck in § 20, wo es heißt, daß in der Aussprache drei verschiedene S-Laute unterschieden würden, der weiche S-Laut werde durch ſ, s (!), der mittlere durch ß, der harte durch ss, im Auslaute durch ß vertreten, bezeichnet. In den Perfektformen floßen, rißen, schoßen, schloßen wird ß geschrieben, weil hier stillschweigends langer Vokal angenommen wird.

Die preußische Regierung erwog auch die Sache. Sie ließ von einem hervorragenden Germanisten einen Entwurf ausarbeiten; derselbe wurde lithographiert, kam aber nicht in die Öffentlichkeit. Man beschränkte sich darauf, unter dem 13. Dez. 1862 eine Ministerialverfügung zu erlassen, in der es heißt: „Die

in den Prinzipien der deutschen Orthographie und Interpunktion noch herrschende Unsicherheit ist kein Grund, den Schülern darin Willkür oder Unachtsamkeit nachzusehen. Die Schule hat das auf diesem Gebiete durch das Herkommen Fixirte in den unteren und mittleren Klassen zu sicherer Anwendung einzuüben, und es ist dem einzelnen Lehrer derselben Anstalt nicht zu gestatten, die Übereinstimmung des Verfahrens, zu welchem die Lehrer derselben Anstalt sich vereinigen müssen, um theoretischer Gründe willen zu stören." Am 7. Januar 1868 wurde die Verfügung wiederholt. Das Ziel, welches der Schule hier gesteckt war, sowie die Forderung, daß die Lehrer derselben Anstalt nicht verschiedene und widersprechende Vorschriften geben sollten, verdienen rückhaltlose Anerkennung; aber daß die Einigung auf die einzelnen Schulen beschränkt blieb, war augenscheinlich ein unzureichender Notbehelf; und selbst auf so beschränktem Gebiet war die Einigung nicht leicht zu begründen. Auf keinen Fall war sie anders denkbar, als auf Grundlage einer geschriebenen oder gedruckten Vorlage. Diese zu schaffen blieb den Lehrern überlassen.

Den Weg einer freien Vereinigung hatten schon im Jahre 1857 die Lehrerschaft der ersten und zweiten Bürgerschule und der Realschule zu Leipzig eingeschlagen. Auf Veranlassung des Direktors Dr. Vogel wurde eine Kommission erwählt, deren eingehende Ausarbeitung die Zustimmung der genannten Lehrerkollegien erhielt. Für die Schüler wurde ein Auszug angefertigt: „Regeln und Wörterverzeichnis für deutsche Rechtschreibung, zunächst zum Gebrauch in der Realschule und den Bürgerschulen zu Leipzig;" auch die grundlegende ausführlichere Arbeit wurde in Druck gegeben[1]). Die Regeln waren ursprünglich im engen Anschluß an das hannöversche Büchlein und unter Benutzung von Andresens Werk über deutsche Orthographie bearbeitet; aber in der zweiten Auflage brach sich die veränderte Strömung Bahn, indem die Schreibung mis, nis, ieren gegen miß, niß, iren vertauscht wurde. Noch jetzt soll das Büchlein in den Leipziger Schulen maßgebend sein.

In Berlin legte man im Jahre 1871 Hand an ein ähnliches

1) Über deutsche Rechtschreibung vom wissenschaftlich-praktischen Standpunkt 2c., herausgegeben von Dr. K. Klaunig. Leipzig.

Unternehmen. Der Verein der Gymnasial- und Realschullehrer wählte auf den Antrag des Direktors Dr. Bonitz eine Kommission von fünf Fachmännern, damit sie auf Grund der üblichen Schreibweise ein kurzes Regeln- und Wörterverzeichnis enthaltendes Schulbuch abfaßte. Die Ausarbeitung wurde als Manuskript gedruckt sämtlichen Mitgliedern des Vereins vorgelegt und von diesem in seiner Versammlung vom 24. Mai angenommen[1]).

Das Berliner Regelbuch schloß sich rückhaltlos an Raumers Arbeiten an, dessen Gesichtspunkte nicht nur von den Verfassern, sondern von allen Mitgliedern des Vereins gebilligt wurden. „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen", steht als „Grundsatz" an seiner Spitze. Der phonetische Grundzug unserer Schrift ist damit nachdrücklich hervorgehoben; die Grenzen aber, die derselbe durch die Rücksicht auf die Verwandtschaft der Worte findet, sind ebenso nachdrücklich durch die Vorbemerkungen anerkannt. Zahlreiche Doppelschreibungen sind aufgenommen, sowohl in vereinzelt stehenden Wörtern, als auch in allgemeineren Bestimmungen. Teils widersprechende Anschauungen der Mitglieder des Vereins, teils die Rücksicht auf den wirklich schwankenden Gebrauch zwangen dazu, und die Verfasser sahen darin keinen sonderlichen Nachteil. Diese Verzeichnung doppelten Gebrauchs hält das Bewußtsein lebendig, daß die Orthographie einem naturgemäßen Schwanken unterliegt, der Entwickelung fähig und bedürftig ist.

Obschon der Verein weder eine rechtliche Vertretung der Berliner Gymnasien und Realschulen ist, noch einen besonderen Auftrag zur Abfassung eines solchen Schulbuches hatte, noch auch, wie jüngst irgendwo zu lesen war, das Büchlein von Seiten des Ministeriums mit einem Zwangspaß ausgestattet war, so fand die Arbeit doch bald Eingang nicht nur in den Schulen Berlins, sondern auch außerhalb; ungefähr 70 000 Exemplare sind in den neun Jahren seines Bestehens abgesetzt.

In ein neues Stadium kam die Angelegenheit im Jahre 1872. Die Verhandlungen, die nach der Gründung des deutschen Reiches zwischen den einzelnen Staaten über die Schuleinrichtungen ge-

---

1) Dazu erschienen: Erörterungen über deutsche Orthographie zur Begründung und Erläuterung der Schrift; Regeln und Wörterverzeichnis ꝛc. (Abdruck aus der Zschr. f. Gymnasialw.) Berlin. 2. Aufl. 1871."

pflogen wurden, führten auch auf die Orthographie. Die Delegierten der Bundesregierungen, welche im Oktober 1872 über Fragen des höheren Schulwesens konferierten, hatten als einen der Gegenstände, für welche die Herstellung einer Einigkeit in den Grundsätzen erstrebenswert sei, die Frage der deutschen Orthographie behandelt und zur Erreichung dieses Zieles Vorschläge gemacht. Diesen Vorschlägen gemäß suchte der Minister Falk am 30. Dezember 1872 die Ermächtigung der deutschen Regierungen nach, Rudolf von Raumer um die Ausarbeitung eines Entwurfes anzugehen. Sämmtliche Regierungen entsprachen diesem Auftrage; Raumer übernahm die Arbeit, und wiederum unter Zustimmung der andern Regierungen trat im Jahre 1876 die orthographische Konferenz in Berlin zusammen. Mehrere Regierungen hatten freiwillig die Erklärung abgegeben, in der schließlichen Entscheidung mit dem preußischen Unterrichtsministerium zusammengehen zu wollen. In elf anstrengenden Sitzungen wurde vom 4. Januar an die Raumersche Vorlage durchberaten; mancher Beschluß wurde einmütig gefaßt, in andern Fragen trennten sich die Meinungen, zuweilen entschied nur eine geringe Majorität von ein oder zwei Stimmen. Die Verhandlungen der Konferenz wurden später nebst den Raumerschen Vorlagen dem Publikum vorgelegt[1]); näher brauche ich auf diese Arbeit hier nicht einzugehen, da sie praktische Bedeutung nicht gewonnen hat. Eine kurze Zeit beschäftigte sich die Presse mit ihr, dann wurde sie vergessen, keine der Regierungen sah sich veranlaßt, sie ins Leben zu führen.

Die Hoffnung, die gar mancher auf diese orthographische Konferenz gesetzt hatte, war gänzlich gescheitert, der unleidliche Zustand in keiner Weise gebessert; im Gegenteil die Verwirrung war durch den ergebnislosen Verlauf der Konferenz noch gesteigert. Obschon der Staat ihre Beschlüsse nicht anerkannt hatte, machten sie sich doch manche zu eigen, gingen auch wohl noch etwas darüber hinaus, um gewissen Bestimmungen, denen der schwankende Charakter von Majoritätsbeschlüssen gar zu deutlich anklebte, die wünschenswerte Abrundung zu geben. Um ein bestimmtes Beispiel

1) Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz. Berlin, den 1. bis 15. Januar 1876. Halle.

anzuführen, so lagen mir zu Ostern 1877 Abiturientenaufsätze vor, die nach den Beschlüssen der orthographischen Konferenz geschrieben waren. Der betreffende Lehrer erhielt vom Provinzial-Schulkollegium eine Zurechtweisung, aber die Sache war geschehen.

Wer die Verhältnisse der Schule kennt, konnte sich kaum der Überzeugung verschließen, daß, da die Konferenzbeschlüsse nicht zur Norm erhoben waren, irgend etwas anderes geschehen müsse. Dazu drängten nicht nur die Zustände in Deutschland, sondern auch in Österreich, das an jener Konferenz nicht beteiligt war. Ich bin über die dortigen Verhältnisse nicht genauer unterrichtet. Jedenfalls wird die österreichische Verwaltung nicht ohne Grund unter dem 2. August 1879 ein Orthographiebuch, zunächst für die Volksschulen, angeordnet haben. Die höheren Lehranstalten aber wurden auf die Notwendigkeit einer Einigung mindestens für jede Anstalt hingewiesen. Es war das eine ähnliche Verordnung, wie sie in Preußen bestand, und sie führte dort zu einem ähnlichen Unternehmen, wie es der Verein der Berliner Gymnasial- und Realschullehrer ins Leben gerufen hatte. Auf Grund der Beschlüsse der Berliner Konferenz arbeitete Prof. L. Blume einen Entwurf aus, der von einer Kommission beraten, schließlich von dem Vereine „Mittelschule" angenommen und publiziert wurde[1]).

Zu derselben Zeit entschloß sich in Bayern die Schulverwaltung zu entscheidendem Schritte. Wie in Österreich legte man auch hier Raumers Vorlage und die Verhandlungen der orthographischen Konferenz zu Grunde. Die Einführung erfolgte durch ministerielle Verfügung vom 21. September v. J. Indem der bayerische Staatsminister seinen preußischen Kollegen von diesem Vorgang in Kenntnis setzte, gab er zugleich der Erwartung Ausdruck, daß, da das bayerische Regelbuch dieselben Grundsätze inne halte wie das Berliner, und dieses in den verschiedenen Provinzen Preußens bereits eine erhebliche Verbreitung gefunden habe, die Herstellung einer gleichmäßigen deutschen Rechtschreibung in den sämmtlichen Schulen Deutschlands in nicht allzu ferner Zeit gelingen werde.

---

1) Regeln der deutschen Rechtschreibung, herausgegeben vom Verein „Mittelschule". Wien 1879.

Man hat gefunden, daß diese Hoffnung des bayerischen Ministers auf einem trügerischen Grunde beruhe, denn thatsächlich walte ein sehr großer Unterschied zwischen seinen Vorschriften und denen des Berliner Regelbuches. Aber diese Unterschiede reduzieren sich auf ein sehr bescheidenes Maß, wenn man den richtigen Standpunkt für die Vergleichung nimmt. Wer, um zwei Häuser zu vergleichen, die einzelnen Balken und Steine prüfte, würde notwendig zu dem Resultat kommen, daß beide unendlich verschieden seien; alle seine einzelnen Bemerkungen könnten richtig sein, und doch das Gesamturteil sehr unrichtig; denn nicht auf diese Einzelheiten kommt es an, sondern auf Plan und Einrichtung des Ganzen. — Das Berliner Orthographiebuch hatte es seiner Zeit unternommen, die Prinzipien, die Raumer entwickelt hatte, praktisch zu verwerten, Raumer wiederum hatte in seinem Entwurf für die orthographische Konferenz sich eng an das in der Praxis bewährte Berliner Buch angeschlossen[1]), auf Raumers Entwurf beruht das bayerische Büchlein. Dieses wechselseitige Verhältnis verbürgt schon die Kontinuität der Entwickelung. In den Prinzipien herrscht Einhelligkeit, in den wichtigeren allgemeinen Vorschriften — die Silbenbrechung beim Übergang von einer Zeile in die andere rechnen wir nicht dazu — kein Widerspruch. Das Einzelne wird in dem folgenden Kommentar genauer behandelt werden, hier hebe ich nur die Punkte hervor, welche dem Publikum als Abweichungen von dem gemeinen Gebrauch besonderen Anstoß gegeben haben. Die Endung -nis empfiehlt das Berliner Buch, das bayerische verlangt sie; für die Endung -ieren erkennt das Berliner Buch schwankenden Gebrauch an, das bayerische entscheidet für -ieren; über das th lehrt das Berliner Buch in den früheren Ausgaben, es sei „im Schwinden begriffen", in den späteren, es sei das einfache t statt des überflüssigen th schon sehr verbreitet, das bayerische Buch hat bis zu einer gewissen Grenze das h beseitigt. Also ein Widerspruch findet hier nicht statt, der Unterschied ist nur der, daß die bayerische Staatsorthographie bestimmte Vorschriften an die Stelle des Zweifels und der freien Wahl gesetzt hat, in einem Punkte (-ieren) aller-

1) Verhandlungen S. 53.

dings eine Vorschrift, die nicht im Sinne des Berliner Regelbuches lag. In einzelnen Wörtern widerstreiten die beiden Bücher einander, aber diese kommen gegenüber den allgemeinen Regeln gar nicht in Betracht; von größerer Bedeutung ist hier nur der Unterschied in der Schreibung des Adjektivums t o t und seiner Ableitungen.

Daß die freie Wahl, die das Berliner Buch in manchen Punkten von allgemeiner Wichtigkeit offen ließ, beseitigt ist, hängt mit einem andern wichtigen Schritte zusammen, den die bayerische Regierung wagte. Indem sie den Gebrauch ihres Regelbuches verfügte, traf sie zugleich die Bestimmung, daß bei der Einführung neuer Lehrbücher denjenigen der Vorzug zu geben sei, welche die vorgeschriebene Orthographie befolgten. Die bereits eingeführten, für den deutschen Unterricht bestimmten Lehrbücher aber würden nur dann auch für die Zukunft genehmigt und empfohlen werden, wenn der Verleger bei dem Druck einer neuen Auflage sich zur Einhaltung der für die Schulen des Königreiches vorgeschriebenen Orthographie verstehe. Diese Bestimmung ist von einer großen praktischen Bedeutung, sie ist nach meiner Überzeugung notwendig, wenn wirklich Sicherheit in der Rechtschreibung erzielt werden soll. Denn wir erwerben diese Sicherheit nicht sowohl durch auswendig gelernte Regeln, auch nicht durch das eigene Schreiben allein, sondern zum großen, ja vielleicht zum größten Teil durch das Lesen. Die immer wiederkehrenden Wortformen prägen sich ein, stellt sich ein Wort bald in diesem, bald in jenem Gewande dar, so ist es unmöglich, den sicheren Takt zu erwerben, der allein zu einem bequemen, durch Zweifel ungestörten Gebrauch der Schrift führt. Übereinstimmung zwischen den orthographischen Vorschriften und den Schulbüchern, wenigstens insoweit diese in den untern Klassen gebraucht werden, ist unentbehrlich. Erreichen aber läßt sich diese Übereinstimmung nur, wenn erstens die Vorschriften fest und bindend sind, Doppelschreibungen möglichst vermieden und namentlich nicht in allgemeinen Regeln, die eine große Zahl von Wörtern betreffen, zugelassen werden; wenn zweitens die Einigung über die Orthographie nicht, wie die früheren Verordnungen als Minimum verlangten, auf die einzelnen Schulen beschränkt bleibt; denn un-

möglich können für alle einzelnen Schulen besondere Bücher gedruckt werden.

Die bayerische Unterrichtsbehörde hatte nicht ohne Vorwissen des preußischen Unterrichtsministers ihr Werk unternommen; eine Korrespondenz mit dem Minister Falk war ihren Verordnungen vorangegangen, durch welche das vollständige Einverständnis über die einzuhaltenden Grundsätze konstatiert wurde[1]). Die Ministerien waren sorglich darauf bedacht, in einer Angelegenheit, die über die Interessen der einzelnen Staaten hinausgreift, Übereinstimmung des Verfahrens zu wahren. Schon nach dieser Vorbereitung war es fast unvermeidlich, daß Preußen dem Vorgang Bayerns folgte. Und wenn bei dem Nachfolger Falks noch Bedenken und Zweifel gegen einen solchen Schritt sollten bestanden haben, so mußten sie durch einen neuen Zwischenfall gehoben werden.

Eben hatte man in Bayern für die Schule zu sorgen gesucht, da unternahm es die Firma Breitkopf & Härtel in Leipzig, noch ohne etwas von den Maßnahmen der bayerischen Regierung zu wissen, die Druckereien zu einer einheitlichen deutschen Orthographie zu verbinden, indem sie durch ein Circularschreiben vom 24. September 1879 ein von Sanders gearbeitetes „Orthographisches Hilfsbuch" den gesammten betreffenden Firmen Deutschlands zur Annahme empfahl. Nachdem eine ansehnliche Zahl von Druckereien in die Vereinbarung eingetreten war, richtete die Firma an den preußischen Unterrichtsminister den Antrag, zu genehmigen, oder noch lieber vorzuschreiben, daß die Schulbücher in dieser Orthographie möchten gedruckt werden.

Dieser Antrag erfolgte mehrere Wochen, nachdem in Bayern die Verfügung über die amtliche Orthographie erlassen war, am 20. Oktober. Wäre derselbe erfolgt, ehe das bayerische Werk begonnen, wenigstens ehe es beendet und durch amtliche Verfügung festgestellt war, die Sache hätte sich erwägen lassen; denn der Versuch der Leipziger Firma verdient an und für sich Anerkennung und Lob. Aber er war zu ungünstiger Zeit unternommen, un-

1) Vgl. das von den offiziellen Zeitungen veröffentlichte Schreiben, welches der preußische Unterrichtsminister unter dem 21. Januar 1880 an die übrigen Minister richtete.

mittelbar nachdem von anderer Seite ein entscheidender Schritt gethan war.

Die bayerische Regierung hatte im Einverständnis mit der preußischen und unter Rücksicht auf die in Preußen obwaltenden Verhältnisse gehandelt. Es wäre wahrlich eine üble Antwort gewesen, wenn der preußische Unterrichtsminister den Antrag der Druckereien genehmigt hätte. Er hätte die Verbindlichkeiten, die sein Amtsvorgänger geknüpft hatte, nicht gelöst, und Schritte, die mit reiflicher Überlegung gethan waren, verleugnet. Er hätte aber auch die Bahn verlassen, in der sich seit Jahrzehnten unverkennbar die Entwickelung unserer Schrift bewegt, und eine Orthographie in die Schulen eingeführt, die, obschon sie als Ausdruck des gemeinen Gebrauches angesehen werden will, doch in nicht wenigen Punkten von demselben abweicht, und, was wohl zu beachten ist, in ihren Abweichungen eine Richtung verfolgt, die in der Geschichte unserer Schrift nicht begründet ist, und, wenn sie konsequenter verfolgt würde, ihr schweren Nachteil bringen würde. Er hätte endlich durch solches Vorgehen Bayern isoliert; die beiden bedeutendsten Staaten Deutschlands hätten eine in vielen Punkten sich widersprechende Orthographie sanktioniert, das Band der Einheit wäre zerrissen gewesen.

Der preußische Unterrichtsminister durfte und konnte dem Privatantrage keine Folge leisten, er durfte auch nicht die Hände in den Schoß legen und dem steigenden Wirrwar unthätig zusehen; die Sache und die Pflicht forderten, auf der eingeschlagenen Bahn zu beharren, sich dem Vorgehen Bayerns anzuschließen und dadurch die Einheit zu sichern und zu festigen. Da es nicht thunlich erschien, einfach das bayerische Regelbuch zu acceptieren, so gab der Minister den Auftrag, ein besonderes Buch zur Einführung in die preußischen Schulen, aber „in möglichster materieller Übereinstimmung" mit der bayerischen Orthographie abzufassen. Im Januar 1880 erschien das Werkchen. Seit Ostern ist es für den Unterricht in den preußischen Schulen maßgebend, und nunmehr eine fast vollständige Übereinstimmung zwischen der preußischen und bayerischen Schulorthographie erreicht[1]). In der Schreibung ein-

1) Ein Verzeichnis der Abweichungen giebt Michaelis, Ztschr. f. d.

zelner Wörter sind Unterschiede geblieben; aber ihre Zahl und Bedeutung ist verhältnismäßig sehr gering; jedenfalls stehen die beiden Bücher sich näher, als irgend zwei andere früher erschienene Orthographien. Sie bezeichnen einen wesentlichen Schritt zur Einheit, Ordnung und Vereinfachung unserer Rechtschreibung.

So viel an ihm war, hat also das preußische Ministerium gethan, die Zersplitterung auf dem Gebiete der Orthographie zu verhüten. Eine Vereinbarung für alle deutschen Staaten zu schaffen, steht nicht in seiner Macht; es ist Sache der einzelnen Regierungen, über die Orthographie ihrer Schulen zu entscheiden. Ich hoffe, daß sie sich der preußisch-bayerischen Vereinigung anschließen werden; ob dadurch, daß sie eins der beiden Regelbücher acceptieren, wie Oldenburg und Reuß j. L. gethan haben, oder dadurch, das sie neue Werke zusammenstellen lassen, welche zu den bezeichneten Büchern in ähnlichem Verhältnis stehen, wie diese unter sich, scheint uns von geringem Belang. In jedem Falle kommt man der von allen erstrebten Einheit näher.

Wer die Vorgeschichte der preußischen Schulorthographie kennt, der möchte sich wundern, daß ihre Einführung so außerordentliches Aufsehen hervorrief, wenn nicht anderseits bekannt wäre, wie wenig sich das Publikum im allgemeinen um die Dinge kümmert, die ihm weder interessante Unterhaltung versprechen, noch an den Geldbeutel gehen. Was sich seit dreißig Jahren vorbereitet hatte und fast mit Naturnotwendigkeit nahte, dadurch wurde man überrascht, das erschien als etwas Plötzliches, durch persönliche Willkür Geschaffenes, und wurde darnach beurteilt.

Die Presse beschäftigte sich eifrig mit der Angelegenheit; einzelne Blätter begrüßten die Verordnung mit Freuden, viele verhielten sich ablehnend, andere nahmen eine zuwartende Stellung ein; auch an solchen fehlte es nicht, die zuerst Hosiannah riefen und später: Kreuziget ihn! Manche Artikel waren augenscheinlich dazu bestimmt, das Publikum zu verwirren, andere es durch ungeheure

Interessen d. Realschulw. 1880. S. 193. Eine andere Zusammenstellung, welche auch die österreichische, württembergische und Sanders'sche Orthographie berücksichtigt, gab Gemß in der Ztschr. f. d. Gymnasialw., Noë in der Ztschr. f. d. Realschulw. (Wien 1880). 5,264 f.

Vorstellungen zu schrecken, wieder andere es mit Spott und keckem Hohn zu belustigen.

Wenn man bedenkt, daß die Zeitung für bei weitem die meisten Leser Unterhaltungs-Lektüre ist, bei der sie von der eintönigen Tagesarbeit, die das Herz kalt und die Phantasie leer läßt, Erholung suchen, so wird man nicht Klagen und Vorwürfe erheben, daß auch die Orthographie zu Sensationsartikeln und spaßhaften Auseinandersetzungen benutzt wurde. Wenn nur die Tagespresse darüber nicht die andere ernstere Aufgabe so gar vergessen hätte, den schönen Beruf, an der geistigen Bildung des Volkes zu arbeiten, es über Fragen von allgemeinem Interesse aufzuklären und zu belehren. Als ich mich entschlossen hatte, diese Bogen zu schreiben, habe ich, abgesehen von kleineren Notizen, weit über hundert Zeitungs-Artikel gelesen, die in den Monaten Februar und März erschienen sind; sehr wenige waren darunter, die von Sachkenntnis zeugten und den Wunsch bekundeten, ihren Lesern zu einem auf Sachkenntnis begründeten Urteil zu verhelfen; viele aber waren darauf bedacht, widerstrebende Empfindungen zu wecken, und hielten sorglich fern, was die Erregung hätte mildern können. Man bediente sich der Puttkamer-Orthographie als eines Treibsteckens, und vorwärts ging es ohne Umsehen und Einsehen. Besonders tüchtig erwies sich in dieser Beziehung die Nationalliberale Korrespondenz; es war unverkennbar, die orthographische Angelegenheit sollte als politisches Mittel verbraucht werden. Jedoch keineswegs alle liberalen Zeitungen nahmen an diesem Treiben teil. Manche warnten ausdrücklich vor einer „faktiösen und systematischen Opposition"[1]), und unter den Zeitungen, welche eingehende sachliche Artikel brachten, nehmen liberale Blätter ohne Frage die erste Stelle ein; wir nennen hier in erster Linie die Kölnische Zeitung, die Staatsbürger-Zeitung, die Korrespondenz des deutschen Vereins.

Die allgemeine Diskussion behandelte die Zulässigkeit und Zweckmäßigkeit des eingeschlagenen Verfahrens.

Daß es notwendig sei, für die Schule eine feste Ordnung zu schaffen, wurde allgemein anerkannt. Aber Bedenken hatte man

1) Rheinischer Kurier 1880. Nr. 29. 1. Ausg.: „Laßt uns des Ministers politische und religiöse Prinzipien bekämpfen, aber tragen wir die Opposition nicht auf ein Gebiet über, welches mit diesen nichts zu schaffen hat".

dagegen, daß diese Ordnung nur für die Schulen eines einzelnen Staates erlassen war, und zweitens fürchtete man den Konflikt zwischen der Orthographie der Schule und des Lebens.

Es ist unleugbar ein Mißstand, daß nicht in allen Schulen Deutschlands dieselbe Orthographie gilt; aber dieser Mißstand ist nicht erst durch die ministeriellen Verordnungen geschaffen. Sie haben nicht eine vorhandene Einheit gestört, sondern eine erstrebte Einheit noch nicht ganz erreicht. Früher standen die einzelnen Schulen als kleine autonome Gewalten neben einander, jetzt sind die Schulen ganzer Staaten zu festen Gruppen verbunden. Die Grenzen, welche jetzt zwischen den Staaten bestehen, sind nicht stärker, als sie früher zwischen den einzelnen Schulen sein konnten, und die Zahl der Grenzen ist bedeutend kleiner geworden. Der völlige Zusammenschluß kann um so weniger Schwierigkeiten haben, als man von vornherein auf denselben bedacht gewesen ist. Unbequemer als der frühere Zustand der Autonomie oder Anarchie ist der jetzige Zustand allein für die Verfasser und Verleger solcher Schulbücher, welche in verschiedenen Staaten gebraucht werden, und sich nun nach verschiedenen Vorschriften richten sollen. Wir haben schon Schulbücher, die in besonderen Ausgaben für protestantische und katholische Schulen erscheinen. Schlimm genug! sollen nun noch zwanzig oder dreißig verschiedene Ausgaben mit Rücksicht auf die Staats-Orthographie veranstaltet werden? — Nun, durch die jetzigen Verhältnisse wird das nicht verlangt. Preußen und Oldenburg stimmen überein, Bayern steht ihnen so nah, daß meines Erachtens dem Gebrauche eines Schulbuches, daß sich entweder nach dieser oder jener Orthographie richtet, in dem Bereiche der andern nichts im Wege stehen möchte[1]). Für die andern Staaten, welche die Orthographie ihrer Schulen nicht fixiert haben, steht der Markt von selbst offen; und wenn sie zu einer Fixierung schreiten, so ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß ihre Vorschriften nicht einen unerträglichen Zwiespalt schaffen werden.

Aber mögen die Unterschiede, die vorhanden oder zu erwarten sind, auch gering sein, mag der jetzige Zustand auch besser sein

---

1) Wie mir mitgeteilt wird, sind von beiden Staaten dem Verlagsbuchhandel schon Erklärungen in diesem Sinne gegeben.

als der frühere, der beste ist er jedenfalls nicht, das Ziel einer einheitlichen Schreibung ist noch nicht erreicht. Es ist in den letzten Monaten oft und stürmisch das Verlangen nach dieser Einheit ausgesprochen, Wege bezeichnet, auf denen es zu erreichen sei. Manche setzten ihre Hoffnung auf das Reich, andere verlangten eine deutsche Akademie, wieder andere wollten einen Kongreß, der auch von Österreich und der Schweiz zu beschicken wäre. Es liegt mir hier fern, die Brauchbarkeit dieser Pläne zu prüfen, auch die Erörterung scheint mir müßig, ob es nicht besser gewesen wäre, einen dieser Wege zu betreten und dadurch den jetzigen Zustand zu vermeiden; ob man nicht schon vor vier Jahren lieber der Arbeit der orthographischen Konferenz die staatliche Anerkennung hätte gewähren sollen; auf alles dies kommt es nicht mehr an. Die einzige praktische Frage ist die: was ist unter den jetzigen Verhältnissen zweckmäßig und ratsam. Mir schiene es äußerst bedenklich, jetzt die Hand an eine neue ganz Deutschland oder die ganze deutsche Zunge umfassende Regelung zu legen. Denn entweder die neue Arbeit stimmt mit der preußisch-bayerischen Orthographie überein: und dann ist sie überflüssig; oder sie stimmt nicht mit ihr überein, und dann werden gar unerträgliche Verhältnisse geschaffen.

Durch die ministerielle Verordnung ist eine Übergangsfrist von fünf Jahren gesetzt, innerhalb deren neben den Schulbüchern, welche die Staats-Orthographie angenommen haben, auch solche gebraucht werden können, die der alten Orthographie folgen. Eine solche Übergangszeit war ganz unvermeidlich, manchen schien sie noch nicht einmal lang genug bemessen. Würde nun jetzt eine Reichsorthographie ins Leben gerufen, so könnte man doch auch diese nicht plötzlich durchführen, man würde dem alten Gebrauch sowohl als der neuen Staatsorthographie einen angemessenen Zeitraum zum Ableben verstatten müssen, und in diesem Zeitraum würden dann für die meisten Schulen Deutschlands drei verschiedene Orthographien anerkannt sein. Diese einfache Erwägung dürfte genügen, für jetzt das Projekt einer neuen Festsetzung als nicht ratsam erscheinen zu lassen.

Was nun das Verhältnis zwischen Schule und Leben betrifft, so hat man es hart getadelt, daß die neue Orthographie in einigen

Punkten sich entschieden von dem gemeinen Schreibgebrauch entfernt. Die Schulbehörde sollte sich genügen lassen, periodisch für ihre Zwecke zu konsolidieren, was der Sprachgeist langsam aber stetig umgestaltend hervorbringe; Reformen seien nötig, aber es sei verkehrt mit der Schule anzufangen, und unerhört durch die Schule das Leben meistern zu wollen. Früher sei es umgekehrt gewesen. Männer wie Gottsched und Adelung hätten Einfluß genossen im Publikum, Gelehrte und Schriftsteller seien ihren Festsetzungen gefolgt, und dann erst seien sie allmählich in die Schule gekommen. — Ich kann weder diese allgemeinen Anschauungen, noch die einzelnen bestimmten Angaben als richtig anerkennen. Von Adelung ist es bekannt genug, daß er zuerst seine Sprachlehre für Schulen schrieb und zwar im Auftrage Friedrichs des Großen; vom Staat ging die Anregung aus, und der Staat lieh dem Werke seine Autorität. Gottsched ging auf eigne Hand vor; aber auch er war keineswegs der Ansicht, daß er die Einführung seiner Vorschriften in die Schule hinausschieben solle, bis die Erwachsenen sie gebilligt hätten. Er selbst verfertigte „zum Gebrauch der Jugend" einen Auszug aus dem größeren Werk, den er als „Kern der deutschen Sprachkunst" erscheinen ließ, und legt großes Gewicht darauf, daß seine Grammatik in der kaiserlichen Residenz selbst auf aller höchste Genehmigung und ausdrücklichen Befehl bei der vornehmsten adeligen Jugend eingeführt sei; er knüpft daran die Hoffnung, seine Sprachlehre werde nun allmählich auch in den Landschaften längs der Donau und des Rheins in Aufnahme kommen. Und endlich in unserer Zeit sah Sanders, der enschiedene Gegner der Staatsorthographien, die Schule als den natürlichen Kanal an, durch den er seine orthographische Reform in das Volk leiten wollte. Wie sollte es auch anders gemacht werden? In der Schule lernen wir unsere Orthographie und der allgemeine Schreibgebrauch ist der Durchschnitt dessen, was in den Schulen gelehrt wird. Bei weitem die meisten halten daran fest, denn es ist immer nur eine kleine Minderzahl, die um theoretischer Gründe willen die Bequemlichkeit des gewohnten Gebrauches aufgiebt. Am wenigsten Lust und Neigung dazu aber haben gerade die, welche für das größeste Publikum schreiben und so am ehesten auf den gemeinen Schreibgebrauch einwirken könnten; denn sie schonen nicht

nur ihre eigene Gewohnheit sondern auch die ihrer Leser. Also wer überhaupt zugiebt, daß Reformen nötig oder zulässig sind, wird den Weg durch die Schule nicht verschmähen dürfen, und wird ferner der obersten Schulbehörde nicht das Recht bestreiten können, diesen Weg zu betreten.

„Die Verstaatlichung der Nationen treibt wunderbare Blüten", hieß es irgendwo mit Bezug auf die amtliche Orthographie. Ja gewiß ist sie eine Blüte der Verstaatlichung. Glücklicherweise behauptet bei uns der Staat sein Recht über die Schule, und wird es sich hoffentlich nie entwinden lassen. Aber wenn man meint, daß es diese Staatsgewalt sei, welche das Publikum mit orthographischen Neuerungen belästigt, so irrt man. Wir können mit Zuversicht behaupten, und brauchen nicht zu fürchten begründeten Widerspruch zu finden, daß, wenn der Staat seine schützende Hand abzieht und die Lehrer walten läßt nach ihrer Überzeugung, wir binnen Jahresfrist die Schule in der heftigsten Reformbewegung sehen würden und am meisten die Elementarschule.

Weit davon entfernt, diese orthographischen Neuerungen zu begünstigen und zu fördern, haben die Schulbehörden sie vielmehr gehemmt und zurückgehalten, weil sie von ihrer Entfesselung eine schwere Schädigung der allgemeinen Interessen fürchteten. Aber eine einsichtige Regierung kann es nimmer als ihre Aufgabe ansehen, Bewegungen, die in der Natur der Sache begründet sind, zu negieren und zu unterdrücken, sondern ihnen einen angemessenen Spielraum und Einfluß zu gewähren. Nur dadurch ist ein gleichmäßiger Fortschritt zu sichern, der jähe Wechsel zwischen Stillstand und Überstürzung zu vermeiden.

Die Regierung hat die Pflicht, und hat die Pflicht anerkannt, „begründeten Reformbestrebungen innerhalb wohlerwogener Grenzen Rechnung zu tragen". Die beiden Schranken, die in diesen Worten bezeichnet sind, sind in der preußisch-bayerischen Orthographie inne gehalten. Die Schulbehörden haben nicht beliebige Änderungen willkürlich eingeführt, sondern nur einen Teil der Mißstände, die als solche erwiesen waren, beseitigt. Kein Punkt des gemeinen Gebrauchs wird durch die amtliche Orthographie angetastet, der nicht längst als schadhaft und schädlich erkannt wäre. Keine Änderung ist vorgenommen, die eine Neuerung

schlechthin wäre; alle waren längst von vielen Grammatikern und Orthographen gefordert, und in Büchern, selbst schon in einzelnen Schulbüchern durchgeführt. Keineswegs soll die Schule das Leben meistern, sie soll nur in sich aufnehmen und zum Gemeingut machen, was das Leben erworben hat. Mit vollem Recht ist diese orthographische Reform als eine Errungenschaft des Lebens anzusehen, wenn auch nicht der Gesamtheit der Staatsangehörigen. Aber welchen Fortschritt thäte diese Gesamtheit gemeinsam? Die Kulturarbeit ist geteilt und jede einzelne Aufgabe fällt verhältnismäßig wenigen zu.

Die maßvolle Beschränkung der neuen Schulorthographie ist vielfach auch in den Zeitungen anerkannt, selbst von solchen, welche eine amtliche Regelung nicht billigen; selbst von Sanders. Die orthographischen Wirren, sagt er in einem Artikel des Deutschen Montags-Blattes (1880 Nr. 14. 5. April), seien keineswegs so hoffnungs- und trostlos, wie sie sich auf den ersten Anblick darstellten; der gemeine Schreibgebrauch, als dessen Vertreter er sich selbst ansieht, und die verschiedenen Staatsorthographien ständen doch sämtlich auf einem gemeinsamen Boden, und würden mit Leichtigkeit an das ersehnte Ziel der Einheit geführt werden können. Nur völlige Unkenntnis oder böser Wille konnten von einer Kluft reden, die durch die Staatsorthographien zwischen Leben und Schule entstanden sei. Der Unterschied ist so gering, daß verschiedene Zeitungen sofort die neue Orthographie annehmen konnten, ohne dadurch ihren Lesern eine Unbequemlichkeit zu bereiten. Wir hätten gewünscht, daß ihrem Beispiel mehr gefolgt wären; es wäre dann nie möglich gewesen, so ungeheuerliche Vorstellungen im Publikum zu verbreiten.

Zu diesen leeren Schreckbildern rechnen wir auch die Klagen über die Schädigung des Buchhandels, den kolossalen Verlust an Nationalvermögen; man hat gethan, als ob die ganze ältere Litteratur die älteren Ausgaben unserer Klassiker, kostbare Wörterbücher und Nachschlagewerke, selbst rein wissenschaftliche Lexika nun wertlose Maculatur geworden wären. Die Berücksichtigung der amtlich vorgeschriebenen Orthographie ist nur für die Schulbücher verlangt; für die übrigen vorhandenen Schätze des Büchermarktes dürfte ein Nachteil nur zu erwarten sein, wenn durch die neue

Orthographie jene Kluft zwischen Leben und Schule gebildet wäre, die gar nicht vorhanden ist. Mit derselben Leichtigkeit, mit der wir jetzt Bücher lesen, die der Schulorthographie folgen, wird die junge Generation später sich in unsern Schriften zurechtfinden. Außerdem ist bei jenen Lamentationen auch das übersehen, daß bei weitem die meisten der vorhandenen Bücher von der Generation werden verbraucht werden, welche noch an die alte Schreibweise gewöhnt ist. Die Orthographie jedenfalls wird es nicht verschulden, wenn sie zu Makulatur werden.

Ein Recht, diesen besonnenen Fortschritt zu tadeln, haben nur diejenigen, welche überhaupt eine Weiterbildung unserer Schrift ablehnen, welche wollen, daß das, was einmal im allgemeinen Schreibgebrauch feststeht, auf jeden Fall erhalten bleibe, möge es an sich berechtigt oder unberechtigt, gut oder schlecht sein. Diese Männer, starrkonservativen Sinnes, haben von ihrem Standpunkt aus ein Recht, die Maßnahmen der Regierung zu verurteilen. Aber ihr Standpunkt ist unberechtigt. Sie setzen sich in Widerspruch zu den Grundlagen des menschlichen Daseins, das in allen seinen Formen nach Fortentwickelung strebt, fühlbare Mängel zu beseitigen, Veraltetes auszuscheiden sucht. Nur die gedankenlose Bequemlichkeit kann sich durch den Reiz endgültiger Feststellungen blenden lassen.

Ich wäre hiermit am Schluß meiner allgemeinen Auseinandersetzungen; nur ein paar Worte muß ich noch über die orthographischen Bestrebungen D. Sanders hinzufügen. Sein Name ist schon hin und wieder erwähnt; aber in der historischen Übersicht ist seiner Arbeiten nicht gedacht; die Thaten dieses Mannes wollen in ihrem eignen Zusammenhang betrachtet sein; sie liegen abseits der Bahn, die wir durchschritten haben.

Wie oben berichtet ist, hatten im Oktober 1872 die Delegierten der deutschen Bundesregierungen die Ordnung der Orthographie von Seiten der Regierungen in Aussicht genommen. Unter dem 30. Dezember desselben Jahres erklärte der Minister Falk sich damit einverstanden, daß Raumer ersucht werde, sich der Ausarbeitung eines Entwurfes zu unterziehen, und bat um die Ermächtigung, in dieser Hinsicht namens der deutschen Regierungen mit ihm in Verhandlung zu treten. Im folgenden Jahre 1873 trat Sanders

mit seinen „Vorschlägen zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland" auf den Plan. Die Absicht der Regierungen und Raumer werden in dem Vorwort nicht erwähnt; der Verfasser bezeichnet kurz die Prinzipien, die er inne zu halten gedenke, und spricht seine Absichten und Hoffnungen aus. Sobald er die Überzeugung gewinne, daß seine Vorschläge auf die allgemeine Zustimmung und Anerkennung des deutschen Volkes rechnen können, werde er sofort als notwendige praktische Ergänzung ein alphabetisches Wörterverzeichnis erscheinen lassen, zunächst als Vorschlag und dann, „wenn die Allgemeinheit zustimmt, als bindende Norm". Die Einführung dieser Rechtschreibung werde namentlich von den Schulen mit Freude begrüßt werden, von der Schule aus aber würde sie, zumal wenn sie auch in den staatlichen und amtlichen Veröffentlichungen und in der Presse angenommen und befolgt werde, in überraschend kurzer Zeit und fast unmerklich Allgemeingut des ganzen Volkes werden. — Ohne Rücksicht auf die eben eingeleiteten Bemühungen der Regierungen, unternahm es Sanders der eignen Kraft vertrauend und nach eignem Gutdünken, dem Volke sich als Retter aus der Verwirrung der Orthographie anzubieten und anzupreisen. „An das deutsche Volk, Deutschlands Vertreter und Schulmänner" war das Werk gerichtet; von der allgemeinen Zustimmung und Anerkennung des deutschen Volkes machte er sein weiteres Verhalten abhängig. Auf welchem Wege er sich dieser versichern wollte, giebt er nicht an; wer in solchen Dingen Schweigen für Zustimmung nimmt, kann leicht die Zustimmung eines Volkes für die ärgsten Thorheiten gewonnen zu haben glauben. Dem ersten Heft folgte 1874 ein zweites; 1875 erschien das Wörterverzeichnis: „Orthographisches Wörterbuch oder alphabetisches Verzeichnis aller deutschen oder im Deutschen eingebürgerten Wörter mit schwieriger oder fraglicher Schreibweise in endgültiger Feststellung von Danïel[1]) Sanders". In endgültiger Feststellung! also die Zustimmung „der Allgemeinheit" war inzwischen erfolgt. In dem Vorwort ist nun auch von dem Vorhaben der Regierungen die Rede. Nachdem Sanders eine Stelle aus seinen Vorschlägen citiert hat, fährt er (S. VIII.) fort: „Inzwischen ist nun von den deutschen Regierungen dem Professor

1) Das ï ist eins der Sandersschen Verdeutlichungszeichen.

Rudolf von Raumer der Auftrag erteilt worden zur Ausarbeitung einer grundlegenden Schrift für eine zunächst in die höhern Schulen einzuführende einheitliche Rechtschreibung." Daß dieser Auftrag vorbereitet war, ehe Sanders seine Vorschläge veröffentlichte, vergißt er zu erwähnen, zum Schaden des Lesers, dem durch die Sanderssche Darstellung die Anschauung erwächst, als habe dieser zuerst einen großartigen Plan zur orthographischen Einigung entworfen, der durch die Maßnahmen der Regierung gekreuzt sei. Die gleiche, die Wahrheit verhüllende Darstellung bringt auch die Petition, welche das sogenannte freie deutsche Hochstift in Frankfurt am Main an den Reichstag richtete, wo S. 15 gesagt wird, erst drei Jahre nach der Dresdner Konferenz (Oct. 1872), und nachdem „inzwischen" Herr Professor Daniel Sanders seine Vorschläge veröffentlicht hätte, habe Raumer seinen Auftrag erhalten. — In der Vorrede zu dem orthographischen Wörterbuch spricht Sanders dann von den verschiedenen orthographischen Richtungen, der historischen und phonetischen, bezeichnet als das eigentümliche seines Standpunktes das „Verdeutlichungsstreben" (S. XII) und erklärt auf S. XIII, daß er „den Hauptnachdruck auf die Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung, Raumer und seine Schule dagegen auf eine allmählich immer weiter gehende Durchführung des phonetischen Prinzips legen." Von dem Wert des „Verdeutlichungsstrebens" wird im Kommentar die Rede sein, was den zweiten Differenzpunkt betrifft, so habe ich schon vorhin meine Ansicht über eine „endgültige Feststellung" ausgesprochen. Übrigens erklärte Sanders, trotzdem für die Praxis die Hoffnung auf Vereinigung wenigstens mit Raumer selbst nicht aufzugeben.

Diese Hoffnung mag es denn auch wohl gewesen sein, die ihn trotz der endgültigen Feststellung bewog, die Einladung des Ministers Falk zur orthographischen Konferenz nicht abzulehnen. Man kann Sanders nicht den Vorwurf machen, daß er durch allgemeinen und prinzipiellen Widerspruch die Verhandlungen hingehalten habe; er stimmte in jedem einzelnen Fall seiner Ansicht gemäß, und erfreute ab und zu die Versammlung durch sinnreiche Beispiele, welche die Notwendigkeit des Verdeutlichungsstrebens anschaulich machen sollten. Nach dem Schluß der Konferenz hat er diese Sätzchen an verschiedenen Orten auch dem größeren Publikum mitgeteilt. — Das Re-

sultat der Konferenz war Sanders Wünschen günstig; die Beschlüsse wurden zu den Akten gelegt: es blieb zunächst alles beim alten.

Aber bald zogen sich wieder drohende Wolken zusammen; wieder nahmen die Regierungen die Sache in die Hand, und wieder legten sie nicht die Vorschläge für Alldeutschland, sondern Raumers Vorlage und die Arbeiten der orthographischen Konferenz zu Grunde. Österreich kam, Bayern kam; es war zu erwarten, daß andere nachfolgen würden. In dieser Zeit verfaßte Sanders das orthographische Hülfsbuch, auf Grund dessen die vorhin erwähnte Vereinigung von Buchhandlungen und Druckereien vor sich ging; er erachtete es, wie er selbst sagt, für eine vaterländische Pflicht, sich der von der Verlagshandlung Breitkopf & Härtel an ihn gerichteten Aufforderung nicht zu entziehen. Wie uns versichert wird, wurde das buchhändlerische Unternehmen geplant und ins Werk gesetzt, ohne daß man von den Vorgängen in Bayern und Österreich etwas wußte; in die Öffentlichkeit trat es jedenfalls erst, als man in Österreich und Bayern fertig war. Erst volle vier Wochen, nachdem die Einführung der bayerischen Orthographie verfügt war, erfolgte jener Antrag der Buchhändler an das preußische Ministerium, und wieder geraume Zeit später, wurde Sanders orthographisches Hilfsbuch dem Publikum zugänglich. Die Vorrede zu diesem Werk datiert erst vom 12. November 1879. Sanders hat sich später zu wiederholten Malen über diese jüngste Entwickelung ausgesprochen, aber immer vermieden, das chronologische Verhältnis klar zu stellen. In der erwähnten Vorrede zum orthographischen Hilfsbuch knüpft er unmittelbar an die orthographische Konferenz an, deren ergebnisloser Verlauf die Wirren noch vermehrt und zur Einigung der Druckereien geführt habe; von dem, was von der österreichischen und bayerischen Regierung geschehen, sagt er kein Wort. In dem kurzgefaßten Hilfsbuch ꝛc., dessen Vorrede vom 27. Januar datiert ist, spricht er allerdings davon, aber wie! Nachdem er ein Stück aus der Vorrede vom 29. November citiert hat, fährt er fort: „inzwischen, ziemlich gleichzeitig mit dem „Orthographischen Hifsbuch ꝛc." seien ähnliche amtliche Feststellungen für die österreichischen und für die bayerischen Schulen veröffentlicht worden". Nein, nicht inzwischen, sondern vorher. Das ist keine Verhüllung der Wahrheit mehr, das ist offenbare Entstellung. Diese

selbe Entstellung finden wir in dem Artikel, den Sanders dem Berliner Tageblatt am 7. März 1880 eingesandt hatte; wir finden sie auch in der Petition des Frankfurter Hochstifts. Diese wiederholten Verhüllungen und Entstellungen der wahren Verhältnisse legen, mehr noch als die Thatsachen selbst, und trotz der Deklamationen von „vaterländischer Pflicht" und „diesen tief schmerzlich, im gesammten Volk empfundenen Mißständen" die Frage nahe, ob es Sanders wirklich in erster Linie um die einheitliche Feststellung der Orthographie zu thun sei, und nicht vielmehr darum, die zu diesem Zwecke von den Regierungen getroffenen Maßregeln zu vereiteln. Niemand wird sich wundern, wenn wir uns in diesem Zusammenhange der Worte erinnern, mit denen einst Jacob Grimm die Thätigkeit dieses Mannes bezeichnen mußte.

Zum Schluß noch ein Wort über die vorhin erwähnte Petition, welche das freie deutsche Hochstift in Frankfurt a. M. an den Reichstag gerichtet hat. Ein ganz merkwürdiges Schriftstück. Sanders kann der Verfasser nicht sein; denn andere haben es unterzeichnet und er selbst würde seine Verdienste nicht so hervorheben. Und doch besteht zwischen dieser Petition und den Sandersschen Arbeiten eine Ähnlichkeit, die nicht Zufall sein kann; eine ganz merkwürdige Übereinstimmung im Maß der Kenntnis und Unkenntnis, in den Anschauungen, den Sympathien und Antipathien, dem sprachlichen Ausdruck, in puristischer Liebhaberei, in Unbeholfenheit des Satzbaus und unsäglicher Pedanterei[1]), diese letzteren dem feierlichen Zweck des Schriftstücks entsprechend pomphaft gesteigert, zur Karrikatur verzerrt — sollten etwa die Verfasser jener Denkschrift eine Spottschrift haben schreiben wollen? — Wir möchten ihnen denn doch raten, dieses Gebiet zu verlassen, das nur witzige Köpfe mit Erfolg bebauen können.

1) Ich kann es mir nicht versagen, wenigstens den letzten Satz der Schrift anzuführen: „Die Benennung der in unserer Rechtschreibungsangelegenheit eine so große Rolle spielenden „Orthographischen Konferenz" ist selber ein Pröbchen der Vernachlässigung eines richtigen Gedankenausdruckes — gerade wie die Aufschrift eines unserer berühmtesten Bücher, nämlich A. v. Humboldts „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung" (statt „einer Beschreibung der physischen Welt", kürzer und besser „der Physis" oder „der Natur", oder ganz einfach Deutsch: „der Welt")".

Vorbemerkungen.

Die Vorbemerkungen betreffen einige Gegenstände der Grammatik. Ihr Zweck ist nicht, dieselben ausführlich zu erörtern, sondern auf ihre Wichtigkeit hinzuweisen; sie sollen nicht dem orthographischen Unterricht zur Einleitung dienen, aber sie sollen dem Lehrer, der den orthographischen Unterricht erteilt, geläufig sein und allmählich in das Bewußtsein der Schüler geführt werden[1]).

Vor allem kommt es auf die Unterscheidung der Stammsilben und der Bildungselemente, der Vor- und Nachsilben an. Aus der besonderen Rücksicht, welche den Stammsilben, die den Kern und Grundstock der Bedeutung in sich schließen, zu Teil geworden ist, beruht zum großen Teil die Gestalt unserer Orthographie. Hier sucht die Verwandtschaft der Wörter in der Schrift ihren Ausdruck, auf sie sind wesentlich die Konsonantverdoppelung und Dehnung beschränkt (vgl. zu § 2). Die richtige Sonderung der Stammsilben setzt eine gewisse Kenntnis der Flexionen und Ableitungssilben voraus; das amtliche Regelbuch weist durch die Beispiele darauf hin.

Man hat den Gebrauch des Wortes Stammsilbe getadelt[2]) und dafür Stamm verlangt. Wir unterscheiden zwischen Stamm

1) Erörterungen S. 13.

2) Lattmann, Praktische Bedenken gegen die Fassung der Regeln ꝛc. Clausthal 1880. Ich vermag nicht der Schrift die Bedeutung beizumessen, die der Verf. für dieselbe in Anspruch nimmt.

und Stammsilbe. In jedem flektierbaren Worte pflegt man nicht nur in der deutschen Grammatik, sondern überhaupt als Stamm zu bezeichnen, was übrig bleibt, wenn man die Flexionsendung wegläßt. So ist von bezeichnen der Stamm bezeichen, von tadeln tadel, von Voraussetzungen Voraussetzung u. s. w. Hingegen die Stammsilben dieser Wörter sind zeich, tad, setz. Diese sachliche Unterscheidung ist unentbehrlich; man könnte sie durch die Ausdrücke einfacher und abgeleiteter Stamm bezeichnen, oft werden dieselben auch am nächsten liegen; aber hier im Gegensatz zu Vor- und Nachsilbe ist der tadellose Ausdruck Stammsilbe der angemessenste. Eine Konfusion der kleinen Köpfe ist, wie ich aus Erfahrung weiß, durch diesen Gebrauch des Wortes Silbe nicht zu befürchten.

Auch sonst ist die Behauptung ausgesprochen, die Schüler könnten das Buch unmöglich verstehen. Ich kann darauf nur wiederholen, was ich in den Erörterungen zu dem Berliner Regelbuch (S. 38), gegen das derselbe Vorwurf erhoben wurde, als Ausdruck nicht allein meiner Überzeugung und Erfahrung erwidert habe: „Was schließlich die Fassung der Regeln betrifft, so hat die Kommission viel Mühe darauf verwandt, sie in möglichst bestimmte und knappe Form zu bringen. Mit behaglicher Breite läßt sich manches zu größerer Anschaulichkeit bringen, aber je kürzer die Regel, um so größer ihre praktische Verwendbarkeit. Dem Schüler zum Selbstunterricht ist das Buch nicht bestimmt, es ist also auch nicht nötig, daß er die Regeln von selbst verstehe; wenn sie nur so formuliert sind, daß sie ihm durch Erläuterung des Lehrers zum Verständnis gebracht werden können". Ebenso selbstverständlich sollte es sein, daß mit solchen orthographischen Regeln die Abc-Schützen nicht zu behelligen sind. Für die Regeln ist die Zeit erst gekommen, wenn sich in den Kindern durch den praktischen Gebrauch nach methodisch eingerichteten Lesefibeln ein gewisses Gefühl für die allgemeinen Gesichtspunkte, die in Betracht kommen, gebildet hat. Kein einsichtiger Lehrer wird mit der abstrakten Regel den Unterricht beginnen[1]).

Ich kehre zu den Vorbemerkungen zurück. Die Angaben über

1) Vgl. Ztschr. f. d. Gymnasialw. XXIII, 63.

die Betonung dienen in erster Linie der Bestimmung der Stammsilbe; denn nach einem alther gebrachten Gesetz, das in allen germanischen Sprachen zur Herrschaft gekommen ist, trägt die Stammsilbe eines Wortes den Hauptton. Die Ausnahmen sind kurz angedeutet[1]). — Eine Bemerkung über die Betonung hatte schon das Berliner Regelbuch aufgenommen; sie beschränkte sich auf den Hauptton. Das amtliche Regelbuch unterscheidet nach dem Vorgang der orthographischen Konferenz drei Tonstufen. Diese bekannte Unterscheidung, die gründlicher zu behandeln ist, sobald die elementare Lehre des deutschen Versbaues durchgenommen wird, kommt für die Orthographie in § 15 in Betracht. Die früher gebrauchten Ausdrücke Hochton und Tiefton sind durch starker Ton und mittler Ton ersetzt, weil diese das Wesen der Sache besser bezeichnen; es kommt hier nicht sowohl auf Tonhöhe als auf Tonstärke an[2]).

Neu hinzugekommen ist die Bemerkung über An-, In- und Auslaut; sie beschränkt sich in ihrer weiteren Ausführung auf die Konsonanten, weil sie nur für diese in den orthographischen Regeln Verwendung findet. Dem Lehrer bleibt es überlassen, ob und wann er näher auf diese grammatische Unterscheidung eingehen will. Das Berliner Regelbuch behalf sich ohne dieselbe, die Folge davon war, daß einige Regeln, namentlich die über die S-laute, in ihrem Ausdruck nicht so leicht verständlich waren, wie es für den Unterricht wünschenswert scheint.

I. Laute und Buchstaben.

Den Vorbemerkungen folgt in § 1 eine Tabelle, in der die Laute der neuhochdeutschen Sprache verzeichnet sind. Die Laute ließen sich nicht anders darstellen, als mit Hilfe der Buchstaben, aber es war keineswegs die Absicht, eine Übersicht der Buchstaben, die wir in unserer Schrift brauchen, zu geben, sondern eine Über-

---

1) Am genauesten sind die Betonungsverhältnisse der neuhochdeutschen Schriftsprache erörtert von Huß, Lehre vom Accent der deutschen Sprache, zum ersten Male vollständig behandelt. Altenburg 1877.

2) Ist öfter hervorgehoben; s. namentlich Paul und Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur (1879). 6,130 f.

sicht der Laute. Daher erscheinen auch nicht alle Buchstaben in der Tabelle, sondern nur die, welche als die gewöhnlichsten oder bestimmtesten Zeichen der Laute angesehen werden müssen.

Eine solche Lauttafel hatte schon in dem Berliner Regelbuch, ebenso in den Ausarbeitungen der orthographischen Konferenz ihren Platz gefunden, sie soll kein eitler Schmuck sein[1]). Auf der richtigen Würdigung des Verhältnisses zwischen Laut und Buchstabe beruht das richtige Verständnis unserer Orthographie, und wenn es nun auch nicht der nächste Zweck des Schulunterrichtes ist, über Wert und Wesen der Orthographie aufzuklären, sondern richtig schreiben zu lehren, so ist doch anderseits zu erwarten, daß wenigstens alle höheren Lehranstalten ihre Schüler zur Einsicht in die Aufgabe der Schrift und den Wert der Mittel, durch die sie ihre Aufgabe löst, führen werden. Denn da die Fortentwickelung unserer Schrift von der freiwilligen Zustimmung vieler abhängt, ist es notwendig, daß auch viele richtige Kenntnis haben. Eine verständige und klare Behandlung dieser Lautübersicht wird aber weiter auch den Nutzen gewähren, daß die Schüler die Lauteigentümlichkeiten fremder Sprachen, die sie lernen, sowie die Unterschiede zwischen ihrem Dialekt und der Schriftsprache bestimmter erfassen.

Die Einrichtung der Tabelle ist bestimmt durch die Natur der Laute; erst kommen die Vokale, dann die Konsonanten. In der ersten Linie stehen die sogenannten reinen Vokale, darunter an entsprechender Stelle die umgelauteten ä, ö, ü. Die ältere Grammatik hat sich, irregeführt durch die Bezeichnung ae, oe, ue, vielfach über die Natur dieser Laute getäuscht und sie als Doppellaute angesehen. Es sind aber durchaus einfache Laute, bei deren Erzeugung die Sprachwerkzeuge in fester Lage beharren. Anders ist es mit den Diphthongen au, eu, ei; diese verlangen, während sie hervorgebracht werden, eine Bewegung der Sprachwerkzeuge.

Alle Vokale haben das gemein, daß bei ihnen die Luft frei

---

1) Raumer, Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften S. 163 ff. — Gründliche Auskunft über die Laute findet man in den physiologischen Werken: Brücke, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute. Wien 1856. 2. Ausg. 1876. — Rumpelt, das natürliche System der Sprachlaute. Halle 1869. — Sievers, Grundzüge der Lautphysiologie. Leipzig 1876.

durch den Mundkanal ausströmt; die Konsonanten hingegen werden gebildet, indem man durch Verschluß oder Verengung des Mundkanals der ausströmenden Luft einen Widerstand entgegensetzt. Diese Hemmung wird an verschiedenen Stellen des Mundkanals hervorgebracht und darnach unterscheidet man verschiedene Artikulationsstellen. Für die neuhochdeutsche Schriftsprache kommen deren vier namentlich in Betracht, deshalb zeigt die Tabelle die Konsonanten in vier horizontalen Reihen.

Die erste Linie enthält die Labiales oder Lippenlaute. Bei p, b, m wird der Verschluß gebildet zwischen den Lippen, bei f und im allgemeinen auch bei w zwischen der untern Lippe und den obern Schneidezähnen[1]).

In der zweiten Linie stehen die Zahn- oder Zungenlaute (Dentales). Auch für diese Laute unterscheidet die Lautphysiologie verschiedene Artikulationsstellen; die Dentalen unserer Sprache sind in der Regel alveolar; d. h. wir bilden sie, indem wir die Zunge mit ihrem vorderen Rand an das obere Zahnfleisch legen.

Die dritte und vierte Reihe bilden die Gaumenlaute. Hier unterscheiden wir deutlich zwei Arten; das k in buken und Becken, das g in bogen und biegen werden nicht an derselben Stelle hervorgebracht; hinter den tiefen Vokalen liegt die Artikulationsstelle weiter nach hinten, hinter den hohen Vokalen weiter nach vorne. Sehr vernehmbar ist der Unterschied beim ch; vgl. Aachen, Mamachen, Kuchen, Küche; in Aachen, Kuchen wird das ch an dem hintern weichen Gaumen hervorgebracht, in Mamachen, Küche an dem vorderen harten Gaumen; jenes ist ein palataler Laut, dieses ein velarer. Um diesen Unterschied zu bezeichnen, steht in der Lauttafel das ch zweimal, in der dritten Reihe ist, wie das angeführte Beispiel ich ergiebt, der Palatal-Laut gemeint, in der vierten der gutturale. Neben dem palatalen ch hat j seinen Platz; diesen beiden ist sch hinzugefügt, weil dieser Laut, obwohl bei sehr verschiedener Haltung der Zunge, etwa an derselben Stelle des Gaumens artikuliert wird[2]). — In der vierten Reihe ist dem ch das h

---

1) Vgl. Ztschr. f. das Gymnasialwesen. 24,589.

2) Näheres bei Sievers S. 72. Vgl. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache. 2. S. 108. 99. Anm.

zur Seite gestellt; denn diesem Laute steht es am nächsten und ist häufig aus ihm hervorgegangen, vgl. hoch höher, rauh Rauchwerk u. a. Eigentlich müßte es eine Reihe für sich bilden; das h hat mit den Vokalen gemein, daß die Luft frei und ohne Hemmnis durch den Mundkanal entweicht; es unterscheidet sich von ihnen dadurch, daß die Stimme nicht tönt; es ist eigentlich ein tonloser Vokal[1]).

Soviel über die horizontalen Reihen; auch die vertikalen haben ihre Bedeutung. Die ersten beiden enthalten die Explosivae oder Verschlußlaute, die nach alt überlieferter Scheidung in Mediae und Tenues geteilt werden, in weiche oder harte Laute. Der Unterschied zwischen diesen Lauten wird bekanntlich in einem großen Teile Deutschlands, am Rhein, in Mittel- und Süddeutschland, gar nicht oder ohne gehörige Sicherheit beobachtet, und auch die Wissenschaft hat große Schwierigkeiten gehabt, den eigentümlichen Charakter dieser beiden Lautarten fest zu stellen. Sicher ist, daß die Tenues als heftigere, härtere Laute empfunden werden; der Verschluß des Mundkanales wird fester gebildet oder plötzlicher gelöst, und deshalb nennt man die Tenues wohl auch Fortes, im Gegensatz zu den Medien als Lenes. Aber sehr wahrscheinlich kommt noch ein anderer Unterschied hinzu; es scheint, daß die Stimmbänder, durch deren Anspannung der Vokal seinen Klang erhält, in ähnlicher Weise bei der Erzeugung der Medien beteiligt sind, so daß also die Medien im Verhältnis zu den Tenues als tönende Laute zu bezeichnen wären.

In der dritten und vierten Vertikalreihe stehen die Spiranten oder Hauchlaute. Bei ihnen wird der Mundkanal nicht völlig verschlossen, sondern nur verengt, so daß die Luft durch die Enge getrieben wird und ein Reibungsgeräusch entsteht. Die beiden Reihen stehen zu einander in ganz ähnlichem Verhältnis, wie die erste und zweite; die dritte enthält die tonlosen, die vierte die tönenden Laute: f entspricht dem w, ß dem s, (i)ch dem j. Der tönende Spirant, welcher dem Ach-laut entspricht, ist in der Tabelle nicht angeführt; in der norddeutschen Aussprache ist dieser Laut sehr weit verbreitet,

---

1) Scherer a. O. S. 116 Anm.

und zwar da, wo g geschrieben wird[1]); nach hohen Vokalen spricht man j statt g, lejen, liejen, nach tiefen Vokalen (a o u) ein tönendes ch; unsere Schrift bietet kein Zeichen für den Laut.

Die fünfte und sechste Reihe nehmen die beiden Liquiden l und r ein, in der letzten stehen die Nasale oder Nasenlaute. Für diese haben wir, obwohl sie deutlich nach den drei Artikulationsstellen verschieden sind, nur zwei Zeichen: m ist der labiale Nasal, n sowohl der dentale als der gutturale; den ersteren bezeichnet es in einem Worte wie Stein, den andern in Enkel. In Wörtern wie Engel, lange ist derselbe Laut durch ng bezeichnet.

Die erste Anmerkung zur Lauttabelle deutet an, daß unser Schriftsystem nicht überall im bequemsten Verhältnis zu den Lauten der Sprache steht.

Es ist im vorstehenden schon wiederholt bemerkt, daß die Schrift manche Lautunterschiede unbezeichnet läßt, oder mit andern Worten, daß derselbe Buchstabe verschiedene Laute bezeichnet; so k und g, namentlich aber ch und n. Auch die Aussprache des w ist nicht immer dieselbe. Zu Anfang des Wortes ist sie gewöhnlich labiodental; wenn ein anderer Konsonant vorhergeht, gemeinhin labiolabial, z. B. schwer. Ferner sind die Vokale zahlreicher als die für sie gebräuchlichen Zeichen, namentlich o, ö, u, ü werden verschieden gesprochen. In voll steht das o dem a näher, in hohl dem u, in Hölle hat das ö einen helleren Klang als in Höhle, in dünn klingt das ü anders als in kühn u. s. w. Wir haben hier nicht nur den Unterschied zwischen Länge und Kürze, nicht nur einen quantitativen Unterschied, sondern mit diesem verbindet sich ein qualitativer[2]).

Dieser Dürftigkeit auf der einen Seite steht ein Überfluß auf der andern gegenüber. Für die Laute eu und ei werden auch die Buchstaben äu und ai, für den Laut ü auch y[3]) verwendet. Der F-laut wird auch durch v, der harte S-laut auch durch ß und ss,

---

1) Heyse 1,166.

2) Raumer, Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften S. 164 f.

3) y ist jetzt auf Fremdwörter beschränkt. Früher galt es auch in deutschen Wörtern, z. B. bey, wo es aus der Verbindung ij hervorgegangen war. Gottsched S. 37. 718. 740.

der K-laut auch durch c, die Lautverbindung kw durch qu bezeichnet, u. s. w.

Ferner fehlt es für manche Laute an einfachen Zeichen, für ß, p, sch und die Diphthonge; während umgekehrt für die Lautverbindungen ks und ts die einfachen Zeichen x und z zur Verfügung stehen.

Dieses Mißverhältnis zwischen Sprache und Schrift ist zum Teil eine Folge der Sprachentwickelung selbst, der die Entwickelung der Schrift nicht folgte; zum Teil aber davon, daß für die deutsche Sprache nicht ein neues, ihren Lauten entsprechendes Alphabet erfunden, sondern ein fremdes, das lateinische, auf sie übertragen wurde. Der Versuch König Chilperichs, drei neue der fränkischen Sprache gemäße Zeichen einzuführen, drang nicht durch, und ebenso scheiterten ähnliche Unternehmungen der späteren Zeit. Differenzierungen oder Zusammensetzungen vorhandener Zeichen wurden angenommen, aber kein schlechthin neuer Buchstabe, mochte er auch noch so gutes Recht haben, vermochte sich in die Reihe der älteren Zeichen einzudrängen[1]).

Die zweite Anmerkung zu § 1 verlangt, daß man die Umlaute von a o u nicht durch ein nebengesetztes e bezeichne, sondern durch Ä ä, Ö ö, Ü ü, wie es der einfachen Natur dieser Laute entspricht. Die Forderung ist alt und für die kleinen Buchstaben so gut wie allgemein beachtet; für die Majuskeln bietet sie Schwierigkeiten beim Druck und wird in der Regel nicht erfüllt. Frisch (S. 28) bemerkt, daß die Drucker sich durch Ae, Oe zu behelfen pflegten, für Ü aber einfach U setzten; Gottsched (S. 50) spricht von der Armut einiger neuer Schriftgießer, denen die geeigneten Stempel fehlten[2]); aber die Stelle selbst, an der er davon spricht, zeigt die Schwierigkeiten: sein Ü in Übel steht halb unter der Linie. Diese Typen überragen nämlich durch die beiden Pünktchen alle anderen Buchstaben, so daß sie, wenn sie mit diesen auf dieselbe Linie gestellt werden, mit der höheren Zeile in Collision kommen. Die Pünktchen müssen unterschnitten werden, um Raum zu finden, und finden ihn doch nur, wenn nicht ein unter die

1) Vgl. Adelungs Betrachtungen 2, 633 ff.

2) Vgl. Heyse, 1, 223. 229.

Zeile reichender Buchstabe, wie h, l, f, p, g, über ihnen steht. Außerdem springen diese unterschnittenen Pünktchen beim Druck leicht ab[1]). Manche haben diesen Übelständen dadurch abgeholfen, daß sie in den Zeichen Ä Ö Ü die A O U kleiner gemacht haben, so daß diese Typen mit Pünktchen nicht höher sind, als die einfachen A O U. Ob dieses oder ein andres Auskunftsmittel allgemeinere Aufnahme finden wird, muß abgewartet werden; für die Schreibenden liegt jedenfalls kein Grund vor, die angemessenere Bezeichnung zu verschmähen.

II. Grundsatz der deutschen Rechtschreibung.

Der zweite Paragraph stellt den Grundsatz der Lautschrift, das Naturgesetz der Schrift, wie Adelung (2, 661) es nennt, an die Spitze: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen“. Dieser Grundsatz beruht auf der doppelten Voraussetzung, daß wir 1) eine allgemein anerkannte Schriftsprache haben, und 2), daß unsere Schrift wesentlich eine Lautschrift ist, welche den vernommenen Laut durch den Buchstaben darstellt. Beides wieder zu allgemeiner Anerkennung gebracht zu haben, ist das Verdienst R. von Raumers. Seine überzeugende Beweisführung soll hier nicht auszüglich wiederholt werden, jeder, der Belehrung sucht, möge sie aus der klaren Quelle selbst schöpfen[2]); hier sollen nur einige Einschränkungen hervorgehoben werden, welche beide Sätze erfahren.

Wir haben eine allgemein anerkannte Schriftsprache, aber doch ist sie zu vollkommen einheitlicher Gestalt nicht gelangt. In manchen Fällen gewährt uns die Sprache verschiedene Formen zur Wahl, wir können unsern und unseren schreiben und sprechen, dem Mann oder Manne, wir können manche Substantiva in verschiedenem Geschlecht brauchen, sie verschieden deklinieren, manche Verba haben Formen nach der schwachen und nach der starken Konjugation,

---

1) Schmits, Rechtschreibung und Druckschrift. (Köln 1876.) S. 26. Michaelis, Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens 8, 190 f.

2) Raumer, Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften S. 108—142. Vgl. Duden, Die deutsche Rechtschreibung, Leipzig 1872. S. 1—40. Ders., Die Zukunftsorthographie, Leipzig 1876. S. 1 ff.

manche Adjectiva Komparative mit oder ohne Umlaut; zuweilen steht uns die Wahl zwischen Dativ und Accusativ frei, oft zwischen Indikativ und Konjunktiv; in manchen Stämmen sind verschiedene Laute zulässig, z. B. Hilfe, Hülfe, giltig gültig; und anderes der Art[1]). Nicht immer sind die verschiedenen Formen gleich empfehlenswert, die Entscheidung, welche den Vorzug verdient, gehört der Grammatik. Die Orthographie, welche nur zu bestimmen hat, wie das, was in der Sprache gilt, richtig bezeichnet wird, wird durch diese Doppelformen direkt nicht berührt, sie bringt dem phonetischen Grundsatz gemäß, die Doppelformen auch in der Schrift zur Anschauung[2]).

Es giebt aber andere Punkte, wo die Schrift, obwohl die Sprache einer einheitlichen festen Gestalt entbehrt, doch nur eine Form hat, wo also die Einheit der Schrift größer ist, als die der Sprache. Wenn Personen in verschiedenen Gegenden Deutschlands dasselbe Schriftstück vorlesen, so wird man häufig, auch wenn sie sich schriftmäßiger Aussprache befleißigen, Unterschiede wahrnehmen, die nicht individueller Natur sind. Man nimmt verschiedene Betonungsweisen wahr, in dieser Gegend singt man so, in dieser so; hier stärker, dort weniger; man giebt gewissen Konsonanten be-

---

1) Manche Wörter, für welche Doppelformen gelten, werden später besprochen werden; hier mögen einige angeführt werden, über die man Auskunft gewünscht hat: Willkomm m. oder Willkommen m. und n., dazu das Verbum bewillkommen = einen willkommen heißen. Die Form bewillkommnen erklärt Weigand 1,211 für falsch; sie ist aber üblich (vgl. vollkommen, vervollkommnen). S. D. Wb. 1,1785. Sanders 1,972. 980 f. — nackt, nackend; ersteres ist die edlere und etymologisch richtige Form; Weigand 2,187. — Schlittschuh jetzt allgemein durch Anlehnung an Schlitten, statt Schrittschuh. Splitter und Splinter, s. Weigand 2,770 f. — Unbill, substantiviertes Neutrum des mhd. Adj. unbil (vgl. bill-ig); Unbilde mhd. unbilde n.; jetzt gilt Unbilden als Plural zu Unbill f. — weitläufig, weitläuftig, Zeitläufe, -läufte — sind von verschiedenen, wenn auch nahe verwandten Stämmen Lauf, Lauft gebildet, Weig. 1,1067.

2) Ich hebe gleich hier hervor, daß das amtliche Regelbuch keinen Anspruch darauf macht nnd machen kann, grammatische Fragen zu entscheiden. Wenn im Wörterverzeichnis „Wams der" steht, kann dadurch nicht „das Wams" für ungültig erklärt sein; aus „hassen, du hassest und haßt" ist nicht, zu folgern, daß die letztere Form der anderen gleichstehe; aus „waschen, du, er wäscht", nicht, daß hier der Gebrauch der zweisilbigen Form „wäschest" unzulässig sei, die bei essen, lesen u. a. neben der einsilbigen angeführt ist.

sonderen Nachdruck, die Stimme scheint sich auf ihnen zu setzen, die Flexionen werden mehr oder weniger deutlich hervorgehoben u. s. w. Das sind Dinge, die der Rede einen sehr eigentümlichen Charakter geben, in denen es unsere Sprache nicht zur Einheit gebracht hat, die aber die Einheit der Schrift nicht gefährden, weil sie durch die Schrift gar nicht ausgedrückt werden. Das Instrument ist zu stumpf und zu grob, um die feinen Schattierungen auszudrücken, es zeichnet nur die allgemeinen Umrisse. Ähnlich ist es in anderen Fällen. Das r hat seine dentale Aussprache in einem großen Teile Deutschlands eingebüßt, an seine Stelle ist ein uvulares r getreten. Physiologisch sind beide Laute sehr verschieden, aber da unsere Schrift für beide nur dasselbe Zeichen bietet, wird die Anwendung des phonetischen Grundsatzes: „Bezeichne jeden Laut durch das ihm zukommende Zeichen" nicht aufgehoben. Leute, die verschiedenes r sprechen, kommen doch zu einer übereinstimmenden Schrift. — Die Aussprache der Diphthonge ist nicht überall gleich; in manchen Gegenden spricht man ei wie ai, mit deutlichem A-Einsatz, in andern ebenso deutlich als ei, mit deutlichem E-Einsatz; den Diphthongen eu spricht man teils als oi oder öü, teils als äü; die Einheit der Schrift leidet darunter nicht. Solche Beispiele, die sich leicht mehren ließen, zeigen, daß die Anwendung des phonetischen Grundsatzes keineswegs einer vollkommen einheitlichen Aussprache bedarf, um zu einer einheitlichen Schrift zu führen. Grade die Unvollkommenheit unserer Lautschrift gestattet dieselbe. Wenn sich unsere Schrift genau an den Leib der Sprache schmiegte, und die ganze unendliche Mannigfaltigkeit von Lauten und Tönen treu wiedergäbe, dann allerdings würde durch die Anwendung des phonetischen Grundsatzes die Einheit der Schrift aufgehoben werden; nicht zwei Menschen könnten dann gleich schreiben, weil nicht zwei ganz gleich sprechen; selbst Geschwister unterscheidet man an der Sprache. Aber so weit unsere Schrift die Laute bezeichnet, verschwinden diese Unterschiede. Sie sind es nicht, welche die Anwendung des phonetischen Grundsatzes stören und hindern.

Aber dennoch kommt derselbe in unserer Schrift nicht rein zum Ausdruck. Die Einschränkungen, welche er erfährt, sind in der Anmerkung angedeutet. Zunächst und vor allem kommt die Rück-

sicht auf die Verwandtschaft in Betracht. Die Wurzeln und saftigen Stammwörter, die den Kern und das Mark aus der Vernunft gesogen und sich auf die Hauptgründe der Natur gestammt haben, waren das Entzücken der älteren Grammatiker. Ihre hochragenden Stämme sollten von den Zweigen und Reiserlein geschieden werden, die in unaussäglicher Menge, in steter Gewißheit, wundersamer Mannigfaltigkeit und ansehnlicher Pracht herauswachsen, also, daß die Erlustigung an diesem Wunderstücke künne stets völlig und die Genießung dero süßesten Früchte unendlich sein. Darum verordneten sie: „Die Stammwörter oder Wurzeln müssen notwendig ganz und unzerbrochen bleiben, damit man die Stammbuchstabe wisse recht zu unterscheiden von denen wesentlichen und zufälligen Buchstaben", d. h. von Ableitungen und Flexionen[1]).

Aber diese Stämme bleiben doch keineswegs immer unzerbrochen; man schreibt gebe, gieb, gab, gäbe mit lauter verschiedenen Vokalzeichen, obschon es nur verschiedene Formen desselben Wortes sind. Der phonetische Grundzug unserer Schrift schränkt die Rücksicht auf die Verwandtschaft auf ein enges Gebiet ein; sie waltet nur, soweit sie nicht zu einem offnen Widerstreit gegen die Aussprache führt. Wenn man aus Rücksicht auf geben gieb schreibt, obschon man statt des auslautenden b ein p spricht, so entsteht dadurch für die Aussprache keine Gefahr, weil wir im Auslaut überhaupt keine Media sprechen; hingegen Gift dürfen wir nicht mit dem b schreiben, weil die Schreibung Gibt eine Vorstellung geben würde, die der Sprache nicht gemäß ist. Wir dürfen in Geschäft mit Rücksicht auf schaffen das ä zur Bezeichung des E-Lautes wählen, aber in schuf tritt ein anderer Vokal ein. Wir können in wandte mit Rücksicht auf wenden das d beibehalten, weil die Aussprache dadurch nicht beeinflußt wird, aber in brachte müssen wir ch schreiben, trotz bringen u. s. w. Das Verhältnis hat schon Adelung (2, 704) ganz richtig bezeichnet: „Die Abstammung ist bloß ein Hülfsmittel der Aussprache in zweifelhaften Fällen, d. i. in solchen Fällen, wo einerley Aussprache auf verschiedene Art bezeichnet werden kann. Sie ist also keine Beherr-

1) Schottel S. 193. Eingehend handelt über die Bedeutung der Abstammung für die Schrift Adelung 2,644 ff.

scherinn der Aussprache, welche immer das erste und höchste Gesetz bleibt, sondern nur ihre Dienerinn, welche sich nicht an der Aussprache vergreifen darf, sobald sie im Hochdeutschen allgemein ist. Sie darf folglich Zettel nicht in Schedel, Kirche nicht in Kürche, Helleparte nicht in Helmbarte, Mädchen nicht in Mägdchen u. s. f. verwandeln, wenn gleich die letztern Schreibarten der Abstammung gemäßer seyn sollten. Der Einwurf, daß es auch fehlerhafte Aussprachen gebe, sagt nichts, weil in einer Sprache und in einer Mundart nichts fehlerhaft ist und seyn kann, was in derselben allgemein ist."

Derselbe Adelung hat noch eine andere Beschränkung, welcher die Rücksicht auf die Etymologie unterliegt, richtig hervorgehoben (2, 705): nur „die nächste, erweislich wahre und allgemeine, oder doch dem größten Theile der Schreibenden einleuchtende Abstammung" kommt in Betracht[1]). „Je mehr die nächsten Stammwörter veraltet sind, je dunkler und ungewisser sie sind, desto unfähiger sind sie, die Art zu schreiben zu bestimmen, theils weil sie nur wenigen, selbst unter dem gelehrten Theile der Schreibenden, einleuchtend sind, theils aber auch, weil sie wieder zu dem Willkührlichen führen, welches die Sprache, und alles, was zu ihr gehöret, hasset." Die Grenze, die Adelung hier in dem modernen nicht durch historische Sprachforschung erhellten Sprachbewußtsein findet, erscheint nun zwar ziemlich unsicher; denn dieses Sprachbewußtsein wird bei den verschiedenen Menschen, je nach ihrer grammatischen Schulung, verschieden sein; in der That ergeben sich auch, wie wir bei der Betrachtung des Einzelnen sehen werden, einige Unzuträglichkeiten, aber im ganzen hält sich die Grenze doch leicht inne, und ihre Berechtigung kann man nicht bestreiten. So haben sie denn auch eifrige Anhänger des phonetischen Prinzips, die in ihren Reformen ziemlich weit gehen, geachtet.

Die Berücksichtigung der Etymologie führt nun dahin, daß nicht wenige Wörter, die in der Aussprache zusammen fallen, in der Schrift geschieden werden; z. B. wird Wirt, fällt Feld, hält Held, hallt halt, Wald wallt Gewalt, hart harrt u. s. w. Diesen Vorzug größerer Deutlichkeit mag man der Schrift um so lieber gönnen, da sie so vieles andere, was die Sprache unterscheidet, un-

1) Vgl. auch Heyse 1,198.

bezeichnet lassen muß. Aber diese Frucht, welche die Beobachtung eines großen, weitgreifenden Prinzips von selbst hervorbringt, darf nicht mit jenen Unterscheidungen, die willkürlich an einzelnen gleichlautenden Wörtern vorgenommen sind, zusammengeworfen werden. Dieses Streben, durch die Schrift zu sondern, was die Sprache vereint, ist alt, aber es ist nie über einzelne Wörter hinausgekommen. Schottel (S. 198) verlangt, daß der Unterschied etzlicher einsilbiger Wörter, die zwar der Anrede nach ganz gleich, aber in ihrer Deutung gantz unterschieden seyn, in der Schrift müßte beachtet werden; mit mehr Eifer nimmt sich Gottsched der Sache an (S. 78 f.); in unserer Zeit berühmt sich Sanders besonders seines Verdeutlichungsbestrebens, das ihn von der Raumerschen Schule scheide[1]). Freier denkende Männer urteilten schon in alter Zeit anders. Sie verwarfen den Unterschied von seyn esse und sein suus, oder meine meus und meyne puta, da man aus dem Zusammenhang der Rede gleich einsehen könne, wenn ein Wort einen andern Begriff andeute, als dasjenige, mit dem es etwan einerlei in der Aussprache und dem Schreiben sei[2]). Besonders war es Frisch, der solche Unterscheidungen für albern, unnötig und pedantisch erklärte: da würden die Herren Unterscheids-macher der Wörter ein Geschrei anfangen, nach dem Maße, als jeder ein Pedant wäre, sagt er gelegentlich[3]). Aber auch Adelung spricht sich dagegen aus (2,711—715)[4]). Und in der That, jeder, der das Verhältnis zwischen der Sprache und der innern Welt der Gedanken beachtet, muß ein solches Beginnen höchst armselig finden. So mannigfach und reich unsere Sprache ist, hinter der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gedanken, Anschauungen und Empfindungen, die wir durch sie ausdrücken, bleibt sie unendlich zurück; alles Einzelne ist unbestimmt und vieldeutig, der Zusammenhang allein enthält den Sinn. Die Unmöglichkeit, alle verschiedenen Bedeutungen, die ein Wort haben kann, durch besondere Zeichen zu bestimmen, hat Frisch schon betont, und sie leuchtet dem Blödesten ein; was kann es frommen, hier und da

1) Vgl. aber Raumer, Verhandlungen S. 63 Anm.

2) Wippel. 25.

3) Wippel S. 39. 40. 46. 57.

4) Vgl. Heyse 1,201. J. Grimm in der Ztschr. f. d. Ph. 1,230. D. Wb. 1, LVII. Michaelis, Grimms Rechtschreibung (1868) S. 6.

mit ganz unzulänglichen Mitteln kleine Ansätze zu einer Begriffsschrift zu machen. Wir erschweren dadurch nur das Erlernen der Orthographie. Treffend begegnet A. Bacmeister[1]) den bedenklichen und doch so unbedachten Pedanten: „Ja, sagt man, im Zusammenhang verwechselt man freilich nicht die Bedeutung; aber wenn dieser fehlt? Was soll der Schüler, das Kind unter dem geschriebenen Worte Tau sich denken? einen atmosphärischen Niederschlag oder ein Hanfseil? — Das Kind? der Schüler? Sprecht doch nicht so heuchlerisch, sagt doch ehrlich: „Wie sollen wir das unterscheiden?" Freilich, freilich! Und was soll ein Thor auf Französisch heißen? une porte oder un fou? Und die Winde? Les vents oder la tournette oder liseron? Und sind 1000 Franken ein Sack voll Geld oder eine Schaar Krieger? Ist der Schimmel ein vierfüßiges Thier oder eine Schmarotzerpflanze? Heilt das Pulver den Kranken oder schießt es den Gesunden todt? Ist populus eine Pappel oder ein Volk? Ist fine lateinisch oder französisch oder englisch? Und wenn das letztere, heißt es zu Deutsch fein oder schmücken oder Geldbuße oder Strafen? Ist der Atlas der titanische Sohn des Uranus oder ein Gebirge in Algerien oder eine Art Seidenstoff oder ein Rückenwirbel oder eine Landkartensammlung? Und sollen wir noch 1000 andere Beispiele vorführen, um eine abgeschmackte Einbildung zu verspotten? „Im Zusammenhang!" Giebt es denn überhaupt in der objektiven Welt der Erscheinungen und in der subjektiven Welt der Erkenntnis irgend etwas, das ohne Zusammenhang einen Sinn und Verstand hätte. Und wer anders stellt denn den Zusammenhang her, als der menschliche Geist? „Sie haben die Teile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band." Eben weil es letzteres hat, erkennt das 6jährige Kind, ob das Schriftbild „der Schimmel" ein Pferd oder eine Pflanze bedeutet, erkennt der 8jährige Knabe, ob amari inf. pass. von amo, ich liebe, oder ob es gen. sing. von amarus, bitter, der 10jährige, ob *τύπτουσι* 3. Pers. plur. oder dat. des part. ist". Äußerungen gleichen Sinnes waren bei jüngster Gelegenheit auch mehrfach in den Zeitungen zu lesen[2]). In den amt-

1) Angeführt von Falch, Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens. VIII, 168.

2) Kölnische Volksztg. 10. März 1880. Magdeburg. Ztg. 3. März 1880.

lichen Regelbüchern sind die vorhandenen und allgemein anerkannten Unterscheidungen dieser Art unangetastet geblieben; besondere Pflege ist ihnen nicht zu teil geworden, und wo die Durchführung allgemeiner Gesichtspunkte ihnen den Boden entzog (Thau, Tau), sind sie aufgegeben.

Weiter wird der phonetische Charakter unserer Schrift beeinträchtigt durch das mangelhafte Verhältnis zwischen unserem Schriftsystem und Lautsystem. Eine vollkommene Lautschrift verlangt für jeden Laut ein Zeichen, unser Alphabet bietet für manche Laute deren mehrere; und diesen Überschuß darf der Schreibende nicht nach seinem Belieben verwenden, sondern er ist dabei einem festen mehr oder weniger willkürlichen Gebrauch unterworfen. Oft bietet die Rücksicht auf die Verwandtschaft einen, wenn auch nicht untrüglichen Leitfaden, bei e und ä, eu und äu, ſ, ß und ſſ; der richtige Gebrauch der kleinen und großen Buchstaben hängt von der Unterscheidung der Wortklassen ab; in andern Fällen aber fehlt jede allgemeine Norm; wo man v und f, ei und ai zu setzen habe, zeigt weder richtige Aussprache noch grammatische Einsicht in die neuhochdeutsche Sprache; die einzelnen Wörter müssen gemerkt werden.

Der entgegengesetzte Mangel unseres Schriftsystems, daß es für Laute, deren Unterschied die Sprache allgemein anerkennt, keine Zeichen gewährt, bringt dem Schreibenden direkt keinen Nachteil. Der Lesende kann hier in Zweifel kommen, weil die Schrift die Laute nicht genau sondert, nicht der Schreibende. Aber indirekt hat auch dieser darunter zu leiden. Der Mangel an geeigneten Zeichen hat zu schlechten Surrogaten geführt, deren inkonsequenter und doch fester Gebrauch den phonetischen Grundsatz durchbricht und das Lernen der Orthographie erschwert. Das trifft besonders die Bezeichnung der Quantität. Der Wunsch, lange und kurze Vokale zu unterscheiden, ist an und für sich nicht unberechtigt, einer guten Lautschrift keineswegs zuwider. Aber unsere Schrift bot dafür keine Zeichen, und die Mittel, zu denen man griff und die Art, wie man diese Mittel verwandte, führten zu beklagenswerten Mißständen.

Endlich sind noch einige Reste eines älteren Sprachstandes

zu erwähnen, die den phonetischen Charakter unserer Schrift schädigen; so wenn man Abt schreibt oder und, weil es früher abbet, unde hieß.

Das phonetische Prinzip wird also beeinträchtigt durch den Überfluß an Buchstaben, durch Reste einer früheren Sprachform, durch Rücksicht auf die Verwandtschaft, durch die inkonsequente Bezeichnung der Dehnung, endlich in Fremdwörtern durch die Rücksicht auf die fremden Sprachen; aber so bedeutenden Einfluß auch diese Gesichtspunkte zum Teil auf die Gestaltung unserer Orthographie gehabt haben, der Grundpfeiler bleibt immer jener phonetische Grundsatz: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen".

Man hat es getadelt und zwar schon an dem Berliner Büchlein, daß dieser Satz allein an die Spitze gestellt ist; Lattmann will als zweiten Grundsatz hinzufügen: „Richte dich aber auch nach der Abstammung der Wörter"[1]). So hielt es schon Gottsched. Erste Regel (S. 64): „Man schreibe jede Sylbe mit solchen Buchstaben, die man in der guten Aussprache deutlich höret. Zweite Regel (S. 71): Alle Stammbuchstaben, die den Wurzelwörtern eigen sind, müssen in allen abstammenden, so viel möglich ist, beybehalten werden. Vierte Regel (S. 76): Man schreibe außerdem so, wie es der allgemeine Gebrauch eines Volkes seit undenklichen Zeiten eingeführet hat. Und endlich achte Regel (S.81): Wann zwo oder mehrere von diesen allgemeinen Regeln mit einander streiten, so muß die eine nachgeben". — Diese achte Regel ist köstlich in ihrer Naivität. Es ist in der That nicht abzusehen, was durch ein solches Nebeneinander gewonnen sein soll; auf das richtige Verhältnis kommt es an. Ein Satz gehört als Prinzip und Regel an die Spitze, alles andere erscheint ihm gegenüber als Einschränkung und Ausnahme. Das amtliche Regelbuch deutet diese Einschränkungen in einer Anmerkung an, die weitere Ausführung bildet den Inhalt der folgenden Kapitel.[2])

---

1) Ähnlich Fricke, die Reichsorthographie (Wiesbaden 1880) S. 9.

2) Die Einschränkung kann auch in demselben Satz ausgesprochen werden, welcher die Regel enthält. So Adelung (2,658): „Man schreibe das Deutsche

III. Über die Wahl unter verschiedenen Buchstaben, welche denselben oder einen ähnlichen Laut bezeichnen.

§ 3. ä, e.

Mit den Buchstaben ä und e bezeichnen wir Laute, die in der Aussprache mannigfach variieren und etymologisch verschiedenen Ursprungs sind. Die vokalischen Extreme sind i und u, a steht gleichsam in der Mitte zwischen beiden. Zwischen a und i liegen die E-Laute, zwischen a und u die O-Laute. An und für sich kann man eine unendliche Reihe von Stufen zwischen a und den vokalischen Extremen annehmen, und in der That erklingen auch die E- und O-Laute in einer Mannigfaltigkeit, die genauer Fixierung sich nicht fügt; unsere Schrift hat für die O-Laute nur das eine Zeichen o, für die E-Laute zwei: e und ä; unser Schriftsystem ist also nicht gleichmäßig entwickelt.

Was nun die in unserer Sprache vorhandenen Laute betrifft, so finden wir von Anfang an zwei ihrem Ursprung nach verschiedene kurze e, das gebrochene und das umgelautete; jenes bezeichnet man nach dem Vorgang J. Grimms in der Grammatik durch ë, dieses durch e. ë ist der ältere Laut, die Entwickelung des e beginnt nicht lange vor der Zeit, aus welcher uns Denkmäler unserer Sprache vorliegen; es entsteht aus dem a durch Einwirkung eines i in der folgenden Silbe[2]): Außer diesen beiden kurzen e existierte noch ein langes ê, das in verhältnismäßig wenigen Wörtern vorkommt, und diesem stellte sich dann seit dem 11. 12. Jahrh. ein anderer langer E-Laut zur Seite, welcher durch Umlaut aus â entsteht, bezeichnet gewöhnlich durch æ.

In der Sprache waren diese vier Laute zunächst reinlich gesondert: bëre (Bär), nere (nähre), kêre (kehre), swære (schwer), klangen durchaus verschieden. Nicht so sicher schied die Schrift. e und ë wird in unseren alt- und mittelhochdeutschen Hand-

mit den eingeführten Schriftzeichen, so wie man spricht, der allgemeinen besten Aussprache gemäß, mit Beobachtung der erweislichen nächsten Abstammung, und des allgemeinen Gebrauches. — Vgl. Heyse 1, 195 ff.

2) Umgelautete und nicht umgelautete Form neben einander in Raps, Reps, aus lat. (semen) rapicium Weigand 2,435.

schriften gar nicht auseinander gehalten, gewöhnlich dient e zur Bezeichnung beider Laute; für das neue æ suchte man nach unterscheidender Bezeichnung, es tauchen mannigfaltige Formen auf — der Schreiber eines nicht umfangreichen Gedichtes braucht deren nicht weniger als vierzehn — aber auch für diesen Laut wird vielfach e gebraucht, und umgekehrt für e æ[1]).

Auf die Dauer hielt auch die Sprache die ursprünglichen Grenzen nicht inne, die Laute entwickelten sich weiter, die Unterschiede kamen ins Schwanken. Die beiden langen Laute ê und æ blieben einigermaßen gesondert[2]); aber die Schranke zwischen den kurzen ë und e fällt. Während sorgfältig reimende Dichter zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Bindung ë : e noch meiden, gelten am Ende des Jahrhunderts solche Reime kaum noch für ungenau. Zu derselben Zeit schwand ferner die Unterscheidung zwischen den langen und kurzen Vokalen; in einigen Wörtern wurden die langen Vokale verkürzt, z. B. Herr (mhd. hêrre), Schächer (mhd. schâchære)[3]), in sehr vielen die kurzen Vokale gedehnt, z. B. reden, nähren.

Die Sache lag mithin so: es gab in der Sprache verschiedene E-Laute, aber diese waren nicht mehr reinlich nnd gleichmäßig gesondert; die alten etymologischen Unterschiede waren aufgegeben,

---

1) Gr. 1³,165. 89. Weinhold Gr. § 61 Anm.

2) So haben wir altes ê in See, Schnee, Klee, Weh, Ehe, Seele, sehr, versehren, kehren, Ehre, Ger, Gere, wenig, Reh, flehen, Schlehe, Lehen, lehren, hehr, Zehe, stehen, gehen. Ebenso ist æ gewöhnlich erhalten als ä, aber: stets mhd. stætes, Schere mhd. schære, schwer mhd. swære, leer mhd. lære, drehen mhd. dræjen, wehen mhd. wæjen, genehm mhd. genæme, vornehm mhd. vürnæme, dazu vürnæmlîche nhd. vornehmlich Weigand 2,1026, (aber nämlich zu Name), bequem mhd. bequæme. — Besonders bemerkenswert ist das Adj. selig mhd. sælic, das auch den zweiten Teil von Zusammensetzungen bildet: glückselig, gottselig, leutselig, redselig. Davon ursprünglich verschieden sind die Ableitungen von -sal, z. B. armselig, holdselig, mühselig, saumselig. Unser Sprachgefühl kennt die Grenze nicht mehr Weig. 2,694. Gr. 2,108.

3) Vgl. ferner echt aus êhaft, s. Weigand 1,407; dächte, brächte aus dæhte, bræhte u. a.; mit Übergang des ä in e, Truchseß mhd. truchsæze, auch ansässig, aufsässig (Weig. 1,94) gehen auf æ zurück, dagegen seßhaft zu mhd. sëz (Sitz). Drechseln, Drechsler weisen gleichfalls auf æ, vgl. drehen mhd. dræjen.

eine neue Sonderung kam nicht zu allgemeiner Geltung. Für diesen E-Laut, oder richtiger gesagt für diese Gruppe von E-Lauten, waren verschiedene Zeichen im Schreibgebrauch, von denen e und ä sich erhielten. Es trat der Fall ein, daß die Schrift einen Überfluß an Zeichen bot, die Grammatiker und Schreibkünstler mußten suchen, ihn unterzubringen.

Sie unternahmen es, die Schreibung nach der Abstammung zu ordnen. Als das gewöhnliche Zeichen galt ihnen e; ä sollte geschrieben werden, wenn die Grundform des Wortes a hatte. Die Neigung zu dieser Regelung war sehr natürlich und läßt sich von Anfang an in unserer Schrift wahrnehmen. æ, d. h. ein a, das wie, oder ähnlich wie e gesprochen werden sollte, bietet sich von selbst dar, wenn man dasselbe Wort in andern Formen mit reinem a kannte und schrieb. Die Grammatiker nahmen die natürliche Neigung zur Richtschnur, allmählich wurde daraus Regel und Gesetz. Wir können den Gang verfolgen. Schottel (S. 204) sagt: „Wenn ein Teutsches Stammwort zu seiner Kennletter (Litera characteristica) ein A hat, und diese Kennletter, entweder in der mehreren Zahl (Numero plurali) oder in der Ergrösserung (Comparatione) oder sonst verändert wird, alsdann pfleget daraus zu entstehen der Kleinlaut ä, und wird das Wort auch damit geschrieben, als Grab die Gräber; Schlag, Schläge; Mann, Männer, und nicht Greber, Schlege, Menner 2c. weil die Kennletter a nicht in ein e, sondern in ein ä geendert wird." Hier spricht Schottel nur von der Flexion; aber auch in der Lehre von der Wortbildung macht er oft auf den Umlaut aufmerksam und verlangt, daß man ä schreibe. Daß er selbst aber nicht zu ängstlich war, zeigt der angeführte Satz, wo verändert neben geendert steht. — So läßt auch Bödiker eine gewisse Freiheit; er giebt zwar (S. 109) die allgemeine Regel: „Die Derivata, oder abgeleiteten Wörter, müssen nach den Buchstaben ihrer Primitivorum oder Stamm-Wörter geschrieben werden, und führt als Beispiele Wand, Wände, Grab, Gräber, Glas, Gläser an; doch, fügt er hinzu, kann es in allen so genau nicht genommen werden. Denn der Gebrauch hat es in etlichen schon erhärtet, daß man schreibt heßlich von Haß, Henne von Han, Eltern von Alter, Geselle von Fallen. Ist es doch in der lateinischen Sprache noch alles so gar gewiß nicht." Wippel aber, der 1746 eine neue

Ausgabe von Bödikers Grammatik veranstaltete, tadelt dessen Lässigkeit (S. 111): „Das Herr Bödiker gegen den irrenden Gebrauch und also gegen den Misbrauch dismal so gelinde, das wundert mich. Es muß derselbe allerdings aus seinem Posten veriagt werden, wenn er sich gegen das Rechte auflegt. Wir sagen also dem Gebrauche, daß man nicht heßlich, sondern häßlich, nicht Henne, sondern Hänne, nicht Eltern, sondern Ältern, nicht Gefelle, sondern Gefälle, schreiben müsse." Gottsched, dessen Grammatik zwei Jahre später erschien, war natürlich nicht gelinder. Der Ursprung eines Wortes, meint er S. 71, würde sich oft in den abgeleiteten gar zu sehr verlieren, wenn man die Selbstlauter allezeit und ohne Not ändern wollte; die Alten hätten Vater Veter, Mann Menner, war were geschrieben; in neuern Zeiten aber habe man diese Unreinigkeit mit gutem Grunde abgeschafft, und das a nicht ganz verworfen, sondern in ä verwandelt. „Man schreibt also von alt, die Ältern, von Arm, die Ärmel. Und aus eben dem Grunde sollte man bässer von baß, Knäbelbart von Knabe, häucheln von hauchen, schmäucheln von schmauchen u. s. w. mit einem ä schreiben." Auf dieser Bahn fuhr man fort; mit Hülfe der Wortforschung suchte man den schwankenden Gebrauch zu sichern, den bestehenden umzugestalten, überall möglichst feste, bindende Vorschrift zu geben.

Als man zuerst diesen Weg für die Regelung der Zeichen einschlug, hatte man sicher nicht geahnt, in welche Schwierigkeiten er führen würde. Gottscheds Knäbelbart und schmäucheln zeigen, wie wenig die Grammatik jener Tage im Stande war, die Etymologie zu erkennen. Nach dem äußeren Klang der Wörter setzte sie als verwandt, was oft nichts mit einander zu thun hatte. Und doch war die Bestimmung der Verwandtschaft allein nicht einmal genügend, um die begonnene Reform durchzuführen. Von der Art der Verwandtschaft hing es ab, ob ä oder e berechtigt sei. Nicht in allen Wörtern, denen verwandte mit a zur Seite standen, sollte ä geschrieben werden, sondern nur in solchen, welche von Wörtern mit a abgeleitet waren[2]). Wenn man also zwei Wörter, wie rächen und Rache, nebeneinander hatte, so kam es

---

1) Vgl. Adelung 2,758.

zunächst auf die Unterscheidung an, welches von beiden das ältere sei; kommt rächen von Rache, so gebührt dem ä der Vorzug, kommt aber umgekehrt Rache von rechen, so müßte man e schreiben, wie sprechen neben Sprache. Gottsched tadelt die Zesianer, daß sie allen mit einander verwandten Wörtern einerley Selbstlauter hätten geben wollen und Mänsch, ädel, sälig, Anmärkungen, säzen u. dgl. verlangt hätten, weil sie meinten, daß diese Wörter von Mann, Adel, sal und Mark herkämen. „Allein," sagt er, „dieses war eben noch nicht so ausgemachet. Denn das Wort edel, als ein Beywort, ist unstreitig viel älter, als das Nennwort, welches den abgesonderten Begriff des Adels anzeigte. Jenes steht schon in Otfrieden; dieses aber ist viele hundert Jahre neuer. Die andern sind ebenso zweifelhaft, wofern die Sylbe sal den Begriff des seligen nicht in sich hält; wenn es nicht von salus kömmt: wie es in Labsal, Irrsal, Trübsal u. dgl. mehr gesetzet wird, wo selbiger gar nicht Statt hat. Bey dem märken und säzen ist es auch viel gegründeter, daß die Mark von merken, Satz von setzen herkomme, als umgekehret." Jeder Satz, den Gottsched hier zur Widerlegung der Zesianer ausspricht, enthält eine Unrichtigkeit oder Konfusion, und illustriert die Unfähigkeit jener Zeit, die selbstgewählte Aufgabe zu lösen. In all den Wörtern, welche er hier anführt, wäre das ä berechtigt, wenn der Umlaut konsequent durch dieses Zeichen wiedergegeben werden sollte; es ist unrichtig, daß Adel viele hundert Jahre jünger ist als edel, daß Mark und Satz von merken und setzen hergeleitet werden müssen; diese Wörter, ebenso wie Mensch und selig setzen umgelautetes a oder â voraus. Hingegen das vorhin erwähnte rächen kommt ebensowenig von Rache her, wie sprechen von Sprache; hier hat die Grammatik mit Unrecht ä gesetzt; sie wurde dadurch irre geleitet, daß das Verbum in die schwache Konjugation übergetreten ist. Wir sind heut zu Tage wohl im Stande, in den meisten Fällen mit Sicherheit ë und e zu unterscheiden; aber die Grundform, auf der die Wörter mit umgelautetem e beruhen, anzugeben, das vermögen auch wir in vielen Fällen noch nicht.

Wenn also schon die mangelhafte Sprachkenntnis eine reinliche Durchführung des Gesetzes unmöglich machte, Zweifel ließ und zu Irrtümern führte, so setzte anderseits noch der Gebrauch

seine willkürlichen Schranken; häßlich und Gefälle sind allgemein geworden, aber Henne und Eltern haben sich trotz der Vorschrift der Grammatiker gehalten. Gottsched möchte auch Häu schreiben; „allein die Gewohnheit von ganz Deutschland ist uns zuwider; und dieser muß man auch etwas nachgeben".

Daß aus dieser Saat, die mangelhafte Sprachkenntnis in den Boden eines verwitterten und unsicheren Schreibgebrauchs streute, nicht fröhliche Frucht aufging, ist zu erwarten. Es steht schlimm genug mit der Sonderung von e und ä.

Innerhalb der Flexion ist die Sache geregelt. Man schreibt ä im Plural der Nomina, wenn der Singular a hat: Grab, Gräber, Vater Väter, Gast Gäste; in der 2. 3. Pers. Sing. Präs., wenn die 1. Pers. a hat: fahre, fährst, fährt; im Konj. Perf., wenn der Indik. a hat: gab gäbe, dachte dächte. Eine besondere Bemerkung verdienen nur die im Perfectum schwachen Verba: wenden, senden, nennen, kennen, rennen, brennen. Neben den Indikativen wandte, nannte sollte man nach der Analogie die Konjunktive wändte, nännte erwarten, man braucht aber hier die längeren Formen wendete nennete, oder, bei den Verben auf nn auch die zusammengezogene Form nennte u. s. w.[1])

Auf das Präsens hat der Vokal des Perfectums weder in der starken noch in der schwachen Konjugation Einfluß: geben trotz gab, brennen trotz brannte. Nur wenige Verba, die ursprünglich ë im Präsens hatten, haben ä angenommen; s. u.

Schwieriger und reicher an Ausnahmen werden die Bestimmungen über e und ä innerhalb der Wortbildung. Wenn neben dem Grundwort mit a eine umgelautete Ableitung mit deutlich erkennbarer Ableitungssilbe steht, ist die grammatische Regel fast immer durchgeführt; so namentlich im Komparativ und Superlativ: arm ärmer, alt älter; aber Eltern hat sich erhalten trotz Gottsched, Adelung und Heyse (1, 223); ebenso besser, beste neben dem veralteten baß[2]). Ferner tritt ä ein in zahlreichen Nominal- und Verbalbildungen; z. B. -er: backen Bäcker, Kram Krämer,

---

1) Heyse 1,732. Weinhold § 371.

2) Vgl. Adelung 2,720.

Garten Gärtner, falsch Fälscher; -in: Graf Gräfin; -chen, -lein: Bach Bächlein, Band Bändchen; -de: Gefahr Gefährde, Gebaren Gebärde; -nis: verhalten Verhältnis, empfangen Empfängnis, gedacht Gedächtnis; aber bekannt Bekenntnis Erkenntnis; -sel: Rat Rätsel, hacken Häcksel; -el: Arm, Ärmel, Ranzen Ränzel; aber Stange Stengel, Schwang (im Schwange gehen) Schwengel, Schlag Schlegel, und weiter abstehend Stampf Stempel (ndd. p statt pf), Spange Spengeler von einem Deminutivum spengel; -ing: Hammel Hämmling, -ig: Haß gehässig, Kraft kräftig, fahen fähig, laß lässig; aber Fahrt fertig, wo die ursprüngliche Kürze des Vokales erhalten ist; -lich: Mann männlich, Gemach gemächlich, Vorsatz vorsätzlich[1]), klar klärlich, graß gräßlich; aber überschwenglich trotz Ueberschwang[2]); -ern: Glas gläsern, Stahl stählern; -isch: Narr närrisch, Lappe (= hd. Laffe) läppisch, Mann männisch, aber als Substantivum der Mensch.

-eln: krank kränkeln, Gang gängeln, fachen fächeln, Nase näseln; -ern: Schlaf einschläfern, Asche einäschern, abäschern (Weig. 1, 5), aber Kante kentern; -zen: ach ächzen.

Die Ausnahmen mehren sich, wo die Ableitung nicht durch eine selbständige Silbe kenntlich gemacht oder geblieben ist. Hier hat sich sehr häufig e erhalten, auch wenn ein verwandtes Wort mit a nicht zu erreichen war. Es heißt kalt Kälte, stark Stärke, warm Wärme, aber strack stracks, Strecke strecken, Enge neben Angst, Menge neben manch[3]); Getränk Trank, Gerät Rat, Geschäft schaffen, aber Gehege Hag, Gestänge (Gestenge) neben Stange, Wildbret Braten; Gefährte Fahrt, aber durch die Quantität getrennt Geselle Saal, und weiter abstehend Ferge fahren; Henne Hahn, Ferse Farr. — Vergl. ferner die Adjectiva edel

1) Aber entsetzlich, unersetzlich von entsetzen, ersetzen, vgl. unvergeßlich, unleidlich.

2) Das Adjectivum ist entweder direkt von dem Substantivum überswanc herzuleiten oder von dem Adj. überswenke; in jedem Falle wäre für uns überschwänglich rationeller, weil es sich der Hauptregel besser fügt. In dem e stimmen b, ö, p, w überein. Dieselbe Form hatte schon l; h läßt die Wahl zwischen e und ä.

3) Das Verbum mengen gehört nicht hierher.

neben Adel, behende neben Hand, enge Angst, strenge Strang[1]), fest fast; aber schräg neben Schragen, gänge[2]) neben Gang, träge neben tragen, spät neben spat. — Die zahlreichen schwachen Verba, die ein umgelautetes e in der Stammsilbe haben, werden in der Regel mit ä geschrieben, wenn sie denselben Stamm haben, wie ein Nomen mit a: Fall fällen, Damm dämmen, Dampf dämpfen, Scham schämen, Schande schänden, Walze wälzen; stark stärken, falsch fälschen, schmal schmälen (eigentlich = herabsetzen), Makel mäkeln, Hammer hämmern. — springen und sprengen, rinnen und rennen stehen zu einander in demselben Verhältnis, wie trinken zu tränken; aber nur dieses hat ä, weil Trank zur Seite steht. Durchgehends ist dies Verhältnis jedoch nicht beobachtet; vergleiche Schall schellen (= schellen machen), Stall stellen, Dank denken, Schank Schenke Mundschenk schenken Geschenk, Mark merken, Satz setzen, Geschmack schmecken, stramm stremmen, Wand wenden inwendig auswendig, Hag hegen, Haft Heft heften heftig, Schmalz Schmelz schmelzen, Sparren Sperre sperren u. a. Weiter stehen von einander ab Dach decken, wach wecken, Haß hetzen, naß netzen, gar gerben[3]), Brand brennen, Name nennen.

Die angeführten Beispiele zeigen, daß das Bestreben, den Umlaut durch ä zu bezeichnen, soweit die lebende Sprache selbst noch verwandte Formen mit a bot, nicht durchgeführt ist. Auch da ä anzuwenden, wo die neuhochdeutsche Sprache keine Form mit a mehr bot, lag ganz außer dem Gesichtskreis jener Grammatiker. Also in zahlreichen Wörtern, wie Ende, Heer, dehnen, retten, blenden, Frevel, fremde u. s. w. blieb das e unangetastet im alten Recht, obschon es auch hier den Umlaut bezeichnet.

Anderseits haben aber doch einige solcher Wörter ein ä erhalten. Hierher gehören zunächst die Feminina Zähre, Thräne, Ähre, Gräte, eigentlich Pluralformen von mhd. zaher oder zeher, trahen, ahd. ahir, grât; ferner Mähne mhd. man, Geländer

---

1) Strang, Stränge; aber die Strenge f. Die unterschiedliche Schreibung ansträngen (Pferde anschirren), anstrengen (sich, einen Prozeß anstr.) ist etymologisch nicht begründet.

2) In der Redensart gäng und gäbe; in beiden Wörtern ist ä etymologisch berechtigt, das eine mit e, das andere mit ä zu schreiben, ist sonderbar.

3) Sanders: gärben. In den amtlichen Verzeichnissen fehlt das Wort.

mhd. lander, Mähre mhd. merhe, fem. zu marc (Pferd, vgl. Marstall, Marschall), Märe Märchen mhd. mære, Schächer mhd. schâchære, zu schâch, Raub. — Das Adj. ähnlich mhd. anelîch, komponiert aus den Adv. an und der Silbe lîch, dem Stamme des Adj. g-leich; hämisch im spätern Mittelhochdeutschen hemisch, zum swm. ham (= Haut, Hülle), s. D. Wb. 4², 308. stätig, unstät mhd. stæte, stætec; in unserer Schrift schwankt der Gebrauch[1]), nur in dem adverbialen stets wird ä gemieden; zähe mhd. zæhe, jäh mhd. gæhe, den alten Anlaut hat das Neuhochdeutsche fast ganz verloren. — Ferner die Verba bähen, blähen, krähen, mähen, nähen, säen; den vier letzten stehen Substantiva mit a zur Seite: Kraht[2]), Mahd, Naht, Saat, denen aber auf die Orthographie der Verba nicht mehr Einfluß gebührt, als Brand auf brennen, Draht auf drehen; verbrämen, grätschen, hätscheln, prägen und mit kurzem Vokal plänkeln (Weigand 2, 358); erwähnen (mhd. gewehenen; erw. erst später nachweisbar, D. Wb. 3, 1041) verdankt sein ä der falschen Anlehnung an der Wahn mhd. wân, wænen.

Einige Fremdwörter schließen sich an: Käfig mhd. kevje aus lat. cavea, Käse lat. caseus, Lärche lat. larix, Lärm aus dem romanischen Schlachtenruf al arme. D. Wb. 6², 202. Lägel (auch Legel, Gefäß, Maß), mhd. lægel zu lat. lagena; März lat. martius; Säbel, ungewissen Ursprungs, durch alle europäischen Sprachen verbreitet, Weig. 2,501; Säge mhd. sege, sage zu lat. secare. Säckel lat. sacculus, nach der Analogie der deutschen Deminutiva auf -el[3]); Schäker, aus der Juden- und Gaunersprache, hebr. schäker, Lüge; Schärpe frz. écharpe.

Das ä hat in einigen Wörtern auch das gebrochene ë verdrängt: Bär (von bar, weil er nackend gehe, meinte Zesen) mhd. bër[4]), Käfer mhd. këver, Häher mhd. hëher, Stähr mhd.

---

1) In b: stets, unstet (unstät), stetig; p: stets, stätig und stetig, unstät. Dagegen stätisch vom trotzigen Pferde, nicht von der Stelle zu bringen, mhd. stetic, abgeleitet von stat. Vgl. Heyse 1,224.

2) Hahnenkraht mhd. hankrât.

3) Aber doch Scheffel (mlat. scapillus), Schaff (lat. scaphum).

4) Aber Petz, die Koseform zu Bär (vgl. Fritz, Utz) mit oberdeutschem P st. B behauptet e.

stër (Widder), davon abgeleitet Stärke (junge Kuh), s. Weigand 2,798; Schwäher mhd. swëher; gebären mhd. bërn, dämmern, Dämmerung zu ahd. dëmar, rächen mhd. rëchen, gähnen s. D. Wb. 4,1148; gähren mhd. jësen, mit Übergang von j in g und Anlehnung an gar; jäten mhd. jëten; schwären mhd. swërn, spähen mhd. spëhen. Zweifelhaft ist der ursprüngliche Vokal in plärren, Schädel, Strähne. Über den adverbialen Genetiv -wärts (mhd. -wërt, -wart) siehe Weig. 2,1053[1]).

Zuweilen berühren sich verschiedene Stämme. In dem mhd. wahrnehmen steckt ein altes Substantivum diu ware (Acht, Aufmerksamkeit), dazu gehört wahren, verwahren; ferner mhd. wern (schützend, abhalten), nhd. wehren, die Wehr, wehrhaft, Landwehr, das Wehr, verwehren. Diese Wörter haben ursprünglich umgelautetes e. Hingegen gebrochenes ë steht in gewähren, Gewähr leisten, Währung, zu mhd. wërn (zahlen, geben); ferner in währen, während zu mhd. wërn, ahd. wërên (ausdauern); und in Wergeld, Werwolf, die zu mhd. wër (lat. vir) gehören, welches schon im Mittelhochdeutschen nur noch in Compositis vorkommt. Dasselbe Wort steckt auch in Welt, wëralt. Bewähren (als wahr erweisen) ist abgeleitet von wahr mhd. wâr, wære.

Die Wörter bewegen, wägen, wiegen, Wage, Wagen, Wiege, Weg, Woge sind alle aus derselben Wurzel entsprossen, haben aber verschiedene Stämme. Es gab früher ein starkes Verbum wige, wac, wâgen, gewëgen (vgl. geben) mit gebrochenem ë, und daneben ein swv. wegen, wegete, geweget mit umgelautetem e. Das starke Verbum erfuhr in seiner Flexion dieselbe Umwandlung wie pflegen; im nhd. bewegen bewog bewogen, bewegte bewegt liegen beide Formationen vor. Das alte Participium wegen ist erhalten in verwegen (aufs Spiel setzend, furchtlos wagend), daneben auch verwogen (Sanders Wb. 3,1455[b]). Das Präsens des starken Verbums lautete früher: wige wigest wiget wegen weget wegent. Daraus entstand, indem man den Vokal des

1) In andern Wörtern, für welche Grammatiker ä verlangten, ist es nicht durchgedrungen: gellen (scharf tönen) mhd. gëllen; davon verschieden vergällen zu Galle; einhellig, mißhellig zu mhd. einhël, zu einem Verbum hëllen (tönen); ein anderer Stamm in behelligen zu mhd. hellic (müde, erschöpft); Treber mhd. trëber, dunkler Abkunft, Weigand 2,923.

Singularis durchführte, das Verbum wiegen wog gewogen; indem man den Vokal des Pluralis durchführte, das Verb. wägen, das bald auch im Perfectum schwache Formen annahm, s. Weigand 2,1037 f.; das ä durch Anlehnung an Wage, mittelhochdeutsch wâge; ebenso erwägen, Erwägung.

Die vorstehenden Betrachtungen zeigen, daß unsere jetzige Schrift die alten Unterschiede in den E-Lauten nicht erhalten hat, daß ebensowenig die Ordnung, welche man seit dem 17. Jahrhundert anstrebte, durchgeführt ist und durchgeführt werden kann; weder ist der Umlaut konsequent bezeichnet, wo ein verwandtes Wort mit a zur Seite steht, noch ist er da konsequent nicht bezeichnet, wo ein solches Wort fehlt. Mag man sich auf den Standpunkt der historischen Grammatik stellen oder auf den der Elementargrammatik, welche nicht mehr Kenntnis der Wortverwandtschaft verlangt, als sich aus der jetzigen Sprache mit einiger Sicherheit gewinnen läßt, jedesmal erscheint der Zustand unserer Schrift unerfreulich, regellos, willkürlich. Und nicht anders endlich ist es, wenn man sie unter phonetischem Gesichtspunkte faßt. Die Unterscheidung zwischen langem ä und e ist uns leicht und geläufig; vgl. lähmen, zähmen, grämen und nehmen; quälen, wählen, zählen und stehlen; nähren, währen, gebären und zehren. Die gebildete Aussprache erkennt, wenn nicht durchaus, so doch wohl im allgemeinen diesen Unterschied an, und zwar in Übereinstimmung mit der Schrift, so daß sie also auch die unorganischen Lautübergänge und die willkürlichen Trennungen, die stattgefunden haben, gelten läßt (vgl. Gr. 1,522, aber auch Heyse 1,161 f. Raumer, Verhandlungen S. 67). Wir sprechen Schwere (mhd. swære) wie Ehre (mhd. êre), Heer, Meer (mhd. her, mer) wie sehr (mhd. sêre), begehren (mhd. begërn) wie zehren (mhd. zern), gebären (mhd. bërn) wie nähren (mhd. nern), spähen (mhd. spëhen) wie nähen (mhd. næjen). Also was die langen Vokale betrifft, so wäre die wünschenswerte Übereinstimmung zwischen Sprache und Schrift da. Hingegen kurzes e[1]) und ä

1) Es ist hier überall nur von den Stammsilben die Rede. Vgl. Erörterungen S. 18. Didolff, Kritische Notizen zu den Beschlüssen der Berliner orthographischen Konferenz. (N. Jahrb. f. Phil. u. Pädag. II. Abt. 1878) S. 87.

wird schlechterdings nicht geschieden; vgl. fällen gellen bellen, wälzen schmelzen, schätzen netzen, mästen bresten, färben Erben u. a. Es soll damit nicht gesagt sein, daß in den verschiedenen Wörtern nicht verschiedene Nuancen des E-Lautes erscheinen, aber diese entsprechen weder dem Unterschiede, der in der Geschichte der Sprache begründet ist, noch dem, der in der Orthographie seinen Ausdruck findet, sondern sie hängen von den folgenden Konsonanten ab. Wenn man nun bedenkt, wie wenig diese Scheidung vom kurzen e und ä nach durchgreifenden Regeln bestimmt ist und wie groß die Zahl der Wörter ist, welche diese Laute in der Stammsilbe haben, so muß man dieses Gebiet als eins der schlimmsten und schwierigsten in unserer Orthographie bezeichnen. Und dennoch ist es merkwürdigerweise von der Reformlust fast unangetastet geblieben. Der Grund liegt vielleicht in der Natur des kurzen E-Lautes. Ebenso wie das kurze o nähert er sich dem a; das e in retten steht dem ä in säen näher, als dem e in See. Man müßte also, wenn man der Natur des Lautes Rechnung tragen wollte, für das kurze e überall ä einführen, und wer möchte in so vielen Wörtern das einfachere Zeichen dem complizierteren opfern.

Wir werden vielmehr das Zeichen e in seinem doppelten Wert anerkennen und die, freilich unglücklichen Maßregeln, die neuere Grammatiker zum Schutze des ä getroffen haben, gelten lassen. Wir werden bei schwankendem Schreibgebrauch e vorziehen, wenn innerhalb des Neuhochdeutschen ein verwandtes Wort mit a nicht vorhanden oder ohne historische Sprachkenntnis nicht zu vermuten ist[1]). Also Beffchen zu mlat. beffa; Brezel zu mlat. bracella, s. Weigand 1,263; emsig trotz der wahrscheinlichen Verwandtschaft mit Ameise, s. Weigand 1,491 f.; Ente mhd. ant; Eppich zu lat. apium; Esche mhd. asch; Espe mhd. aspe; Estrich mlat. astricus; Grenze, slawisches Lehnwort, poln. granica; Hechse ahd. hahsa; Krempe, krempeln ndd. Formen, zu-

1) Dieser Weg ist durch die Geschichte unserer Schrift bezeichnet; auch Fricke Reichsorthographie S. 10. — Didolff S. 85. 154 f. wünscht ä bevorzugt, weil dadurch eine Unterscheidung von dem unbetonten, häufig gebrauchten e geschaffen werde. Der Gedanke ist nicht so übel, aber frühere ähnliche Versuche sind mißglückt. Vgl. Erörterungen S. 20 Anm.

sammengehörig mit Krampf, Weigand 1,1001; Mergel (fette, düngende Erdart), mergeln mlat. margila[1]); ausmerzen, wahrscheinlich zu März, Weigand 2,110; Plempe (Seitengewehr) Weigand 2,357; quengeln, zu zwingen zwang gehörig, vgl. quer und zwerch; Schecke mhd. schëke, Ableitung unsicher, Weigand 2,357; Scherflein mhd. schërf, Ableitung unsicher; Schlempe (Spülicht vom Branntweinbrennen), schlemmen (üppig leben) zu Schlamp, schlampampen, s. Weigand 2,587;[2]) Gespenst, abspenstig, widerspenstig gehören zu einem alten Verbum spanan, zu dem auch nhd. abspannen (= ablocken) gehört; Weigand 2,747. 1,11; ein anderes Wort ist spannen (dehnen); stemmen, nicht zu Stamm gehörig; welsch, Welschland, Welschkorn mhd. walhisch, welhisch, welsch, von der walh = Fremdländischer, besonders Romanen.

Ferner mit langem Vokal: Hering mhd. herinc, ahd. harinc, Weigand 1,797; Rekel, sich rekeln, ndd. rækel, ndl. rekel (großer Bauernhund), nicht von Recke, Weigand 2,463; Schemel mhd. schamel, schemel, lat. scamillus.

eu, äu.

In dem nhd. Diphthongen eu sind drei ältere Laute zusammengeflossen: 1. der alte Diphthong iu; z. B. liut (Leute), ziugen (zeugen), du biutest (beutst, jetzt bietest). 2. der Umlaut von û; z. B. krût kriutir (Kraut), hût hiute (Haut), sûr siure (sauer Säure). Die beiden Laute werden auf übereinstimmende Weise bezeichnet und waren vermutlich schon in dem Laut lang ü aufgegangen, als im 12. Jahrhundert zunächst im bayrischen Dialekt der Diphthong eu sich entwickelte, grade wie hier auch î und û zuerst diphthongiert werden[3]). Diesem Diphthongen trat nun bald nahe 3. der Umlaut von ou, z. B. loub löuber, roub röuber[4]). Schon im Anfang des 13. Jahrhunderts kommen im Gebiet des Bayrischen Reime zwischen den ursprünglich verschiedenen Lauten vor, die ihre gegenseitige Annäherung darthun, im 14. Jahrhundert bieten sie keinen Anstoß mehr. Die neuhochdeutsche Schriftsprache erkennt Unterschiede in der Artikulation des

1) Davon verschieden mergeln, ausmergeln, s. Weigand 2,77.
2) Davon verschieden Schlamm, abschlämmen.
3) Weinhold § 117 ff.
4) Verhältnismäßig junge Formen. Weinhold § 101.

Diphthongen je nach dem verschiedenen Ursprung nicht an; ein und derselbe Eu-Laut gilt in allen Wörtern, wenn gleich die Aussprache in den verschiedenen Gegenden Deutschlands nicht genau übereinstimmt und auch die Physiologen in ihren Angaben über die Natur dieses Lautes auseinander gehen[1]).

Für diesen einartigen Laut bietet unsere Schrift wieder zwei Zeichen eu und äu, andere, die früher neben ihnen im Gebrauch waren, sind glücklicherweise untergegangen. Die Grammatiker haben ihre Anwendung in ähnlicher Weise zu regeln gesucht, wie e und ä; als das gewöhnliche Zeichen ist eu anzusehen, äu gilt, wenn die Grundform au hat. Diese Regel durchkreuzt nun die historische Ordnung; nach dieser sollte äu den Umlaut von ou bezeichnen, eu aber den alten Diphthongen iu und den Umlaut von û. Da aber aus û im Neuhochdeutschen au wurde, so trat auch für den Umlaut von û äu ein; also Braut Bräute für brût briute, Kraut Kräuter für krût kriuter. Das Niederdeutsche scheidet bôm bœme (mhd. boum), krût krûter; drôm drœmen aber hûs hûser.

Wie nun manche Wörter mit ä geschrieben werden, obschon die neuhochdeutsche Sprache keine Grundform mit a hat, so steht auch äu öfters ohne Stütze: bräuen, Knäuel, Räude, räuspern, Säule, sträuben; nur in einem dieser Wörter, in bräuen, beruht das äu auf altem ou, in allen andern ist es für û iu eingetreten. Wenn schwankender Gebrauch die Wahl frei läßt, sollte man der Einfachheit halber eu wählen[2]); also deuchte, Leumund, verleum-

1) Brücke, 1. Ausg. 27. Sievers S. 86. Didolff S. 139. Gottsched S. 47: „Eu muß mit etwas hohlerem Munde ausgesprochen werden als ei, z. E. Freude, nicht wie Freide, viel weniger wie Fraide; aber auch nicht wie Froide, wie einige Niedersachsen thun". — In einigen Wörtern ist ei für eu in der Schriftsprache zur Geltung gekommen. Ereignen gehört zu Auge, mhd. erougen, sich sehen lassen, erscheinen, eräugnen hat sich bis in dieses Jahrhundert gehalten. spreizen s. Weig. 2,776. Schleife (Schlinge) gehört zu schliefen, Schlauf, schlüpfen, nicht zu schleifen (glätten und gleiten), und sollte eigentlich Schleufe lauten, aber früh trat Vermischung ein und längst herrscht Schleife, Weigand 2,585. Steiß ahd. stiuz, ndd. stût. Das Verhältnis von Keiler Keuler (wilder Eber) ist zweifelhaft, s. Weig. 1,915. D. Wb. 5,650. keichen keuchen scheinen ursprünglich verschiedene Wörter, s. Weig. 1,924. D. Wb. 5,437 f.; die Formen mit eu herrschen jetzt.

2) Für diese Entscheidung spricht das ähnliche Verhältnis von e zu ä; Duden, Zukunftsorth. S. 27. Andere wollen in schwankenden Fällen äu oder

den[1]), leugnen, obwohl in dem letzteren das au auf ou zurückgeht[2]). Allgemein sind heucheln, schleudern, wo Adelung (2,764) äu verlangt. — Weniger berechtigt scheint mir eu in Greuel, schneuzen, bleuen. Greuel hat zwar mit der Farbe grau nichts zu thun; grau ist mhd. grâ(w); Greuel gehört zu einem Verbum grûwen, davon abgeleitet griuwel, griuwe-lîch, und diesen Formen entsprechend hat man die ehedem üblichere Schreibung mit äu aufgegeben; aber wir haben neben Greuel regelrecht entwickelt grauen, graueln, und weiter grausen, grausig[3]). Neben schneuzen mhd. sniuzen steht Schnauze mhd. snûze. Von bläuen (blau machen) soll unterschieden werden bleuen (schlagen), mhd. bliuwen; das letztere ist zwar nicht von blau abgeleitet, aber doch sind beide verwandt.

§ 4. ai, ei.

Ein Diphthong ai ist von altersher allen germanischen Sprachen gemein. Im Gotischen wird er durch ai, vielfach auch im Althochdeutschen, im Mittelhochdeutschen gewöhnlich durch ei bezeichnet, veränderter Aussprache gemäß. Neben diesem alten ei entwickelte sich nun seit dem 12. Jahrhundert im bayrischen Dialekt aus langem i ein neues ei, grade wie in demselben Dialekt û in au, û in eu überging; alle drei Diphthonge sind in die Schriftsprache aufgenommen[4]). Anfangs war das alte ei von dem neuen in der Sprache unterschieden; seinem Ursprung entsprechend war der neue Laut spitzer, die Mundstellung, von der man ausging, stand der I-Lage näher, als in dem alten ei; und so war es natürlich, daß,

---

besser äü, weil diese Bezeichnung des Diphthongen der Aussprache gemäßer sei. Michaelis, J. Grimms Rechtschreibung S. 12. Fricke, Reichsorthographie S. 10. Der Entwickelungsgang unserer Schrift weist nicht auf diese Bahn. Vgl. auch Heyse 1,234.

1) Leumund hat mit Mund nichts zu schaffen und ist Ableitung, Leum — der Stamm (verwandt mit gr. κλύειν hören); in verleumden ist die Ableitungssilbe verstümmelt.

2) Läugnen verlangen Frisch und Adelung, Heyse stellt die Form in erste Linie, s. Weigand 1,1067.

3) Ähnlich stehen die bergmännischen Ausdrücke Teufe, abteufen neben tief, Taufe, taufen, Täufling.

4) In Niednagel hält sich langes ī; die hochdeutsche Form ist Neidnagel. Die Schreibung Nietnagel ist nicht zu billigen. Weigand 2,209. — Ebenso in Spierchen, Deminutivform von das Spier (die Gras oder Kornspitze, Weig. 2,763).

indem ei = î in die Schrift drang, für den alten Diphthongen die Bezeichnung durch ai wieder häufiger wurde[1]). In den Dialekten ist der Unterschied der beiden Laute mehrfach bewahrt; das Niederdeutsche namentlich scheidet deutlich, indem es das î erhalten, ei in ê zusammengezogen hat[2]): weinen wênen, klein klên, rein rêne u. s. w., aber Leib lîf, mein mîn, Schwein swîn. In der neuhochdeutschen Schriftsprache hingegen fallen die beiden Laute unterschiedslos zusammen, wenngleich in verschiedenen Gegenden die Artikulation des Diphthongen nicht gleich ist[3]).

Das gewöhnliche Zeichen für diesen Diphthongen in der Schrift ist ei. „Der Diphthonge ai war vor diesem sehr gebräuchlich, heut zu Tage ist er nur in etlichen Namen behalten worden, . . . oder um des Unterscheids willen in einige Wörter gekommen oder darinnen geblieben . . . Im Österreichischen und Baierischen Dialekt ist er noch sehr gebräuchlich in der Aussprache. Man hört auch im Hochdeutschen in mehreren Ländern den Diphthongen ei fast als ai aussprechen, dann es ist ein e apertum darinnen, so dem a nahe kommt"[4]).

In allen deutschen Wörtern, die ai behaupten, entspricht es dem alten Diphthongen: Saite mhd. seite, aber Seite mhd. sîte, seit mhd. sît; Waise mhd. weise, aber Weise mhd. wîse, weise mhd. wîse; Waid mhd. weit, weit adj. mhd. wît. Laib mhd. leip, aber Leib mhd. lîp; Laich mhd. leich, aber Leiche mhd. lîch, lîche; hierzu gehört auch Leichdorn, Leichnam; letzteres schon ahd. lîhnamo, mhd. lîchname, lîchnâme neben lîhhamo, lîchame, wahrscheinlich zusammengesetzt mit hamo (Haut, Hülle), wovon nhd. Hemde abgeleitet ist. Das Bestreben, gleichlautende Wörter auseinander zu halten, hat hier das ai geschützt; des historischen

1) Weinhold § 89.

2) Sem, semig neben Seim, seimig sind niederdeutsche Formen. Ein anderes Wort unsicheren Ursprungs ist sämisch = fettgar, Sämischleder, Sämischgerber.

3) Gottsched S. 47: „ei muß weder wie ai gesprochen werden, wie es von einigen Oberdeutschen geschieht, die mein, Bein wie main, Bain hören lassen; noch wie ee klingen, wie man in Meißen thut, da viele Stein wie Steen, Bein wie Been, Kleider wie Kleeder sprechen. Noch ärger ist es mit den Schwaben und Bayern, Bein wie Boan und Stein wie Stoan auszusprechen". Vgl. Adelung 2,763.

4) Frisch bei Bödiker ed. Wippel S. 29.

Bodens entbehrt die Unterscheidung von Rain mhd. rein, und rein adj. mhd. reine[1]).

Durch Kontraktion ist ai entstanden in Hain aus hagen, Maid aus maget[2]).

Daran schließen sich noch einige Fremdwörter: Bai mhd. beie; Hai, erst im vorigen Jahrhundert nachweisbar, ndl. haai Weig. 1, 750; Kaiser mhd. keiser, lat. caesar (russ. zar); Laie mhd. leie, aus gr. lat. laicus (= zum Volke gehörig); Mai mhd. meie, lat. Majus; Mais ital. maiz[3]); Maisch m. und Maische f. maischen, mhd. meisch ist dunkeln Ursprungs.

Da ei das gewöhnliche Zeichen sowohl für altes î als ei ist, so ergiebt sich, daß man aus Rücksicht auf die Vereinfachung der Orthographie in allen schwankenden Fällen dem ei den Vorzug zu geben hat. Also eichen, Eichmaß, ein Wort, das noch nicht genügend erklärt, dessen ei sich aber aus î entwickelt hat (Weigand 1,413)[4]); Getreide mhd. getregede, zu tragen; Heide m. mhd. heiden, Heide f. mhd. heide; beide Wörter haben denselben Stamm, vgl. lat. pagus und paganus, frz. pays païen; Meier ahd. meior, aus lat. maior, frz. maire; Weide (salix) mhd. wîde, Weide (Futterplatz) mhd. weide, dazu Weidmann, Weidwerk, ausweiden, Eingeweide; Weizen mhd. weize[5]).

---

1) Im Regelbuch fehlt Zain mhd. zein.

2) In Eidechse, Getreide, verteidigen ist ei gleichfalls aus Kontraktion entstanden: mhd. egedehse, getregede (zu tragen), verteidigen von tage-dinc = Gerichtstag, also eigentlich „vor Gericht verhandeln".

3) Adelung 2, 764: „Maiß, welches doch am häufigsten zweysilbig gesprochen wird".

4) Hingegen der Baum Eiche ist mhd. eich. Indem man in diesem Worte ei schrieb, in dem oben bezeichneten aber ai, kehrte man das historische Verhältnis also grade um. Schon Adelung 2,764 verlangt: eichen, meischen, Getreide, Weizen, Heide.

5) In einigen Wörtern hat eu dem ei den Platz bestritten: abgefeimt, Partic. von abfeimen, den Schaum (Feim) abnehmen, raffinieren; ahd. der feim feiman. Daneben entwickelt sich später Faum und davon fäumen; abgefäumt z. B. bei Lessing; jetzt herrscht wieder ei, Weig. 1,5 f. 512. — dreist ndd. drîste. — gescheit mhd. geschîde, gehört zu scheiden (klar sondern und erkennen). Bödiker (S. 69) unterscheidet richtig: gescheuet pavidus factus, gescheid discretus, prudens; auch Gottsched schreibt gescheid (S. 58), Adelung (2,769) gescheidt (wie todt, bewandt); aber in der Litteratur galt vielfach bis in unsere Zeit falsches eu, s. Weig. 1,667 über den Auslaut s. S. 78. — Heirat mhd. hîrât; vom 16. bis 18. Jahrhundert häufig Heu-

rath, unter Anlehnung an heuern (mieten); Gottsched S. 78: „Giebt es doch auch Verträge auf Lebenslang; also kann ja auch eine Ehe ein solcher Miethvertrag heißen". S. 119 bringt er gar heuer (dieses Jahr) heuern, heurathen und Hure zusammen. Jetzt ist Heirat allgemein, s. auch Weigand 1,787. — Durchgedrungen ist eu in Wetterleuchten, hervorgegangen aus Wetterleich wetterleichen, zu mhd. leich (Gesang, Spiel, Tanz), durch Anlehnung an leuchten, s. Weigand 2,1102. — Reuter und Reiter scheinen Wörter verschiedenen Ursprungs, die aber in der Bedeutung früh zusammenfielen. Mhd. rîter und mit verkürztem i: riter adliger Streiter zu Pferd; aus riter wurde nhd. Ritter, aus rîter Reiter; den verschiedenen Formen verband sich dann eine bestimmt unterschiedene Bedeutung. Reuter vergleicht sich dem niederl. ruiter (Wegelagerer, Straßenräuber) aus mlat. rutêrus (ruptarius), s. Weig. 2,462. 468. Das Wort ist jetzt veraltet. Adelung bekämpfte es 2,721.

Eine Erläuterung der Fälle, wo die Sprache zwischen verschiedenen Vokalen schwankt, gehört nicht der Orthographie an; jedoch mag einiges hier erwähnt werden:

a. Ahm Ohm, Fremdwort aus gr. ἄμη Eimer, die ursprüngliche Form also âme, aber schon mhd. diu ôme. — roden swv. abgeleitet von dem nur in Namen erhaltenen Subst. rod, mit ndd. d zu reuten gehörig; raden ist dialektisch. — Voland für Valand (Teufel) in Goethes Faust. Auch in ohne Argwohn, holen u. e. a ist o für ursprüngliches a eingetreten. Bis in späte Zeit hatte sich Dacht erhalten; aber jetzt herrscht auch hier o, Weigand 1,376.

e. lecken, mit den Füßen, wider den Stachel lecken, d. h. springen; daneben auch mit entartetem Vokal löcken; ein anderes Wort ist lecken mit der Zunge. — ergetzen hängt mit vergessen zusammen, „einen eines Dinges vergessen machen". Adelung verlangt durchaus e, ö spreche kein Hochdeutscher (2,703. 694. 720). Heyse (1,198. 230) verlangte ergötzen, und so unsere jetzige Aussprache. — nergeln, nörgeln; früher war die Schreibung mit e die üblichere, jetzt bevorzugt man vielfach ohne Grund ö, s. Weigand 2,213. — *Nerz (feines Pelzwerk) ist wohl die gewöhnliche Aussprache, ö ist in diesem aus dem Slawischen entlehnten Wort etymologisch richtig; Weigand 2,239. — Übergang von e in ö hat mehrfach statt gefunden, z. B. zwölf, löschen, dörren, Hölle, Möwe, Geschöpf. — In sehr vielen Formen begegnet das Wort Herauch. Den ersten Bestandteil bildet ein altes Adj. hei = heiß, dürre; da man das Wort nicht mehr verstand, bildeten sich durch Anlehnung an andere Wörter mannigfache Formen: Höhenrauch, Haar-, Heerauch, Hege-, Heide-, Heirauch, s. Weigand 1,819.

e und i schwankt in Blutegel; e ist etymologisch richtig, aber auch die Form Blutigel und die Verwechselung von Egel und Igel sind alt, Weigand 1,237. — Schmergel, Schmirgel aus ital. smeriglio.

i und ü. In ausfindig, spitzfindig, Findling, Findelkind, Findelhaus ist ü etymologisch berechtigt; aber schon früh tritt i ein, welches die heutige Aussprache vorzieht, s. Weigand 1,107. 527 f. 2,770. — gültig, abgeleitet von die Gülte, also ü berechtigt, Weigand 1,737. — Küssen: „Im 18. Jahrhundert noch häufig Küssen, und selbst Adelung hat nur diese Schreibung. Die jetzt gewöhnliche ungute Kissen taucht 1462 auf, bleibt aber bis ins 18. Jahrhundert vereinzelt und wird in diesem nach und nach vorwiegend". Weigand 1,1037. — Knüttel, Knüttelvers, ü ist etymologisch richtig und gebräuchlich,

Auslautende Konsonanten.

§ 5—9.

Das Bestreben durch gleiche Bezeichnung der Stämme die Verwandtschaft der Wörter kenntlich zu machen, fand seine Grenze in der Aussprache; nur wo es für die Aussprache gleichgültig schien, welches Zeichen man wählte, konnten grammatische Rücksichten den Ausschlag geben. Man konnte nähme schreiben mit Rücksicht auf nahm, aber das i in nimmt, das o in genommen, das u in Vernunft stehen fest. Ebenso zeigen augenscheinlich verwandte Wörter in den Konsonanten ihrer Stammsilben Unterschiede; es heißt Dach decken, wach wecken, naß netzen, Witz wissen, Flucht fliehen, Gesicht sehen, Macht mögen, Gewicht wägen, Gruft graben, halb Hälfte, Rabe Rappe, Knabe Knappe u. s. w. Ohne Rücksicht auf die Verwandtschaft schreiben wir in diesen und in andern Wörtern den Buchstaben, welcher dem jeweiligen Laut entspricht. „Man

---

Weig. 1, 968. 975. — Ebenso in Rüpel, eigentlich Deminutivform zu dem Namen Ruprecht, s. Weigand 2, 505. — Schüppe, ebend. 2, 651. — In Spritze spritzen, ist das ältere ü fast verdrängt, Weigand 2, 781. — tüfteln, ü etymologisch richtig, mhd. tüfteln, und gebräuchlich. Ebenso in Tülle. — In wirken, Wirkung, wirklich zeigt sich schon im Althochdeutschen i neben ü; jetzt ist ü ganz zurückgedrängt. — Tüttel, Tüttelchen (nicht ein Tüttelchen = gar nichts), Diminutiv von Tutte (Brustwarze); nicht zu verwechseln mit Titel, lat. titulus[1]).

Flüstern hat ursprünglich i, althochdeutsch flistrian[2]). — Hilfe, mhd. helfe. Die aus dem Mittel- und Niederdeutschen stammenden Formen mit ü hatten bis in unsere Zeit unbedingt die Herrschaft; die Bestrebungen der historischen Schule haben dahin geführt, daß jetzt meistens i gedruckt wird. In Würde, würdig behauptet sich ü. — Hifthorn, Hift = Stoß ins Jagdhorn, daraus durch Umdeutung Hüfthorn, s. D. Wb. 4, 2, 1321. 1872. — liederlich, nicht abzuleiten von Luder; im älteren Nhd. findet sich nur ie, Weig. 1, 1109. — *Riffel (Verweis), *riffeln, gewöhnlich jetzt Rüffel, rüffeln, rifila Säge, rifilon sägen; niederl. repel = Flachsbreche; riffeln = einen durch den Reffkamm ziehen, durchhecheln, s. Weigand 2, 475. — Sprichwort, mhd. sprichwort; die Form mit ü, durch Anlehnung an Spruch, hat lange Zeit geherrscht; jetzt überwiegt wieder das richtige i. — triegen mhd. triegen, hat sich bis in unsere Zeit erhalten; aber trügen hat entschieden die Oberhand[3]).

---

1) Der Umstand, daß „Kiefer, der und die", im Wörterverzeichnis steht, „Küfer" aber fehlt, veranlaßte die Anfrage, ob auch in diesem Worte ie zu schreiben sei. Aber Aussprache und Etymologie (von Kufe) lassen an ü keinen Zweifel, wenn auch die Form mit ie in der Litteratur hin und wieder vertreten ist, wie Mieder (mhd. muoder) allgemein geworden ist.

2) Adelung 2, 760 verlangt noch flistern.

3) Adelung (2, 760) verlangt triegen.

muß den usum tyrannum auch bisweilen gelten lassen; hier gilt die Regel aller Sprachen: litterae eiusdem organi facile permutantur"[1]).

Aber innerhalb gewisser Grenzen bringt die Schrift die Verwandtschaft zum Ausdruck. In einem Worte wie liebt sprechen wir nicht die Media b, sondern die entsprechende Tenuis p, in leib sprechen wir t, in sagte nicht die reine Media g, sondern entweder ein k oder ein ch[2]). Wir schreiben also in diesen Fällen das Zeichen des tönenden Lautes, obwohl wir einen tonlosen Laut sprechen; die Bezeichnung des Auslautes richtet sich nach dem Inlaut. „Wenn man an dem letzten mitlautenden Buchstaben eines Wortes zweifeln würde, wie derselbe recht zu schreiben, gestaltsam sich ein solches in gar vielen Wörtern begibt, alsdenn muß man in dem Nennworte auf die Geschlechtendung, oder auf die mehrere Zahl: In dem Zeitworte aber auf die anderen Zeiten und Zeitendungen Achtung geben, denn dahero kan man die rechte Schreibung gewislich warnehmen". So lautet Schottels zweiter allgemeiner Lehrsatz (S. 191). Schottels Regel bedarf, wie man sieht, der Erweiterung; sie beschränkt sich auf die Flexion, während sie auch in weitem Umfang für die Ableitung gilt. Deshalb schreibt Gottsched allgemeiner, aber auch unbestimmter vor: „Alle Stammbuchstaben, die den Wurzelwörtern eigen sind, müssen in allen abstammenden, so viel möglich ist, beybehalten werden". (S. 71)[3]).

Die Erscheinung, um die es sich hier handelt, beschränkt sich auf die Vertretung tonloser Laute durch die entsprechenden tönenden; und zwar kommen nur b, d, g, in Betracht, denn von den tönenden Spiranten kommt nur s im Stamm-Auslaut vor, für welches besondere Regeln gelten. Wörter und Stammsilben, die vor vokalisch anlautender Nachsilbe die Laute b, d, g hören lassen, werden auch im Auslaut, am Ende des Wortes vor allen Flexionen und Ableitungssilben mit b, d, g, geschrieben.

Im einzelnen ist folgendes zu bemerken:

Substantiva wie Gewicht, Macht, Pracht, Schlacht, Tracht, und ihre Ableitungen, werden trotz der Verwandtschaft mit wägen, mögen, prangen, schlagen, tragen nicht mit g geschrieben; die Verbindung

1) Gottsched S. 71. Vgl. Frisch bei Bödiker-Wippel S. 54.

2) Damit ist nicht gesagt, daß dieses k resp. ch ebenso scharf klingt, wie in Sack, Sache.

3) Vgl. Bödiker S. 53 und Frischs einschränkende Bemerkung.

cht ist hier uralt, und nicht aus der Media entstanden; vgl. Gift geben, Gruft graben.

Ein Wort wie Jugend kommt vor vokalisch anlautender Nachsilbe nicht vor; es behauptet sein d nach der Analogie anderer gleich gebildeter z. B. Tugend.

Man schreibt meiden mied, aber leiden litt, schneiden schnitt, ziehen zog; die Formen litten, schnitten, zogen zeigen, daß der Perfektstamm von dem Präsensstamm verschieden ist, der Unterschied beruht auf gemeingermanischer Stammabstufung und ist in einer Zeit begründet, als der Accent noch nicht allgemein auf der Stammsilbe lag. — Ferner schreibt man mögen mochte, bringen brachte (denken dachte), nicht mögte, bragte. Wer in sagte von sagen das g wie ch ausspricht, für den liegt mögen mogte, nicht fern, wie denn diese Schreibweise oft versucht und noch heute nicht ganz ausgerottet ist (vgl. Gottsched S. 82). Aber sagte und mochte sind sowohl vom Standpunkt der Sprachgeschichte als der heutigen Sprache verschieden zu beurteilen. sagte hat sich aus sagete entwickelt, das bis in unsere Zeit sich gehalten hat; die Aussprache sächte möchten wir nicht gerade als tadelhaft verwerfen, aber sie hat keinesfalls Anspruch auf allgemeine Anerkennung; dagegen in mochte besteht die Aussprache cht durch ganz Deutschland zu recht; hier hat keine Zusammenziehung aus mogete stattgefunden, die Verbindung cht ist uralt; wie in dem Substantiv Macht. Auch die Verschiedenheit in der Quantität ā und ŏ weist auf den verschiedenen Ursprung. — Ebenso wie mochte sind brachte, dachte uralte Formen.

Ähnlich ist es mit den schwachen Praeteritis, die sogenannten Rückumlaut erfahren; zwar kommen sie an Adel des Herkommens den erwähnten Formen nicht gleich; aber schon in den ältesten Denkmälern deutscher Sprache sind sie vorhanden, und jedenfalls nicht von wendete sendete mit ihrem umgelauteten e abgeleitet. Früher schrieb man sie daher auch wante sante; jetzt folgen sie der gemeinen orthographischen Regel, da die Einführung des d keinen Unterschied in der Aussprache bedingte. — beredt ist zusammengezogen aus beredet, von dem es jetzt in der Bedeutung scharf geschieden ist. Im allgemeinen vermeiden wir es im schwachen Verbum das e auszustoßen, wenn dadurch der Auslaut des Stammes

mit dem t zusammenfällt (lieben liebte, aber reden redete); die ältere Sprache nahm daran keinen Anstoß. — Beredsamkeit leitet Grimm Gr. 2, 686 von einem Adj. beredsam zu mhd. bereden; s. Weigand 1, 189; schon Adelung 2, 769 sagt: „beredt für beredet, aber beredsam und Beredsamkeit können auch unmittelbar von bereden abstammen".

Als Participia hat man auch tot und gescheit gefaßt, und damit die Schreibung todt und gescheidt zu rechtfertigen gesucht. dt und mehr noch td waren früher sehr übliche Verbindungen, die in dem Schwanken zwischen niederdeutschem d und hochdeutschem t ihren Grund hatten[1]); indem man dt schrieb, wollte man ein d bezeichnen, das wie t gesprochen wird. Hier wie anderswo traten einsichtige Grammatiker der Zeichenverschwendung entgegen. Schottel (S. 208): „Es wird das d zuweilen ohn alle Uhrsach vor das t gesetzet, da es doch dem Aussprüche und dem Worte selbst nichts hilft, ja unmöglich ist es, daß ein einsilbiger Ausspruch sollte zugleich die Härte und Lindigkeit des t und d andeuten können, deshalber man nicht recht schreibet Stadt, Radt, baldt, sondern Stat, Rad, bald; denn es heisset die Stäte, Räder, bälder ꝛc. Todt mortuus schreibet man zwar zum Unterscheide Tod mors, auch weil man sagt Todter tödten[2]): Wie man denn auch recht schreibt ermordt, er leidt, verschwindt, vollendt, ꝛc weil darin das e verschwiegen und übergangen wird, dann es heißet ermordet, er leidet, verschwindet, vollendet. Bödiker-Wippel S. 50.: „Es braucht nicht eher eines dt, als wenn ein Wort zusammen gezogen und solche Zusammenziehung mit bemerket wird. Folglich darf mann nicht Schwerdt schreiben, sondern Schwert, nicht Brodt, sondern Brod, nicht Stadt sondern Stat, nicht Todt sondern Tod, weil in diesen Worten keine Contraction ist. Das Adjectivum mortuus muß ich todt schreiben; weil es so viel ist, als todet, getodet". Gottsched S. 58 verlangt dt in Stadt, todt; „das erste, um es von statt zu unterscheiden: das andere, weil es von Tod herkömmt. Aber Brod, Schwert, gescheid u. dgl. brauchen kein dt, sondern nur eins von beyden". Adelung 1, 150. 2, 769: „Das dt ward ehedem sehr häufig, aber ohne alle Noth, anstatt eines

1) Weinhold § 182.

2) Dieser Grund ist unverständlich, er würde auch die Schreibung Stadt rechtfertigen.

bloßen t geschrieben". „Das dt findet eigentlich nur dann Statt, wenn es aus det zusammengezogen ist, beredt für beredet; . . gegesandt, bewandt . . befreundt, besser befreundet, todt von dem veralteten Verbo toden, sterben, gescheidt von scheiden in unterscheiden. Hingegen haben Schwert, Brot (nicht Brod), Ärnte u. s. f. kein Recht auf das dt. Stadt, urbs, ist des einige, welches noch mit dt geschrieben wird, ohne Zweifel es von Statt, locus, zu unterscheiden, obgleich beyde eines Stammes sind". Alle diese einflußreichen Grammatiker sind also einig in dem Kampf gegen das unnötige Doppelzeichen, aber ebenso einig in dem Schutze des dt in todt. Schottels Grund ist nicht klar, Gottsched weist nur auf die Verwandtschaft mit Tod, Wippel setzt stillschweigends todt als Verbalform an, Adelung behauptet bestimmter die Herkunft von einem alten Verbum toden. Man braucht nicht anzunehmen, daß Adelung dieses Verbum ersonnen habe[1]), aber falsch ist seine Annahme, daß todt ein Participium dieses Verbums sei. Freilich ist es ein Participium, aber von einem Verbum, dessen Stamm gar nicht auf d ausgeht, got. daujan ahd. touwan ꝛc. s. z B. Weigand 2,908. Also nur ein Mißverständnis hatte in diesem Wort das dt gehalten; nachdem bessere Einsicht gewonnen war, lag kein Grund mehr vor, das Resultat des Irrtums zu hüten[2]).

Gescheidt faßt erst Adelung als eine Form des Verbums scheiden auf, offenbar falsch, da scheiden nach der starken Konjugation geht. Es ist ein altes Adj. mhd. geschîde. Und dem gemäß schreibt Bödiker-Frisch S. 69 richtig gescheid; dieselbe Form verzeichnet Gottsched S. 138. Das d im Auslaut ist also historisch berechtigt, aber sowohl die Form gescheidt als auch die weit verbreitete Entstellung in gescheut beweisen, daß in der Sprache t an die Stelle des älteren d getreten war, und dieses t dürfte auch heute noch in der Aussprache herrschen, soweit diese überhaupt den Unterschied von d und t scharf markiert. Es mußte also gescheit vorgeschrieben werden[3]).

---

1) In Notkers schon von Schilter herausgegebener Psalmenübersetzung kommt der gen. pl. todenton = morientium vor.

2) Vgl. Verhandlungen der orthographischen Konferenz S. 97. 191 f.

3) Die bayrische Orthographie verlangt gescheid. Auch Weigand verlangt diese Form als die organische, bezeichnet aber doch gescheit als die heute geltende; so lehrte auch Heyse 1,233 und Sanders.

Die Schreibung Schwert ist jetzt allgemein anerkannt. — Neben Brot, das erst Adelung im Gegensatz zu Gottsched verlangte, hält sich vielfach noch Brod, dem Niederdeutschen entsprechend; aber die Form Brot kann als acceptiert angesehen werden. — Zweifelhafter ist es, ob das t in Ernte historisch berechtigt ist[1]), jedenfalls steht es in der jetzigen Aussprache fest, so daß über die Schreibweise in dieser Hinsicht kein Zweifel bleibt; der Vokal schwankt zwischen E und Ä; ersteres verdient aus den früher angegebenen Gründen den Vorzug. — Mit einem durch die Hauptregel nicht begründeten dt bleibt also nur noch Stadt. Schottels und Wippels Wünsche haben sich an diesem Worte nicht erfüllt; die Rücksicht auf Statt hat das dt gerettet[2]).

Zusehends, eilends, durchgehends sind adverbiale Bildungen, die sich an das Partic. praes. lehnen; sie sind jung in der Sprache, eilends um 1470 nachweisbar, durchgehends erst im 17. Jahrhundert (Weigand 1, 794. 417). Heyse (1,794) fügt als „landschaftliche Bildungen" hinzu: stillschweigends, folgends, nachgehends. — unversehens und eigens sind entsprechende Bildungen zu unversehen und eigen. Die Aussprache unterscheidet hier kaum zwischen -ends (d. i. ents, enz) und -ens. Im Inlaut und in betonter Silbe unterscheiden wir ns und nz deutlich z. B. ergänze: Gänse; weniger deutlich im Auslaut ganz: Gans; kaum im Auslaut unbetonter Silben.

Zusammensetzungen mit dem Partic. praes. kann man auch sehen in eigentlich, hoffentlich, flehentlich, wesentlich, wissentlich (Weigand 1, 417. 816); jedoch ist zu bemerken, daß in der älteren Sprache das t zu fehlen pflegt: mhd. eigenlîche, hof-, hoffenlîche, vlêhe-, vlêhen-, vlêhentliche, wesen-, wese-, wesentlîche, wizzen-, wizzentlîche; und daß ferner andere ähnliche

---

1) S. über das schwierige Wort Weigand 1, 467; Adelung 2, 706.

2) Die Unterscheidung ist für uns kein Grund, verkehrte Schreibungen zu behalten. Aber bei Stadt ist noch etwas anderes zu bedenken. Wenn man das dt aufgäbe, sollte man dann Stat oder Statt schreiben? Schottel und Wippel verlangen Stat, jedenfalls weil sie den Plural Stäte sprachen; im Singular aber spricht man allgemein kurzes ă, wir erhielten also für den Singular eine Bezeichnung die ebenso wenig behagen möchte, als das unumgängliche Schmied, das Jedermann Schmitt spricht. Vgl. Adelung 2, 753.

Bildungen nicht aus Participien entstanden sein können: gelegentlich, öffentlich, freventlich, namentlich, ordentlich, wöchentlich, geflissentlich; das t ist in ihnen ein unorganischer Laut, der sich, wie jeder fühlt, leicht zwischen n und l einstellt[1]). — Auch **vollends** ist kein Participium; mittelhochdeutsch vollen, dann vollend und vollends s. Weigand 2,1020.

Ein unorganisches t oder d im Auslaut ist nicht selten; so sind die neuhochdeutschen jetzt, einst, mittelst, Jemand, Niemand entstanden, ebenso irgend, nirgend, davon dann nach Art der genetivischen Adverbia irgends und nirgends. Bildung und Orthographie ist durch die Analogie bestimmt worden.

In Formen wie er lädt, beredt fällt das d des Stammes mit dem t der Flexion in den einen Laut t zusammen; indem das e, welches ursprünglich die beiden Konsonanten trennte, schwand, mußte das d seinen tönenden Charakter verlieren; die Sprache er- erzeugt, das Ohr vernimmt kein d mehr, nur die Schrift behält es, um die Verwandtschaft anzudeuten. Ganz richtig bemerkt schon Wippel (S. 50): „In findt höre ich nur das t: darum könnte das d wegbleiben und nur fint geschrieben werden, und so in allen andern. Aber", fügt er hinzu, „um der weniger zu befürchtenden Unordnung willen ist das erste besser". Die ältere deutsche

1) Gr. 2,690. — Hier mögen auch die nicht grade lieblichen Bildungen **Bedeutendheit** und **Unbedeutendheit** erwähnt werden, für deren Aufnahme in das Wörterverzeichnis die bayrische Orthographie bestimmend gewesen ist. Ich hätte trotzdem Bedeutenheit und Unbedeutenheit gewünscht; denn diese Bildungen werden durch Analogie gestützt (Wesenheit, Anwesenheit, Unwissenheit, Wohlredenheit, Wohlhabenheit u. a.), während kein nhd. Subst. auf -heit ein Partic. Präs. als ersten Bestandteil hat. Aber auch die Formen mit d lassen sich verteidigen. Ebenso wie zahlreiche Wörter auf -heit von Adjektiven und Partic. Prät. gebildet sind, so liegt auch in der Natur des Partic. Präs. nichts, was solcher Bildung widerstrebte. Wir haben im Ahd. wizentheit, unwizzentheit (Gr. 2,688), aus dem Mhd. wesentheit (Lexer 3,801). Die Vermischung mit anderen Ableitungen, die ihrer Natur nach ein t (d) nicht haben konnten, wird im Nhd. diese Bildungen verdunkelt und verdrängt haben (vgl. Weigand 1,161. 2,1097. 1128). Dem Worte Bedeutendheit darf man eine Ausnahmestellung um so eher einräumen, als der Sinn desselben nicht auf den Infinitiv bedeuten, sondern ganz bestimmt auf das adjektivisch gebrauchte Partic. bedeutend (= gewichtig) hinweist. Vgl. Schmits, Rechtschreibung und Druckschrift S. 55.

Sprache ließ sich durch die Rücksicht auf den Stammauslaut von der Synkope eines unbetonten e durchaus nicht abhalten; sie ließ den Vokal schwinden, unbekümmert darum, ob der Auslaut des Stammes vor der Flexion vernehmbar blieb oder nicht. Unsere grammatische Schulung sucht solche, den Stamm entstellende Synkope zu vermeiden, nicht nur in der Schrift, sondern auch in der Sprache. Wir flektieren ohne Anstoß ich liebe, du liebst, er liebt, liebte, geliebt, aber in rede, redest, redet, redete, geredet wird das e nicht „verbissen", wie der alte Ausdruck war. Wir sagen steige, steigt, aber reite reitet, schön schönste, aber rasch rascheste. Formen wie ermordt, leidt, verschwindt, die Schottel in der oben angeführten Stelle ohne Bedenken schreibt, erregen uns Anstoß. Aber in andern Fällen beherrscht die Rücksicht auf die grammatische Vollständigkeit die Sprache nicht in gleichem Maße, in manchen ist die Synkope geboten, in manchen erlaubt, trotz der Verstümmelung, die dadurch herbeigeführt wird.

Starke Verba, die in der 2. und 3. Pers. sing. einen andern Vokal haben, als in der 1. Pers. sing. gebe, giebst, giebt; nehme, nimmst, nimmt, verwerfen das e. Zweisilbiges nimmest nimmet kann nicht mehr gebildet werden, giebest giebet mit seinem langen Vokal ist nur in getragener Rede möglich, am gebräuchlichsten ist noch siehest siehet. In Verben, deren Stamm auf t ausgeht, fällt dann in der 3. Pers. Stammauslaut und Endung zusammen. Halte hält, flechten flicht, raten rät, fechten ficht sind feststehende Formen; auch die Schrift bezeichnet nicht, daß hier zwei Laute zusammengefallen sind; in tritt von treten ist das Doppel-t nur Zeichen der Vokalkürze. — Für die zweite Person ist eine andere Behandlung der Synkope nicht zu begründen: lade lädst (nicht lädest), fahre fährst (nicht fährest), laufe läufst (nicht läufest). Wenn in der dritten Person die Verba auf t ihren Auslaut mit der Flexion zusammenfallen lassen, so geschieht hier in der 2. Pers. auf -st dasselbe den Verbis auf einen Zischlaut. Zwar schreiben Grammatiker, die unsynkopierten Formen issest, lässest, wächsest, wäschest vor; aber nur in feierlicher Rede sind sie erträglich; im allgemeinen verlangt die neuhochdeutsche Sprache synkopierte Formen und die Schrift kann eines angemessenen Ausdrucks für dieselben nicht entraten. Wie man flicht ficht u. s. w. mit nur einem t

schreibt, so schreibt man hier läßt, nicht die Unform läßst, wächst nicht wächsst, ißt nicht ißst. Die Verba auf sch stehen mit denen auf ß nicht auf ganz derselben Stufe, denn sch ist ein anderer Laut als s, und man kann wäschst mit vernehmbarem Unterschied zwischen sch und s sprechen. Man kann es, aber so viel ich bis jetzt gehört habe, thut man es nicht; demnach ist auch du wäscht, drischt zu schreiben, wofern man diese Formen nicht ganz vermeiden will[1]).

Die Superlative bieten ähnliche Erscheinungen, wie die zweite Person des Verbums. beste, grœste sind schon im Mittelhochdeutschen neben bezzeste grœzeste in Gebrauch und haben sich behauptet; nur daß man mit Rücksicht auf groß jetzt größte schreibt, während das veraltete baß diesen Einfluß auf beste nicht zu üben vermocht hat; neben größte gilt auch größeste, beste ist die einzige Form. Im übrigen meidet man die Synkope des e, wenn dadurch der Auslaut des Stammes mit dem s der Endung zusammenfließen, oder sehr harte Konsonanthäufungen entstehen würden: süßeste, heißeste, wildeste, besorgteste, geehrteste, beherzteste u. s. w. Hingegen verlangt unser Sprachgefühl eine Synkope, wenn zwischen die Stammsilbe und die Superlativendung noch eine unbetonte Silbe tritt. So empfand schon vor mehr als hundert Jahren Gottsched; er fügt seiner Regel über die Superlativbildung, die man noch heute gelten lassen kann, hinzu (262): „Ein anders wäre es, wenn ein Wort einen gar zu wunderlichen Klang bekommen würde. Z. E. gesittet, gesitteter, der gesittetеste. Hier wirft man lieber das e heraus, gesittetste.“ Wir ziehen härteste, verehrteste vor, um die Verbindung rtst zu vermeiden, aber wir sagen nicht verkümmerteste, sondern verkümmertste; vgl. sachteste, aber thörichtste (nicht thörichteste), blindeste, aber blendendste, glänzendste (nicht blendendeste, glänzendeste), netteste, aber verhärtetste (nicht verhärteteste) u. s. w. Wie ist es nun bei den Adjectivis auf -isch? Hier streitet die Neigung, drei aufeinander folgende unbetonte Silben durch Synkope zu vermeiden, wider die andere, die Konsonanten des Stammes und der Endung unver-

---

1) Ebenso Sanders, Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache (9. Aufl.) S. 170.

sehrt zu erhalten, und darum geht man diesen Superlativen im allgemeinen aus dem Wege[1]); wenn man sie aber bildet, wird man wohl, ebenso wie in den ähnlichen Verbalformen, den Ausfall des s gelten lassen müssen. Übrigens hat das Orthographiebuch nur Auskunft zu geben über die richtige Bezeichnung der Laute, welche Laute die Sprache verlangt, das zu entscheiden ist Sache der Grammatik. Diesen oft verkannten Unterschied hob schon Gottscheds Frau treffend hervor (S. 741): „Der Orthographus bestimmet nicht, wie die Wörter heißen und abgeändert werden; sondern nur bloß, wie man die einmal festgesetzten schreiben soll." Wer glaubt, sich zum charakteristischesten Gebrauch Zeit lassen zu müssen, oder zum charakteristischsten seine Zunge brechen will, der schreibe demgemäß[2]).

1) Heyse 1,584. Wilmanns, Schulgrammatik § 115,2. (Ich führe das kleine Buch an, weil ein Recensent des amtlichen Regelbuches spöttisch bemerkte, man finde über diesen Punkt in jeder Elementargrammatik Auskunft, nur nicht in der von Wilmanns.)

2) Es ist merkwürdig, daß die Form närrischte im amtlichen Regelbuch so viel Anstoß erregt hat. Überlegsame Leute äußerten Bedenken, kecke Spott. „Man habe einen sehr Unberufenen zur Abfassung des Regelbuches berufen", äußerte der eben angeführte Recensent, „einen Mann, der nicht einmal Deutsch könnte, weder deklinieren noch konjugieren gelernt hätte." Wir erinnern den Weisen an ein biblisches Wort: „Denn ich bin der allernärrischte, und Menschenverstand ist nicht bei mir". So steht in Luthers Übersetzung der Sprüche Salomos (30,2), und die Form hat bisher keinen Anlaß zur Änderung gegeben. S. auch Heyse 1, 584. Sanders, Hauptschwierigkeiten S. 145. Vorschläge 2, 72.

Hier möge noch eine ähnliche grammatisch-orthographische Tüftelei erwähnt sein. Wenn wir von Personennamen vermittelst des Suffixes -isch Adjectiva bilden, pflegen wir das i zu synkopieren. Das Ende des Eigennamens bezeichnen wir, wo es nötig erscheint, durch einen Apostroph. Wir sagen „die Beckersche Grammatik, die Goetheschen, Schillerschen, Uhlandschen Gedichte" u. s. w. Wir schrecken auch nicht vor harten Konsonanthäufungen zurück: „die Uz'schen Gedichte, der Gubitz'sche Kalender u. dergl. Die Vossische Zeitung u. dgl. rührt aus alter Zeit her; es wäre auffallend, wenn man nach diesem Muster „die Griesische Übersetzung", oder gar nach unbetonter Silbe „das Moritzische Wörterbuch" bilden wollte. Wie ist es nun aber mit den Namen, die auf sch ausgehen? Früher bildete man ganz regelrecht: „das Frischische Wörterbuch"; dem heutigen Sprachgebrauch widerstreitet das aber entschieden; wir synkopieren das i auch hier und die Frage ist, wie soll man schreiben. Da erschien jüngst eine Abhandlung, deren Verfasser sich als „Gräflich Schaffgotscher Garten-Inspector" bezeichnet, d. h. Inspector der Gärten des Grafen

Die weit verbreitete spirantische Aussprache des g verlangt besondere Bestimmungen für die minder betonten Silben mit dem Vokal i; die Verbindungen -ig und -ich fließen am leichtesten zusammen.

Die häufige Adjektiv-Endung -ig ist verschiedenen Ursprungs; sie führt teils auf ahd. -ac, teils auf -îc zurück. Aber schon im Mhd. waren diese beiden Endungen unterschiedslos in -ec oder -ic zusammengefallen; nur der Umlaut gab in manchen Wörtern noch eine unsichere Spur zur früheren Endung. — Die Adjectiva auf -lich sind von Hause aus Composita, denn -lich ist Stammsilbe, dieselbe, die wir im Adj. g-leich haben, verwandt mit mhd. lîch (Leib, Gestalt), nhd. Leiche, Leichnam. Dieses -lîch ging zahlreiche Zusammensetzungen ein mit Substantiven, Adjektiven, Verben und Partikeln; es drückte zunächst den Begriff der Ähnlichkeit, Annäherung, Art und Weise, Angemessenheit aus; aber allmählich nahm es den allgemeinen Begriff einer bloßen Ableitungssilbe an und schied sich auch lautlich von der alten Stammsilbe. Während diese ihr langes î behauptete und im Nhd. in ei übergehen ließ, nahm die Endsilbe kurzes i an, das der Weiterentwickelung zu ei nicht genügte.

Von demselben Grundwort können Adjectiva auf -ig und -lich gebildet werden, z. B. sittig sittlich, geistig geistlich, zeitig zeitlich, thätig thätlich, gütig gütlich; die Unterscheidung der beiden Endsilben ist durch das l der einen im allgemeinen gesichert, nur wo -lich an eine auf l auslautende Grundform trat, war Verwechselung nicht zu vermeiden. Das Mittelhochdeutsche unterschied gesellec, zugesellt, verbunden, und gesellich auf gesellschaftliche Art, freundschaftlich. Uns ist diese Unterscheidung nicht mehr möglich, und vergebens hat man sich bemüht, in einigen Wörtern, deren Stamm auf l ausgeht, die etymologisch richtige Schreibung -lich zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, nämlich in adelig, billig, eklig, heiklig, untadelig, unzählig. Nur ein Teil von ihnen ist im Mittelhochdeutschen belegt: adellich, billich, unzallich; eklig ist

---

Schaffgotsch. Der Setzer zweifelte an dieser Orthographie und stellte Schaffgotsch'scher oder Schaffgotsch'er zur Wahl. Ich meine, die Bezeichnung des Verfassers war die beste, sch'sch am wenigsten begründet.

aus erklich entstanden[1]), über heikel, heiklich und untadelig s. Weigand 1, 784. 2, 870. Da die Schreibung mit ch in unserem jetzigen Sprachgefühl keinen Halt mehr hat, läßt man sie billig fallen, und folgt dem verbreiteten Gebrauch, der an alle Grundformen auf l die Endung -ig treten läßt[2]). Hingegen die etymologisch richtige Form allmählich = allgemächlich, ganz gemächlich aufzugeben, liegt kein Grund vor. — Eine orthographische Mißbildung ist greulich; das eu läßt es als Ableitung von Greuel auffassen, und dann sollte nach der Analogie der eben besprochenen Wörter greulig geschrieben werden; lehnt man es aber an grauen, so müßte es gräulich heißen; die ältere Form ist griuwe-lich[3]).

Die Endung -icht, mhd. éht, oht, kommt zunächst Adjektiven zu „und bedeuten eine Menge oder Fülle des Dinges." Schottel (S. 346) verzeichnet eine ziemlich erhebliche Zahl; er und Gottsched (S. 247) verlangen die historisch begründete Schreibung mit ch; Bödiker setzt (S. 270) „icht oder igt"; Adelung (2, 786) aber entscheidet wieder für ch. Die jetzige Schriftsprache hält -icht fest, unterscheidet aber nicht genau zwischen -icht und -ig; z. B. bergicht bergig, haaricht haarig, steinicht steinig, buckelicht buckelig u. a. Fest steht thöricht, wofür früher, auch noch bei Goethe, nicht selten thörig[4]).

Substantiva auf -icht kennt das Neuhochdeutsche viele:

---

1) Wie fodern, Köder, Welt aus vordern, kërder, wërlt, s. Weigand 1, 431. Lexer, Mhd. Wb. 1, 640.

2) Für diesen Gebrauch trat Adelung ein (2, 72 f.): „Wenn das Stammwort sich auf ein el oder l endigt, so ist die Ableitungssylbe nicht lich sondern ig, ohne Zweifel, damit man durch die Zusammenkunft zweier ll nicht verleitet werde, die Ableitungssilbe des Substantives zu betonen oder den gedehnten Ton in den geschärften zu verwandeln. Man schreibt und spricht folglich: adelig, untadelig u. s. f. und nicht adellich, untadellich u. s. f. und noch weniger adelich, untadelich". Vgl. Heyse 1, 246.

3) Sanders (Hilfsbuch S. 100) führt an: „heim(e)lig a. (anheimelnd, Gegensatz: unheimelig), versch.: heimlich a. (geheim, versteckt)". Die ältere Sprache kennt nur heime-, heim-, hein-lich in der Bedeutung einheimisch, vertraut, verborgen; dem nhd. heimlich die Bedeutung vertraut zu entziehen, hat man kein Recht. Sanders Wb. 1, 729. D. Wb. 4, 2, 873. Anderseits wird man die Bildung heimelig, die besonders bei schwäbischen Schriftstellern vorkommt, nicht abweisen dürfen.

4) Über das Verhältnis von -icht zu -ig s. Gr. 2, 382. Heyse 1, 570.

Dornicht, Dickicht, Weidicht u. a.; das t empfingen diese Wörter aber erst im 15. Jahrhundert, in früherer Zeit galt -ich, mhd. ach, ahd. ahi. Die Sprache ist hier also umgekehrt verfahren, wie bei den Adjektiven auf -icht; diese verloren ihr t, angezogen durch die vielen Adj. auf -ig, jene nahmen ein t an. Abgesehen von Habicht, das ein anderes Suffix hat (Gr. 2, 285), sind diese Wörter Neutra und Collectiva. Merkwürdig ist, daß Schottel dieser Bildungen nicht erwähnt, er beschränkt (S. 346) die Endung icht auf Adjectiva, Bödiker (S. 270) folgt ihm, auch bei Gottsched (S. 184 f., vgl. 247) fehlt -icht unter den Endungen der Substantiva. Adelung (1, 330) erwähnt sie mit dem beachtenswerten Zusatz: „dergleichen Collectiva es im gemeinen Leben mehrere giebt"[1]). Auch im Ahd. erleiden diese Bildungen örtliche Begrenzung[2]). — Die Schreibung steht ausnahmslos fest; denn Predigt (mhd. bredigât zu lat. praedicare) hat natürlich mit den erwähnten Bildungen nichts zu thun.

Die Zahl der Substantiva auf -ig oder -ich ist nicht groß; beide Arten umfassen etymologisch verschiedene Bildungen, das Schwanken in der Orthographie, das bei mehreren stattgefunden hat und noch stattfindet, zeigt, daß die Unterscheidung in der nhd. Sprache keinen festen Grund findet. Die Feststellung des amtlichen Regelbuches hat sich nach dem bayrischen gerichtet, das meistens die historisch berechtigte Form zur Anerkennung bringt.

Fittich mhd. vëtech, vëttach, von demselben Stamm wie Fed-er. — Kranich ahd. chranuh, gebildet wie Habicht, hat sich ohne t erhalten. — Die meisten sind Fremdwörter: Bottich mhd. boteche, mlat. butica, abgeleitet von buta (cf. bouteille). — Eppich mhd. ephich, zu lat. apium. — Teppich mhd. teppih, gebildet vom lat. tapetum. — Sittich mhd. sitich, lat. psittacus. — Lattich mhd. lateche, latech, lat. lactuca. — Pfirsich mhd. phersich = malum persicum. — Estrich mhd. esterîch, mlat. astricus. — Zwillich, Drillich, mhd. zwillich, drillich, nachgebildet dem lat. bi-lix, tri-lix, -licis[3]).

1) Er kennt auch die ältere Endung: „In Kehrich, Feilich, Spülich u. s. f. wird sie irrig für die collective Ableitungssilbe icht gesetzt".
2) Gr. 2, 213.
3) S. über diese Wörter Weigand und Gr. 2, 280. 284. 285.

In wenigen hat ch dem g den Platz geräumt: Reisig, Ableitung von das Reis, gehört zu den Wörtern, die sonst -icht angenommen haben, mhd. rîsech[1]). — Rettig mhd. retich, ratich aus lat. radix, -icis. — Essig mhd. ëzzich zu lat. acetum; die Endung -ig aus dem Md. Weigand 1, 477.

Aus -ing ist -ig entstanden in König mhd. künec, ahd. kuning, d. h. der Mann von edler Abkunft, künne = Geschlecht[2]). Pfennig mhd. pfenninc, zu Pfand gehörig. Die Form pfennic findet sich schon im 12. Jahrhundert, häufiger seit dem vierzehnten. — Honig mhd. honec, ahd. honag, honang[3]). — Käfig ist aus lat. cavea gebildet (s. ob. S. 64), Mennig ahd. minig aus lat. minium, s. Weigand 2, 75. Über Zeisig (mhd. ohne Endung zîse) s. Weigand 2, 1165.

In den Wörtern auf -rich steht die Schreibung fest; etymologisch sind sie nicht alle gleich; s. Gr. 2, 516. Weigand 2, 471[4]). In den Personennamen Dietrich, Heinrich u. a. ist -rich das Adj. reich mhd. rîch, dessen î in der unbetonten Silbe verkürzt wurde, wie das î in -lich.

In einigen Wörtern hat sich das Zeichen der Media für die Tenuis als Rest einer früheren Zeit erhalten, in der ein jetzt ausgestoßener Vokal auf den Konsonanten folgte: und mhd. unde; ob mhd. obe; ab mhd. abe; Abt mhd. abbet, abt, Fremdwort zu

---

1) Die Schreibung mit -ch nennt Weigand „richtig, aber nur selten noch" s. Gr. 2, 313.

2) Adelung 1, 323 meint, „eine Person, welche kann".

3) Gr. 2, 348. 296.

4) In der Anmerk. zu § 8 sind einige Stammwörter angeführt, in denen die Aussprache wie bei den Silben -ig -ich leicht zu falscher Bezeichnung führen könnte. Talg, talgicht ist aus dem Niederdeutschen aufgenommen, Talk (eine Steinart) ist Fremdwort, s. Weigand 1, 873. — Werg (Hede) ist mitteldeutsche, aber allgemein aufgenommene Form st. Werk; s. Weigand 2,1094. Wilmanns, Erörterungen S. 29. — Über Schwalch (Öffnung des Schmelzofens) s. Weigand 2, 658. 667. — Teig mhd. teic, -ges; Teich mhd. tîch. — Zwerg mhd. twërc, -ges; zwerch mhd. twerh, hes; aus demselben Wort stammt nhd. quer, auch Quirl gehört dazu; Übergang von tw in qu öfter. — Sieg siegen mhd. der sige; versiegen (= vertrocknen) mhd. sîgen (sich senken, niederfallen); das î ist hier nicht zu ei geworden, wohl aber in Seiger (Uhr), das zu demselben Stamm gehört; zunächst die Sand- oder Wasser-Uhr, vom Niederfallen des Sandes oder Wassers. Weigand 2,682. siech, Siechtum, hinsiechen mhd. siech, siechen; dazu die Sucht.

syrisch abba; **Erbse** mhd. areweiz, erweiz, erbeiz, Fremdwort aus dem Lateinischen, Übergang von w in b, wie in Farbe, Schwalbe, gerben u. a.; **Herbst** mhd. herbest; **hübsch** mhd. hövisch zu Hof; **Krebs** mhd. krëbez; **Kebse** mhd. kebese[1]); **Magd** mhd. maget; **Vogt** mhd. voget lat. vocatus. — Wo schwankender Gebrauch die Tenuis gestattete, war sie anzuerkennen: **Papst** mhd. bâbes, mit unorganischem t bâbest (vgl. Pallast für palas und s. ob. S. 80. 86), mlat. papas; wie in vielen fremden Wörtern wurde das fremde p im Deutschen durch b wiedergegeben (Weinhold § 147). **Propst** mhd. brobest aus lat. praepositus[2]).

Das d in **ihr seid, sie sind** hat keinen etymologischen Grund, sondern soll diese Wörter von den Adv. seit und sint(emal) unterscheiden.

Ein Rest älterer Sprache ist auch die Verbindung chs in Wörtern wie Achse, Achsel u. s. w. (§ 9)[3]); früher wurde ch gesprochen, jetzt k. Wir sollten also eigentlich auch k schreiben, oder vielmehr x[4]), da die Verbindung ks nur gebraucht wird, wenn eine Stammsilbe auf k mit einem s der Endung zusammentrifft. Der Gebrauch steht aber fest, nur Achse findet man häufig mit x[5]).

---

1) Krebs, Kebse mit schwankender Quantität in Nhd.

2) Frisch bei Bödiker S. 115 verlangt aus Rücksicht auf den Usus Pabst, Probst; vgl. Weigand 2, 301. 397. Adelung 2, 673.

3) Hechse (Kniebug) mag hinzugefügt werden. — Einige sind Fremdwörter: Buchsbaum gr. lat. buxus, Büchse gr. lat. pyxis, andere berühren sich mit fremden Wörtern: Achse lat. axis, Achsel lat. axilla (s. Weigand).

4) Frisch bei Bödiker S. 21: „Man kann um der Ausländer willen in vielen Wörtern ein x gebrauchen, damit sie nicht Dachs, taxus (der Baum), oder das Thier meles und den Genitivum des Dachs (tecti) mit einander vermengen. So kann man auch Axel oder Achsel (axilla), Achse oder Axe (axis), Büchse oder Büxe (byxis), Buchs- oder Buxbaum, Flechsen oder Flex-Ader, Flexen (flexus), Luchs oder Lux (lynx) schreiben, denn das ch leidet zwar der blinde Gebrauch, das x aber erfordert die Übereinkunft mit dem Lateinischen in solchen Wörtern und die Liebe zu den Anfängern". — Frischs Etymologie von Flechse ist unrichtig; es gehört zu Flachs, Weigand 1, 539. Zweifelhaft ist es, wie belugsen, ablugsen aufzufassen sind. Grimm, D. Wb. 1, 75. 1455 leitet sie von lugen ab, Weigand 1, 8 von Luchs, und ebenso schon Adelung 2, 694. 720.

5) „Fast die ganze technische Litteratur wendet die gewissermaßen internazionale Form Axe an". Michaelis, Ztschft. f. d. Interessen des Realschulwesens 1880. S. 193.

Hingegen ist x durchgedrungen in Axt mhd. ackes, Nix, Nixe mhd. nickes n., nickese f., Hexe mhd. hecse, hexe, hegxse, ahd. hagazissa, wahrscheinlich zu hac Hag gehörig, also Waldweib[1]); Faxe ist unsicheren Ursprungs.

Im Anschluß an diesen Paragraphen führe ich einige Wörter an, in denen die Sprache resp. Schrift zwischen Media und Tenuis, oder Media und Spirans schwankt.

b, p: Barchend mhd. barchent, ursprünglich aus dem Arabischen, wo barcân, barracân eine Art langes schwarzes Gewand ist, s. Weigand 1,144. — Bausch mhd. bûsch; in Bausch und Bogen, aufbauschen; also auch Bauschquantum. — bausen und pausen, ein jüngerer neuhochdeutscher Ausdruck, der vielleicht aus dem frz. ébaucher entlehnt ist. — Beffchen, aus dem ndd. beffe = Chorkappe, Chorhut, mlat. beffa. — birschen mhd. birsen, altfrz. berser (bercer); p in Oberdeutschland beliebt; ü nicht zu schreiben. — Branke, in den romanischen Sprachen branca = Klaue der Raubtiere: daher auch frz. branche; in Süddeutschland mit p. — burzeln, Burzelbaum hängt zusammen mit der Bürzel (= Steiß); genaueres bei Weigand 1,286 f. — preßhaft unter Anlehnung an pressen für bresthaft mhd. bresthaft, s. Weig. 2, 388. — plänkeln mhd. blenkeln, Lexer mhd. Wb. 1, 303. — Punzen m. (Grabstichel), ital. punzone, frz. poinçon, zu lat. punctio. — *Rappuse, aus dem Slawischen entlehnt, böhm. rabuše, und dem gemäß auch vielfach gesprochen, so daß die Schreibung Rabuse gut ist. — Rebhuhn, Huhn, welches die Rebe liebt (?), Weigand 2,445. — Ribbe ist ndd. statt Rippe. — Unpaß, unpäßlich; Zusammenhang mit baß unwahrscheinlich; hängt vielmehr mit Paß zusammen, in der Redensart zu Paß sein, Weigand 2, 971. — Wildbret, gehört zu braten; also mit b und einem t zu schreiben.

g, k, j, ch. Ein Amt bekleiben (falsch: begleiten), eigentlich für dasselbe mit den Zeichen der Amtswürde bekleidet (investiert) sein, Weig. 1, 182. — Roggen, ndd. für Rocken. — gucken mhd. gucken ist jetzt die übliche Form; früher daneben kucken, s. Wei-

1) Über Hexe bemerkt Frisch bei Bödiker S. 22: „Dasypodius und andere Alte schreiben das Wort Hexe (venefica) Hegse; anzudeuten, daß das x nicht wie ks oder wie cks, sondern wie chs, fast wie gs lauten solle“.

gand 1, 735. 1023. — Ebenso schwankte der Anlaut in Kuckuck. Die Form Guckguck, die Adelung noch vorschrieb, ist jetzt veraltet; dagegen schwankt der Gebrauch in der Anwendung des ck; näheres bei Weigand 1, 1023. — jäh mhd. gâch, gæhe; das j ist jetzt fast allgemein. — gähnen mhd. ginen. — gähren mhd. jesen, jern, gern. — jäten mhd. jeten. — Jauche, j etymologisch richtig; das Wort ist slawisch. — Gauner, g hat das ursprüngliche j verdrängt, aus dem hebräischen jânâ, übervorteilen. — Ocker mhd. ogger und ocker, verwandt mit dem gr. lat. ochra, aber nicht daher entlehnt; die Schreibung Ocher hat keinen Vorzug; Weigand 2, 262.

d, t. tüfteln mhd. tüfteln. — dichten, aus lat. dictare, mhd. tihten; jetzt allgemein Dichter, dichten; höchstens in der Verbindung tichten und trachten gewährt die Allitteration dem älteren t einigen Schutz. — Ebenso ist Geduld, geduldig allgemein für das etymologisch richtigere Gedult, gegen das Adelung 2,701 noch streitet. — Dill m. mhd. tille n.; das anlautende d ist ndd. — Docht mhd. tâht. — drillen zusammengehörig mit drall, s. Weigand 1,388. D.Wb. 2, 1409. — Tinte, richtigere Form; mhd. tinte, aus mlat. tincta. — Tülle mhd. tülle. — Tüte aus ndd. tute, tûte, welches zunächst Blashorn bedeutet.

Bord (Schiffsrand), mit niederdeutschem d, im Mitttelhochdeutschen bort. Davon abgeleitet Borte, mhd. borte, ahd. borto. — Hellebarde mhd. helmbarte; also t ist etymologisch berechtigt und von der historischen Schule begünstigt; aber in den Gegenden, die zwischen d und t scheiden, dürfte die Aussprache mit d entschieden überwiegen; vgl. Hellebardier. — lotter, lotterig, Lotterbube, mhd. loter; die Schreibweise mit dd ist nicht hochdeutsch. — das Ried, Riedes mit niederdeutschem d, zu reuten, roden gehörig, Weigand 2, 468; davon ist etymologisch unterschieden Ried = Schilfrohr, Riedgras, -heu, -schnepfe. Beide Wörter sollten im Hochdeutschen mit t geschrieben sein. — schlittern, Schlitterbahn; dd ist niederdeutsch. — Schmant (nicht Schmand), aus dem Slawischen entlehnt. — schneiteln (die Seitenäste abhauen), von mhd. sneiten, ahd. sneitôn gebildet, verwandt mit schneiden, mhd. snîden. — sputen im Neuhochdeutschen aus dem Ndd. aufgenommen, das ndd. d ist jetzt allgemein aufgegeben; Weig. 2, 786.

§ 10. f, v, ph.

Anlautendes f in deutschen Wörtern, das wir gewöhnlich mit f, in gewissen Fällen durch v bezeichnen, ist etymologisch durchaus derselbe Laut, es ist das f, welches sich übereinstimmend in allen germanischen Sprachen aus älterem p entwickelt hat (vgl. lat. pater Vater). Die Scheidung zwischen f und v hat weder in der Etymologie noch in der Aussprache einen Grund, nur in der Geschichte der Schrift. Das lateinische Alphabet bot für die labiale Spirans zwei verschiedene Zeichen f und v, deren letzteres zugleich für den Vokal u verwandt wurde. „Schon im 8. 9. Jahrhundert wurde v neben und für f verwandt; seit dem 10. Jahrhundert kommt v stärker in Brauch und im Mittelhochdeutschen setzt sich dies fort, ohne daß selbst in sehr sorgfältigen Handschriften eine geregelte Scheidung zwischen f und v aufzufinden wäre. Im allgemeinen wird v vor a e i o, f vor u uo iu l und r mit Vorliebe gesetzt"[1]). Augenscheinlich wirken hier graphische Gründe. Da v auch den Vokal u bedeutet, so wählte man in den Verbindungen, welche ein Verlesen begünstigten, das f: fri nicht uri, fuore nicht uuore u. s. w.[2]). Diese Neigung macht sich in unserer jetzigen Schrift noch geltend, auch bei uns erscheint kein v vor u ü eu (aus iu), l[3]), r, sondern nur f[4]). Aber nicht gilt umgekehrt vor andern Vokalen v, sondern f hat in der Entwickelung vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen auch vor diesen an Umfang gewonnen; nur wenige Reste des früher verbreiteteren v sind geblieben.

Es ist auffallend, daß eine im ganzen so willkürlich vorgenommene Scheidung doch schon früh zu so festem Gebrauche geführt hat; Schottel (S. 211) erwähnt als schwankend Fehde Vehde, fahl vahl; am längsten hat sich Veste neben Feste gehalten.

---

1) Weinhold § 159.

2) Gr. 1, 399.

3) Das einzige Vließ (Fell) ausgenommen, ein niederdeutsches Wort, auf dessen Orthographie der Wunsch der Unterscheidung von Fließ, Fliese, vielleicht auch ndländ. vlies (Ritter des goldenen Vließes) eingewirkt hat. Heyse 1, 240 behauptet, Fließ sei gewöhnlicher; Sanders verlangt Flies.

4) S. Weigand 1, 484; daher die auffallende Unterscheidung vor und für, voll und Fülle.

Mit mehr Recht als im Anlaut sollte man im Inlaut verschiedene Bezeichnung des F-Lautes erwarten, denn hier sind drei ursprünglich verschiedene Laute zusammengefallen; aber im Inlaut gilt, abgesehen von dem einzigen Frevel, durchaus f[1]).

Das ph, das manche in den Eigennamen Adolf, Rudolf[2]), Westfalen als besondern Schmuck lieben, stammt aus der latinisierten Form dieser echt deutschen Wörter. Der zweite Bestandteil der beiden Personennamen ist das Wort Wolf, s. übrigens über die Etymologie Weigand. Auch in Epheu möchte man das ph fallen lassen; phonetisch ist es hier ebenso wenig begründet wie in Adolf u. s. w., aber etymologisch doch von jenen verschieden. Während in den angeführten Namen das f gemeingermanisch ist, ist es in Epheu erst später durch die Verbindung von p und h entstanden. Aus dem lat. apium wird ahd. ephi[3]), epfi, und mit Suffix ephich; mhd. epf, epfich, oder unverschoben eppe, und so auch im Nhd. Eppich. Daneben aber gilt schon im Ahd. ëbowe,

1) Von den Lauten, die hier in Betracht kommen, reichen zwei schon in die älteste Periode der Sprachentwickelung, der auch das anlautende f angehört, zurück. Aus der alten Media-aspirata bh entwickelte sich ein spirantischer unserem w ähnlicher Laut; aus ursprünglichem p entstand, wie im Anlaut, f, das aber im Inlaut gewöhnlich weicher gesprochen und durch v bezeichnet wurde. Aus jenem Laut ist im Hochdeutschen in der Regel b geworden, während das Niederdeutsche w behält; vgl. loben lôwen, glauben glöwen, Graben grâwe, sauber sûwer u. s. w.; aus diesem ist in der nhd. Schriftsprache regelmäßig f geworden (aber hübsch von Hof), im Niederdeutschen steht auch hier w, z. B. hof, howes (Weinhold § 160. 148). Aus der verschiedenen Behandlung des Lautes im Ober- und Niederdeutschen erklären sich einige Doppelformen der nhd. Schriftsprache: Koben und Kofen, Haber und Hafer, Hube und Hufe; schnauben, schnaufen; b ist oberdeutsch, f (für w) niederdeutsch. Fest steht f in der Hafen (portus; zu haben, mhd. diu habe), und in Schwefel, wo Luther noch schwebel schreibt.

Ein drittes f ist speziell oberdeutsch aus gemein-germanischem p entstanden; vgl. Affe ndd. âpe, greifen ndd. grîpen. Im Anlaut, vielfach auch im Inlaut, trat für dieses p im Hochdeutschen pf ein, vgl. Pferd ndd. perd, Pfaffe ndd. pâpe, Apfel ndd. appel. In Pausback (verwandt mit pusten) hat sich niederdeutsches p unverschoben gehalten; ebenso in schnuppern, schnopern. Die Formen mit b sind nicht gut; — zimperlich gilt neben zimpferlich.

2) Gustav pflegt man nach dem latinisierten Gustavus zu schreiben, besser wäre Gustaf, Weigand 1,739.

3) Das ph hier zur Bezeichnung des aus p sich im hd. neu entwickelnden Lautes. S. Anm. 1.

ëbouwe ëbhouwe ëbihewe ëphou, welche Formen sich unter Anlehnung an houwi hewe heu nhd. Heu aus einem älteren ëbah entwickelt haben. Daraus entstand denn unser Epheu, in dem, was die Aussprache betrifft, das alte b oder p ganz verloren ist. D. Wb. 3, 678. 680. Weigand 1, 453 [1]).

§ 11. 12. Die S-Laute [2]).

Die Geschichte des S-Lautes ist der des F-Lautes sehr ähnlich. Im Anlaut ist er etymologisch überall gleich, altes gemeingermanisches s. Es ist höchst wahrscheinlich daß dieses s ursprünglich überall tonlose Aussprache hatte, ein scharfes s war; aber frühzeitig muß eine Spaltung in tonlosen und tönenden Laut eingetreten sein, aus dem scharfen oder harten s wurde vielfach ein weiches, das unter gewissen Bedingungen in r überging; so steht frieren, verlieren, war neben Frost, Verlust, gewesen. Diese Erweichung des S-Lautes, die zur Entwickelung eines r führte, fällt schon in die gemeingermanische Zeit; aber die Bewegung lief nicht auf einmal ab und schob sich möglicher Weise hin und wieder; auch innerhalb des Sonderlebens der hochdeutschen Sprache bleibt der Laut nicht unverändert, und die jetzige Aussprache zeigt lokale Unterschiede. Manche sprechen im Anlaut und im Inlaut zwischen Vokalen weiches s; andere nur im Inlaut, nicht im Anlaut; wieder andere lassen den weichen Laut weder hier noch dort deutlich ertönen, wie ihnen auch d und t, b und p unterschiedslos zusammenrinnen.

In verhältnismäßig später Zeit entwickelte sich ferner aus dem s der Sch-Laut [3]); zunächst entstand er aus dem sc oder s-ch, war also eine Lautverbindung, ein konsonantischer Diphthong, wie

1) Die Beseitigung des ph in deutschen Wörtern hielt schon Heyse für zulässig, 1, 244.

2) Raumer, Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften S. 261—279. Rumpelt, natürliches System der Sprachlaute S. 67 ff. Michaelis, Über die Physiologie und Orthographie der S-Laute. Berlin. — Zwei neue Schreibungen der deutschen S-Laute (Ztschr. für Stenographie und Orthographie 22, 113 ff.). Didolff S. 192 ff.

3) Weinhold § 188.

ihn manche Gegenden bis heute bewahrt haben. Allmählich zogen sich die beiden Bestandteile zur Einheit zusammen. Indem die Sprache ihren Laut weiter bildete, die Schrift aber auf dem alten Standpunkt beharrte, erwuchs dieser von selbst das komplizierte Zeichen sch für den einfachen Laut. Dieser Laut eroberte bald neues Terrain; in den anlautenden Konsonantverbindungen sp, st, sw, sl, sm, sn trat er an die Stelle des s, und die Schrift nahm auch hier das Zeichen sch an; nur sp und st hielten sich intakt[1]). Aus dem schwäbischen Dialekt hat diese Aussprache sich allmählich über den größten Teil Deutschlands verbreitet; Schottel (S. 196 f.) hatte große Lust, sw, sl, sm, sn wieder einzuführen, das ch werde hier weder durch „die Buchstabierung" noch durch „die Ausrede des Wortes erfodert" und auch bei den Alten sei es also gebräuchlich gewesen. Aber er fügt doch hinzu, daß hier vielleicht „einem Oberländer der Tohn und Ausspruch anderst vorkomme und laute als einem Niedersachsen oder Niederländer, und was der eine für unnötig hält, der ander als nötig und zierlich achte". Die oberdeutsche Aussprache ist und war schon damals als die gemeingültige anzuerkennen; wenn manche Hannoveraner und Holsteiner auf ihr sp und st stolz sind, so ist zuzugeben, daß sie den älteren Sprachlaut bewahrt haben, aber einen Laut der dialektisch geworden ist und für die neuhochdeutsche Schriftsprache ebensowenig Anerkennung hat, als das bekannte s-ch der Westfalen[2]).

Im schwäbischen Dialekt und über dessen Grenzen hinaus hat nun dieser Sch-Laut auch in In- und Auslaut übergegriffen: bischt st. bist, Gascht st. Gast u. dergl. Namentlich hinter r, in Wörtern wie Durst, Wurst, ist der Laut weit verbreitet; aber die anerkannte Aussprache verlangt hier s. Nur in einigen Wörtern ist dieses sch für altes s von der Schriftsprache acceptiert: Arsch mhd. ars, birschen mhd. birsen (frz berser, bercer), Kirsche mhd. kërse, kirse, zu lat. cerasum; herrschen ahd. hêr-isôn, mhd. hërsen (mit verkürztem Vokal) und daneben schon herschen;

1) Warum? Auf sp, st kann noch ein Konsonant folgen r, l: sprechen, Splitter, streiten. Vermied man die Häufung von 5 Konsonantzeichen: schprechen u. s. w.?

2) Vgl. Bödiker S. 81 f. Westfälisches sch = sg. Adelung 2, 649.

feilschen mhd. feilsen (-isôn) und feilschen, falsch mhd. vals, valsch, dazu das Verb. velschen, schon ahd. falscan, aus lat. falsus u. e. a[1]).

Neben dem alten S-Laut entstand nun innerhalb der oberdeutschen Sprache noch ein neuer, indem dort das t eine ganz ähnliche Entwickelung erfuhr, wie das p; hinter den Tenues schoben sich die homorganen Spiranten ein, hinter dem Lippenlaut p ein f, hinter dem Zungenlaut t ein s; das Zeichen dieser Verbindung t + s ist z[2]). Das Niederdeutsche widerstand dieser Bewegung, und so stehen ndd. pâl hd. Pfahl, ndd. plücken, hd. pflücken, wie ndd. tein hd. zehn, ndd. tîd hd. Zeit, ndd. têne hd. Zähne einander gegenüber. So im Anlaut.

Im Inlaut geht die Verschiebung des Lautes oft noch einen Schritt weiter; die Spiranten überwuchern die Tenues vollständig, es bleiben an Stelle des ursprünglichen p und t nur f und ein scharfes s übrig. So stehen sich nicht nur ndd. sitten hd. sitzen, ndd. swart hd. schwarz, ndd. swêten hd. schwitzen gegenüber, sondern auch ndd. wâter hd. Wasser, ndd. swêt hd. Schweiß, ndd. dat hd. das[3]).

In einzelnen Wörtern ist dieses scharfe aus t entstandene s sogar in weiches s übergegangen; so namentlich in Ameise mhd. ameize; Binse mhd. binez; emsig mhd. emzic; Gemse mhd. gamz; Kreis, kreisen mhd. kreiz, kreizen; Los, losen mhd. lôz, lôzen; mausern, Mause (Federwechsel der Vögel) mhd. mûzen, aus lat. mutare; Panse f. oder Pansen m. mhd. panze aus frz. pance; Weigand 2, 296. Schneise s. Weigand 2, 617. Verweis, verweisen (tadeln) mhd. verwîz, verwîzen. — Auch Nösel neben dem historisch berechtigten Nößel gelten zu lassen, schien nicht nötig. In dem Fremdwort Lasur wechseln z und s schon im Mhd.[4]).

---

1) Siehe Weigand 2, 509. Gr. 2, 527 Anm. Gischt zu jësen nhd. gären, Kürschner, Bursch, unwirsch; für ss in Groschen.

2) Vgl. Rumpelt S. 163.

3) Rumpelt S. 158 ff.

4) Einigemal ist dann weiter sogar Übergang in sch erfolgt: Hirsch mhd. hirz; Luther schreibt noch Hirs und Hirß; die Form mit sch dringt im 16. Jahrhundert langsam vor. Weigand 1, 810. Anheischig mhd. antheizic, s. Weigand 1, 55. In lauschen mischen sich verschiedene Stämme, s. Weigand s. v. lauschen, Lauße 1, 1068 f. Gr. 2, 527 Anm.

Was die Bezeichnung der Laute betrifft, so galt für den alten S-Laut zunächst allgemein der Buchstabe ſ; seit dem 14. Jahrhundert setzt sich im Auslaut s fest[1]). Der aus dem t entstehende neue Laut wird durch z bezeichnet; den Unterschied, den die Sprache herausbildet, daß im Inlaut die Spirans die Tenuis überwuchert, suchte man früh zu bezeichnen, aber man gelangte zu keiner bestimmten Norm; z gilt gewöhnlich für alle Nuancen des Lautes; die Grammatik unserer Zeit drückt nach Grimms Vorgang den Unterschied durch z und ȥ aus, so daß ȥ den Laut bezeichnet, aus dem scharfes s wurde: zît, swarz, aber daȥ, waȥȥer. Bis ins 13. Jahrhundert blieb dieser durch ȥ bezeichnete Laut von dem älteren s deutlich verschieden; sorgfältige Dichter vermeiden Reime wie daȥ: gras, meȥȥe: presse, wîs: fliȥ u. s. w. Dann aber schwindet der Unterschied, ȥ und das alte s, wo es scharf gesprochen wurde, fallen zusammen; für uns ist zwischen dem s in das (daȥ) und Gras (gras), messen (mhd. meȥȥen) und pressen (mhd. pressen), Kuß (mhd. kus) und Gruß (mhd. gruoȥ), Messe (mhd. messe) und fressen (mhd. freȥȥen), Masse (mhd. masse) und fasse (mhd. faȥȥe) kein Unterschied wahrnehmbar.

Als die Sprache den Unterschied fallen ließ, konnte ihn die Schrift nicht fest halten; seit der Mitte des 13. Jahrhunderts kam für ȥ auch ss, s auf[2]), seit dem 14. Jahrhundert braucht man häufig sz, d. h. ein z, das wie s gesprochen werden sollte, entsprechend dem bv, fv, vf, die man zur Bezeichnung der labialen Spirans verwendete[3]). So entstand unser ß, das in seinem Namen die Erinnerung an den Ursprung noch deutlicher bewahrt, als in seiner Form[4]). Anderseits fügte man dem z, das seinen

1) Weinhold § 188.

2) Weinhold § 186.

3) Weinhold § 163.

4) Bödiker-Wippel S. 87: „die Figur ß wird bald das langgeschlungene Es, bald das Es-zet, bald das doppelte End-Es genannt. Der letzte Name ist falsch. Denn diese Figur stehet nicht allezeit am Ende. Die andere Benennung Es-zet ist von der Figur gekommen. Denn ß siehet aus, als wenn es aus ſ und z zusammen gesetzt wäre und dieser Name kann gleich wie der erste beibehalten werden. Nur man muß darum nicht glauben, daß das ß auch wie ſ und z und also wie ſts auszusprechen sei“. — Schottel S. 220 tadelt die Verbindung ßz. — Über die Geschichte des Zeichens, Raumer, Sprachwissenschaftliche Schriften S. 268.

ursprünglichen Laut als ts behielt, als charakteristisches Zeichen gern ein t bei, und schrieb tz, nicht nur nach kurzen, sondern auch nach langen Vokalen und Konsonanten; selbst im Anlaut. ß und tz sind die beiden Zeichen, die sich von mancherlei Mitteln, die man zur Differenzierung des z brauchte, erhalten haben.

Also die Zeichen, welche die Grammatiker und Orthographen unterzubringen hatten, waren zunächst ſ und ß, dann s, das aus kalligraphischen Liebhabereien neben ſ entstanden war; ferner die Verdoppelung ſſ, in einigen Wörtern althergebracht. ß erfuhr keine Verdoppelung, es war wie ch und ſch ein zusammengesetztes Zeichen und wurde als Doppelkonsonant betrachtet[1]). Mit viel Mühe hat man es nur zu einer wenig befriedigenden, noch nicht ganz feststehenden Ordnung gebracht.

Im Anlaut, wo der S-Laut einheitlichen Ursprunges ist, hat ſ von jeher festgestanden, und sich selbst da behauptet, wo es als S-Laut nicht mehr gesprochen wird, in den Verbindungen ſch, ſt, ſp.

Im Inlaut mußten zunächst das ſ von ſſ und ß gesondert werden. Wir begründen diesen Unterschied, soweit die Laute zwischen Vokalen stehen, auf die Aussprache: Der weiche oder tönende S-Laut wird durch ſ, der harte oder tonlose durch ß oder ſſ bezeichnet, z. B. reiſen reißen, laſen laſſen. Zwar wissen wir, daß viele Deutsche nicht im Stande sind, die beiden Laute genau auseinander zu halten; diese haben aber kein Recht, wegen ihrer dialektischen Harthörigkeit den Unterschied für die neuhochdeutsche Schriftsprache überhaupt zu leugnen; sie könnten mit demselben Recht die Unterscheidung von b und p in Abrede stellen[2]). Ob im Anlaut die in einem großen Teile Norddeutschlands geltende tönende Aussprache des ſ Anspruch auf allgemeine Anerkennung hat, darüber kann man streiten, für den Inlaut kann kein Zweifel begründet werden. Das ſ ist hier ein ursprünglich von ſſ und ß geschiedener Laut, und wenn die Schrift diese etymologisch begründete Sonderung bis auf den heutigen Tag festgehalten hat[3]),

---

1) Gottsched S. 84.

2) Rumpelt, natürliches System der Sprachlaute S. 75.

3) Einzelne Übergänge von ß zu ſ sind oben Seite 195 bemerkt; wenige andere, wo für altes ſ tonlose Aussprache gilt, stehen ihnen gegenüber: erboßen neben und für erboſen (Adelung 2, 775; Raumer, Verhandlungen S. 72;

so ist das ein Zeichen und Beweis, daß die Sprache diese Sonderung zu allen Zeiten anerkannt hat. Für die Grammatiker ist denn auch dieser Gesichtspunkt maßgebend gewesen; Schottel deutet ihn an (S. 216 f.), ganz bestimmt heben ihn Wippel (S. 87) und Gottsched S. 56 f. hervor. Der letztere weist auch schon die Verwirrung der beiden Laute zurück: „Die Aussprache einiger weniger Leute machet keinen Grund wieder eine dagegen streitende Gewohnheit", und „Ich weis noch keinen, der mit dem blosen Fuse stosen geschrieben hätte; am wenigsten wird jemand setzen, sie masen ihm derbe Stöse zu. Losen klingt immer anders als stoßen; böse anders als Stöße". Also der Gebrauch des s zwischen Vokalen ist durch die Aussprache begründet und begrenzt; anders das s in Wörtern wie Achse, Espe; davon nachher.

Der Gebrauch von ss und ß ließ sich nicht mehr auf den alten längst vergessenen Unterschied von mhd. ss und ʒ gründen; man hatte nur noch einen Laut für die beiden Zeichen und mußte sich, wenn man nicht eins von diesen fallen lassen wollte, nach einem andern Kriterium umsehen. Schottel giebt hierüber noch keine Anweisung; bei ihm steht stoßen und stossen in derselben Zeile. Wippel kennt eine Unterscheidung, weiß sich aber nicht klar auszudrücken (S. 87): „Das s wird gelinde, daß ss wie das s zweimal und das ß härter wie das s ausgesprochen. Daher muß man das ß nicht für ein doppeltes s oder für ss halten". Durch ein Beispiel sucht er sich verständlicher zu machen: „Wir wollen einmal das Wort magnus teutsch geben. Wie soll das sein? Der grose, der grosse oder der große? Ein ieder siehet, daß das grose und das grosse wieder die Ausrede ist. Aber große ist mit ihr übereinstimmend. Also sieht auch zugleich ein ieder daraus, daß das ß kein s und kein ss sei, sondern, wie wir sagen, ein härteres Es. Hieraus wird man es nun recht gebrauchen lernen, und es weder für s als in Böße statt Böse, noch für ss als in Wißen und deßen statt wissen und dessen setzen. Allein der Gebrauch hat in beiden Fällen das Gegentheil schon hoch getrieben und will

---

Erörterungen S. 21 Anm.). Vließ Vließes st. Vlies Vlieses, ebenso Verließ st. des etymologisch richtigen Verlies, Sanders Wb. 2,140. Preiselbeere, von mlat. berberis, schwankt zwischen s und ß, auch zwischen ei und eu; die Form mit eu ist nicht schriftgemäß.

sonderlich am Ende das ss gar nicht, sondern dafür ß leiden". Wippel will unterrichten, setzt aber eigentlich die richtige Kenntnis der Unterscheidung schon voraus; er scheint einen qualitativen Unterschied zwischen ß und ss zu suchen, ohne denselben bezeichnen zu können. Daß dieser Unterschied, wenn er überhaupt vorhanden, von der Quantität des vorhergehenden Vokales abhängt und lediglich darin besteht, daß das ß nur Anlaut der Nachsilbe ist (rei-ßen), ss zugleich Auslaut der Stammsilbe und Anlaut der Nachsilbe (wis-sen), entgeht ihm. Klar und bestimmt spricht sich bald nachher Gottsched S. 55 ff. darüber aus, und seitdem hat sich die Regel, daß nach kurzem Vokal ss, nach langem ß gelte, behauptet. Eine zweckmäßigere Verwendung der beiden Zeichen war nicht wohl möglich; sie gründet sich auf einen Unterschied, der in der lebenden Sprache vorhanden ist und auch sonst in unserer Orthographie beachtet wird.

Vergeblich hat die historische Schule nach dem Vorgang J. Grimms diesen Gebrauch zu beseitigen gesucht. Grimm nahm Anstoß daran, daß ss als Verdoppelung von ß gelten soll, da doch beide ursprünglich ganz verschiedene Laute bezeichneten, und unternahm es, den historischen Unterschied wieder herzustellen, so daß ß für das alte z, ss für altes ss gebraucht würde. Auch meinte er, daß die Unterscheidung missen (carere) gebißen (morsus), Masse (massa) Haße (odio) Feinhörigen immer noch angemutet werden dürfe[1]). Obwohl Grimm selbst später von dieser Ansicht zurückkam[2]), sind ihm doch viele Germanisten gefolgt; das Hannöversche Orthographiebuch wollte auch für die Schule diesen Brauch wenigstens zulassen, aber er konnte nicht durchdringen und kann jetzt als beseitigt angesehen werden[3]).

---

1) Gr. 1, 527.

2) Näheres bei Michaelis, Grimms Rechtschreibung S. 16.

3) Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß aus dieser Regelung der S-Laute unserer Orthographie nur Nachteil erwachsen wäre. Wozu sollen wir Laute verschieden bezeichnen, die nicht mehr verschieden gesprochen werden — denn mit dem phonetischen Unterschiede, den Feinhörige wahrnehmen sollen, ist es nichts — und warum einen Gebrauch einführen, dessen Beobachtung nur für die wenigen Kenner der älteren deutschen Sprache ohne Schwierigkeit wäre? ganz abgesehen davon, daß er den Unterschied zwischen langem und kurzem Vokal, den wir nach der gemeinen Regel durch ß und ss kenntlich

Also das inlautende scharfe s wird durch ß oder ss bezeichnet; aber beide Zeichen sind auf den Fall beschränkt, daß Vokale folgen und vorangehen; andernfalls braucht man s für den inlautenden scharfen S-Laut: Achse, Erbse, fasten, Knospe. Diese Einschränkung des ss und ß hat in der Sprache ihren Grund. Die Verdoppelung ss konnte selbstverständlich, wie die Verdoppelung aller anderen Konsonanten, nur zwischen Vokalen eintreten, und auch ß entwickelte sich aus dem t, nur wenn ein Vokal vorherging[1]. Also wenn im Auslaut der Stammsilbe mehrere verschiedene Konsonanten standen, war der Laut immer altes s, und dieses hat sich behauptet. Die natürliche Beschränkung, welche so die Anwendung von ß und ss erfuhr, mag dann dazu beigetragen haben, daß in einigen Fällen, wo die Entwickelung der Sprache zur Verbindung eines ursprünglichen ʒ mit einem andern Konsonanten führte, nicht ß, sondern s geschrieben wurde; so Erbse mhd. areweiʒ ereweiʒ, feist mhd. veiʒet veiʒt, Krebs mhd. krebeʒ krebeʒe krebʒe, Obst mhd. obeʒ (wieder mit angehängtem t), Bimsstein mhd. bimʒ ahd. pumiʒ; andere Wörter, in denen tönendes s für ʒ eingetreten ist, sind vorhin erwähnt[2].

Im Auslaut sollte man nach der allgemeinen Regel, daß die Bezeichnung des Inlautes maßgebend ist für die des Auslautes, in gleicher Weise die Zeichen s, ß, ss erwarten, aber leider hat sich hier ein eigentümlicher Gebrauch entwickelt. — Schon Bödiker bemerkt am Schluß der ausgehobenen Stelle, daß der Gebrauch „sonderlich am Ende das ss gar nicht will“, und Gottsched, der für den Inlaut die Anwendung von ß und ss nach der Quantität des vorangehenden Vokales regelte, dachte gar nicht daran, diesen Gesichtspunkt auch auf den Auslaut anzuwenden. Er war gehemmt durch feststehenden Gebrauch, und dieser Gebrauch hatte

---

machen, unbezeichnet ließ. Dieser Vorschlag der historischen Schule war schlechter als der bestehende Gebrauch, weil er erstens die jetzige Sprache weniger genau bezeichnet, und zweitens das Erlernen der Orthographie erschwert. — Noch verwerflicher aber war das weitere Verlangen, auch da ß wieder einzuführen, wo s an seine Stelle getreten ist, also Ameiße, loßen u. a. zu schreiben. Denn diese Schreibweise bringt die nhd. Aussprache nicht nur nicht zum Ausdruck, sondern steht ihr entgegen. Vgl. Heyse 1, 260.

1) Gr. 1, 413.

2) Siehe Weigand 2, 868.

wieder in der Sprache seinen Grund. Die Zahl der Wörter nämlich, denen nach der ursprünglichen Bedeutung der Laute und Zeichen ein auslautendes ß zukommt, ist ziemlich groß und unter ihnen sind Wörter, die sehr häufig gebraucht werden. Dagegen auslautendes ſſ konnte, so lange die alte Sitte, im Auslaut überhaupt nicht Doppelkonsonanz zu bezeichnen, galt, überhaupt nicht vorkommen. Das Auge war also seit alter Zeit daran gewöhnt, für den scharfen S-Laut am Ende einer Stammsilbe ß zu sehen, während für ein auslautendes ſſ in der Geschichte der Sprache jeder Grund fehlte.

Dieser naturwüchsige Gebrauch, ſſ am Ende des Wortes zu meiden, hat nun den Mangel, daß wir zwar in Füße und Schüſſe die Quantität bezeichnen, nicht aber in Fuß und Schuß. Heyse unternahm es, diesem Mangel abzuhelfen[1]) und die Regel, die Gottsched für den Inlaut aufgestellt hatte, auf den Auslaut anzuwenden. Die Bezeichnung des Inlautes sollte auch hier maßgebend sein für den Auslaut, also Füße Fuß, aber Schüſſe Schuſſ; nur insofern ließ Heyse später eine Modifikation eintreten, daß er den Auslaut ſs für ſſ schrieb, wie ja auch sonst s und ſ wechseln. Obwohl diese verständige, unsere Orthographie konsequent weiterbildende Regel[2]), viele Freunde und warme Fürsprecher[3]) gefunden hat, kann sie sich an Ausbreitung mit der alten Gottschedschen, auch von Adelung acceptierten Regel nicht messen; das bayerische Orthographiebuch und nach ihm das preußische halten deshalb an dieser fest.

Der althergebrachte Gebrauch des s für ſ hat sich so festgesetzt, daß s allgemein gilt am Ende des Wortes und vor konsonantisch anlautenden Ableitungssilben: Haus, Häuschen, Hausthür. Wenn ein t der Flexion folgt, herrscht nicht volle Über-

1) Über seine Vorgänger s. Raumer, Verhandlungen S. 69. Heyse 1, 257.

2) Weigand 2, 868 nennt sie von seinem historischen Standpunkt völlig verwerflich, ja verderblich.

3) R. v. Raumer, Michaelis, Sanders. Auch mir ist es schwer geworden, meiner oft ausgesprochenen Überzeugung zuwider, in diesem Punkte der bayerischen Orthographie zu folgen, zumal der österreichische Verein Mittelschule Heyse's Regel aufgenommen hatte. Aber die Rücksicht auf Übereinstimmung und den überwiegenden Gebrauch verlangten dies Opfer. Vgl. Verhandlungen S. 97—102.

einstimmung. Da konsonantisch anlautende Flexionssilben in unserer Orthographie sonst ebenso behandelt werden, wie Ableitungssilben[1]), sollte man überall s erwarten, also er reist, sie reisten, aber der verbreitetste Usus ist in dieser sehr gleichgültigen Sache für st. Auf die Zusammensetzungen wie Dienstag, Donnerstag ist die Ligatur nicht auszudehnen[2]).

Bisher war nur von dem S-Laut in Stammsilben die Rede. Auch in den Endungen galten ursprünglich die beiden verschiedenen Laute s und z, s war der häufigere Laut, z galt, abgesehen von einzelnen Wörtern wie obez, bimez u. a. im Nom. und Acc. Neutr. der Adjectiva, z. B. guotez, allez. Als der Unterschied zwischen s und z in der Sprache aufgegeben wurde, schwand auch bald dieses auslautende z, und s wurde regelmäßig statt seiner gebraucht. Der Flexionsendung -ez folgen allmählich ein paar einsilbige Wörter ez, daz, waz, ûz, biz; nicht ohne Grund. z war seinem Ursprunge nach ein stärkerer Laut als s, und auch, als beide qualitativ zusammenfielen, mochte immer noch ein Unterschied der Quantität oder Intensität bleiben, der für die beiden Zeichen charakteristisch schien. Diese Anschauung wurde dadurch gefestigt, daß ß auf die hochbetonten Stammsilben beschränkt blieb, deren Auslaut schärfer und bestimmter artikuliert wird, während s in allen Flexionen galt, über welche die Rede leichter

---

1) Es gelten vor ihnen die Medien b, d, g und die Konsonantverdoppelung.

2) s war ursprünglich auf das Wortende beschränkt; in Zusammensetzungen und vor konsonantischen Ableitungen drang es in das Innere der Wörter. Heyse nahm es für den Silbenauslaut überhaupt in Anspruch: lispeln, Espe, Muskel u. s. w. Nur die Ligatur st ließ er unangefochten, wenn beide Laute zum Stamm gehörten. Lasten, rasten, lustig (1,261). Gehörte das t der Flexion an, so verlangte er s't, z. B. ras'ten, er reis't 2c. (1,254). — Sanders (Hilfsbuch S. 15 ff.) verwirft den Apostroph, ohne die Unterscheidung zwischen flexivischem und stammhaftem t aufzugeben, er schreibt er rast ohne Ligatur, aber die Rast mit Ligatur, du haust von hauen, er haust von hausen u. s. w. Aber auch st findet bei ihm Anwendung, wenn das s am Ende der Silbe steht: hauste, brauste. Hingegen verwirft er mit Rücksicht auf den Gebrauch Espe 2c. und verlangt Espe 2c., als ob seine st st irgendwo im Gebrauch begründet wären. — Wenn man dem s auf Kosten der herrschenden Gewohnheit eine weitere Ausdehnung geben will, so muß man ihm füglich den ganzen Silbenauslaut einräumen; so Fricke, die Reichsorthographie (1880) S. 11.

hingleitet. Demgemäß sehen denn auch die Grammatiker des vorigen Jahrhunderts übereinstimmend in dem ß einen gewichtigeren Laut, als in dem s, in diesem einen doppelten, in jenem einen einfachen Konsonanten, und dieser alten nicht unbegründeten Anschauung gemäß trat in die kleinen Wörtchen, auf denen die Rede für gewöhnlich nicht länger verweilt, als auf Bildungssilben, s für das historisch berechtigte ß ein. Es waltet hier derselbe Instinkt, der einer Reihe kleiner Wörtchen die Konsonantverdoppelung versagt. Auch daß der Artikel und die Konjunktion das in der Weise geschieden sind, daß jener das schwächere s, diese das stärkere ß erhielt, erscheint angemessen und dem Tonwert, den beide zu erhalten pflegen, entsprechend[1]).

Während also aus Endungen und unbetonten Wörtern das alte z zurückweicht, setzte es sich in einer Endung fest, der es ursprünglich nicht zukam, nämlich in -niß. Nach Gottscheds Regel muß -niß geschrieben werden, weil es in der Verlängerung -nisse heißt; aber schon ehe Gottsched seine Regel formulierte, galt diese Schreibweise. Der historischen Schule mißfiel sie wegen des ungerechtfertigten ß, sie verlangte -nis, -nisse, dem mhd. Brauche gemäß. Wenn der Grund für uns auch nicht maßgebend sein kann, so können wir uns doch die Sache gefallen lassen, da diese Bestimmung weder dem phonetischen Prinzip widerstreitet, noch die Einfachheit der Regeln beeinträchtigt[2]). „Im Auslaut aller Endungen steht s", lautet jetzt die Regel[3]).

---

1) Den Genetiven des, wes ist nie ein z zugekommen; deß, deßhalb, indeß 2c. sind auch historisch unberechtigt. (In der Anmerkung, welche diese Wörter erwähnt, steht durch Druckfehler das, was statt des, wes.)

2) Hingegen durfte die Schreibung Mis- statt Miß- nicht angenommen werden, obschon hier das ß vom historischen Standpunkt nicht weniger verwerflich und verworfen ist, als in -nis. Denn dieses miß ist Stammsilbe, die wir noch in selbständigen Wörtern haben, und die auch in der Zusammensetzung den Hauptton zu erhalten pflegt. — Diese Unterscheidung traf schon das Berliner Regelbuch und viel früher Hieronymus Freyer; Erörterungen S. 26. Didolff S. 147 meint, mit demselben Recht müsse man erz- aus der Zahl der Vorsilben streichen. Sehr mit Unrecht; denn die Vorsilbe (aus dem Romanischen entlehnt wie die Endungen -ei, -ier) hat mit dem Substantiv Erz nichts zu schaffen. Ich weiß nicht, wie viele durch ähnliche Mißverständnisse zum Widerspruch gegen die getroffene Bestimmung veranlaßt sind.

3) Nach der Analogie der Wörter auf -nis sind behandelt: Kürbis

Von den einzelnen Wörtern, die in diesen Paragraphen besonders hervorgehoben werden, sind die meisten schon besprochen. Nur weniges ist noch zu bemerken. dies entspricht der allgemeinen Regel; die historische Schule wollte dieß, wegen mhd. ditze diz[1]). — Ries (Papiermaß); wir pflegen das Wort in flektierter Form nicht zu brauchen, daher fehlt das Kriterium für die Bezeichnung des Auslautes; s entspricht der Herkunft aus mlat. risma oder rismus, Weigand 2, 474. Nicht verwandt damit ist Riesling (eine Traubenart), unsicheren Ursprungs. — Mesner mhd. messenære, messener oder mesner, aus lat. mansionarius. Mit Messe hat das Wort nichts zu thun[2]). — Weissagen; ahd. wîzago (Wahrsager), eine von dem starken Verbum wîzan (sehen) mit dem Suffix -ac gebildete Ableitung, davon dann das Verbum wîzagon (wahrsagen). Früh lehnte man das Wort an wîs (weise); schon im Ahd. kommt die Schreibung wîssago vor, im Mhd. lautet das Verbum gewöhnlich wîssagen. — Gleißen (glänzen) verwandt mit glitzern, eigentlich ein stv. wie reißen; mhd. glîzen. Gleisner, gleisnerisch geht auf älteres gleichsen zurück, mhd. glîchsenære und glîchesære, der Stamm des Adj. g-leich[3]). — Geißel (flagellum) mhd. geisel; Geisel (Leibbürge) mhd. gîsel; die Unterscheidung der beiden Wörter durch s und ß ist also etymologisch nicht begründet, aber althergebracht und von der Aussprache anerkannt. Bödiker S. 137: „Der Geisel obses, die Geißel flagellum"[4]). — Fließ (Bach, zu fließen), Fliese (Steinplatte, ein ndd. Wort), der Unterschied ist der Etymologie gemäß; in Vließ (Fell) ist s der etymologisch begründete Laut; aber ß von der Aussprache anerkannt. — Die Schreibungen Kloß, Grieß[5]), Geiß, bloß sind der Ety-

mhd. kürbez, aus lat. cucurbita; Hornis mhd. hornuz; Iltis s. Weigand 1, 846. In den flektierten Casus tritt ss ein.

1) Bekanntlich besteht noch die Aussprache mit kurzem i; Adelung hält sie für die korrekte, 2, 695. 747. Vgl. Heyse 1, 256.

2) Die Schreibung Mesner stammt aus der historischen Schule. Wie die angeführten Formen zeigen, wäre Meßner nicht zu tadeln; auch wäre die Anlehnung an Messe kein Unglück.

3) Raumer, Verhandlungen S. 73.

4) Vgl. Raumer, Verhandlungen S. 72.

5) Vgl. Grütze, gleißen glitzern, beißen beitzen, schneiden Schnitt schnitzen.

mologie und richtigen Aussprache gemäß. Eine Unterscheidung zwischen blos (nur) und bloß (nackt), zwischen bischen (wenig) und Bißchen (ein kleiner Bisse), ist in der Sprache nicht begründet. Raumer, Verhandlungen S. 71. — Scheußlich wurde vielfach mit s geschrieben, weil man, aber mit Unrecht, das Wort mit Scheu-sal zusammenstellte, s. Weigand 2, 569. — Ferner erwähne ich: der Reis mhd. rîs, aus ital. riso, mlat. risus, risum ꝛc. Weigand 2, 459. — Reisläufer gehört zu Reise, mhd. reise, in der Bedeutung Aufbruch, Kriegszug. — Reißbrett, Reißfeder ꝛc. gehört zu reißen, in der Bedeutung „in Zügen entwerfen"; vgl. Grundriß, Schattenriß u. a. — Maßholder, mhd. mazalter, mazolter, ein Compositum, dessen zweiter Bestandteil -ter (Baum) in der jetzigen Sprache verschollen ist. Da die Bildung unverständlich war, so entstanden durch Volksetymologie: Maßholder, -eller, -erle. Weigand 2, 43. Andresen Volksetymologie S. 98 f.[1]).

In der Rundschrift entsprechen ſ und s den Zeichen ſ und s. Das ſ ist uns aber allmählich unter dem Einfluß der französischen und englischen Druckereien fast ganz abhanden gekommen, und damit leider die Möglichkeit das weiche und scharfe s zu unterscheiden. Grimm protestierte gegen diese Lässigkeit schon im Jahre 1828 in den Göttinger gelehrten Anzeigen, aber seine Stimme blieb unbeachtet[2]). Die orthographische Konferenz beschloß, ſ wenigstens neben s für zulässig zu erklären, die bayerische Orthographie kehrte zu Raumer's Vorlage zurück, die wie früher das

1) Sanders verlangt Schreibung mit s. — Ganz ähnlich wie Maßholder ist Wacholder gebildet (Weigand 2, 1033), wofür unter Anlehnung an Holder, Holunder auch Wachholder geschrieben wird. Das etymologisch unbegründete h in diesem Worte nicht anzuerkennen, hatte schon die orthographische Konferenz beschlossen. In Maßholder widersteht Sprache und Schreibgebrauch.

2) „Wir protestieren bei diesem Anlaß einmal offen, wenn auch noch unwirksam, wider das seit den letzten zwanzig, dreißig Jahren im lateinischen Druck eingeschlichene s, welches nur dem Auslaut gehört, bei Anlauten und Inlauten. Unsere gel. Anz. haben sich ihm erst in den Jahrgängen 1812. 1813. hin und wieder zu bequemen angefangen, doch kommen bis 1819 noch genug rechtmäßige ſ vor . . . . wir sollten die schädliche Neuerung den Italiänern und Franzosen, die sie aufgebracht haben, oder der Kaufmannschaft überlassen oder Wolkeschen Sprachlehrern." Kl. Schr. 5, 38 Anm. — Vgl. Töche in den Verhandlungen S. 99.

Berliner Regelbuch nur s gelten ließ[1]). Und ſo hat der Gebrauch oder Mißbrauch auch in dem amtlichen Regelbuch geſiegt.

Ebenſo wie nun ſ und s in lateiniſcher Schrift zuſammenfallen, hat ein weit verbreiteter Gebrauch auch den Unterſchied zwiſchen ß und ſſ aufgegeben, indem man für beide ss anwendet, alſo unbezeichnet läßt, ob der vorhergehende Vokal lang oder kurz iſt. Maße oder Maſſe werden auf gleiche Weiſe geſchrieben: Masse. Dieſer übeln Sitte aber hatte das Berliner Regelbuch nicht nachgegeben; es ſetzte ſs für ß, ss für ſſ feſt; ebenſo Raumer, die orthographiſche Konferenz, die amtlichen Regelbücher. Grimm hatte ehedem für das ß eine beſondere Type ß ſchneiden laſſen, die er aber ſpäter, weil eine entſprechende Majuskel fehlte, ſelbſt aufgab, und durch sz erſetzte. Beide Zeichen haben auch andere angenommen, aber ſie blieben doch auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis beſchränkt[2]). Der Gebrauch des ſs für ß hingegen war ſchon im vorigen Jahrhundert üblich, und Raumer trat ſchon 1857 für die Erhaltung dieſes Zeichens ein[3]).

Endlich noch ein Wort über die Fremdwörter, in denen gleichfalls die vier Zeichen ſ s ſſ ß Verwendung finden, und zwar gelten für fremdes einfaches s die Zeichen ſ und s, für fremdes ss die Zeichen ſſ und ß.

ſ braucht man immer am Anfang eines Wortes, z. B. ſpeziell, ſkrophulös, ſkandieren u. ſ. w. Ebenſo in Zuſammenſetzungen; Hemi-ſphäre, Horo-ſkop, Mikro-ſkop, Re-ſkript, Re-ſpekt. Ferner im Innern des Wortes vor Vokalen und in der Verbindung mit t, p: Apſis, Pſalm, pſeydonym; Akuſtik, Aſtronom, Iſthmus; Aſpekt, Auſpicien, Deſpot[4]), ſuſpendieren.

s braucht man am Ende des Wortes und im Innern vor allen Konſonanten, t und p ausgenommen: As, Atlas, Omnibus, Asbeſt, Ascet, Asphalt, Biskuit, Boskett, brüsk, Disciplin, Islam, Israelit. Dem entſprechend auch in Zuſammenſetzungen, z. B.

1) Für das Berliner Regelbuch hatte nicht die Kommiſſion ſondern die Majorität des Gymnaſial- und Realſchullehrer-Vereins dieſe Beſtimmung getroffen. Erörterungen S. 27.

2) S. Michaelis, Grimms Rechtſchreibung S. 19. 32. D. Wb. 1, LX.

3) Geſammelte ſprachwiſſenſchaftliche Schriften S. 275 f. Verhandlungen S. 70.

4) Despot im Wörterverzeichnis iſt wohl nur ein Verſehen.

Firnis-pinsel, Helles-pont, Juris-prudenz, Atlas-tuch. Besonders zu beachten sind die Vorsilben auf s, wie dis, trans, cis (auch dys, pros), die auch vor t und p ihr s behalten: Distraktion, Dispens, Disput; transtiberinisch, transponieren; cistiberinisch, cispadanisch; hingegen: Di-stichon, di-strophisch, Di-strikt, pro-stituieren, tran-spirieren u. s. w., wo das s zur folgenden Silbe gehört. Ebenso vor folgendem Vokal: Dys-enterie, Pros-euche, cis-alpin. Aber in Prosodie, Prosopopöie, Proselyt, transitiv, läßt die Aussprache das s nicht zu, obwohl diese Wörter auch mit pros und trans zusammengesetzt sind. Auch schreibt man abstrakt, abstrus, Abstinenz nicht abs-trakt, abs-trus, Abs-tinenz.

ss vertritt allgemein fremdes ss, wenn ein Vokal folgt: Assessor, Assekuranz, Assisen, Bassin, Hausse, Ressource, also auch nach unbetonten und langen Vokalen. Am Ende des Wortes und vor Konsonanten braucht man ß: Koloß, Kompromiß, Exceß, Küraß[1]), Kompaß[2]). In Profoß ist das ß etymologisch nicht begründet (Weigand 2, 396), das amtliche Regelbuch läßt deshalb, und mit Rücksicht auf die bayrische Orthographie, auch Profos gelten[3]).

IV. Über die Konsonantverdoppelung.

§ 13—15.

Im Ahd. finden wir Formen wie hôr-ren (hören), hô-rit (hört), nĕn-nen (nennen), gĕ-ben (geben), sĭ-te (Sitte); vier verschiedene Stufen der Quantität: sowohl die langen als die kurzen Silben können geschlossen oder offen sein. Wir haben die Gemination aufgegeben, wenn der vorhergehende Vokal lang ist: hö-ren, das Maß der langen geschlossenen Silbe ist vermindert. Wir

1) Frz. cuirasse, Sanders verlangt Küras, Kürasses.

2) Ital. compasso, mlat. compassus. Sanders verlangt Kompas, Kompasses.

3) Sanders verlangt Profoß, des Profoßen, der Aussprache schwerlich gemäß. — Im Wörterverzeichnis steht „Gros das (12 Dtzd.)"; ich kann diese Vorschrift nicht billigen, da unsere Aussprache sowohl als das Französische zwischen Gros (Hauptsache) und Groß (12 Dtzd.), (frz. gros und grosse) scheidet.

haben umgekehrt das Maß der offenen Silbe vermehrt, wenn der Vokal kurz war, indem wir ihn entweder dehnen: gē-ben, oder den folgenden Konsonanten verdoppeln: Sit-te; es hat eine Ausgleichung der Quantität stattgefunden. Die beiden Vorgänge, Minderung der langen, Mehrung der kurzen Silbe, haben sich nicht gleichzeitig vollzogen; die Gemination nach langem Vokal hat im allgemeinen das Mhd. schon aufgegeben, hingegen die kurzen offenen Silben bewahrt es noch; vom 13. Jahrh. an werden sie im Oberdeutschen beseitigt.

Für unsere nhd. Schrift gilt die Regel (§ 13): „In Stammsilben mit kurzem Vokal, die nicht auf mehrere verschiedene Konsonanten ausgehen, wird der auslautende Konsonant immer doppelt geschrieben, sowohl im Inlaut, als auch im Auslaut"[1]). Die Anmerkung giebt den Grund an: „Im Inlaut wird die Doppelkonsonanz gehört: fal-len, hem-men, und da die Bezeichnung des Auslautes sich nach dem Inlaut richtet, wird die Doppelkonsonanz auch im Auslaut beibehalten." Daß dieser Gesichtspunkt für die Regelung unserer Schrift maßgebend gewesen ist, zeigen die Vorschriften der Grammatiker. Schottels dritter „algemeiner Lehrsatz" lautet (S. 192): „In den Teutschen Stammwörtern wird am Ende der mitlautende Buchstab alsdann gedoppelt, so ofte in dem Nennworte die abfallende Zahlendungen (Casus obliqui) solche Doppelungen nohtwendig erfordern: In den Stamm-Zeitwörteren (Verbum quod radix est) gleichfals wird der letzter mitlautender gedoppelt, wann die anderen Zeiten solche Doppelung erfoderen, als: Stimm, all, voll, Mann, schall, lauff, reiß, wirff, laß, schell,

1) Dieser Gebrauch der Konsonanten giebt unserer Schrift etwas Gespreiztes. Schon 1637 bemerkt ein Holländer Corn. Gieselb. Plempe in seiner Orthographia belgica: De Germanis nil dicam, Mann, Sonn scribentibus, secundum plumbeas suas linguas atque crassas. auriculis asini profecto carere non poterit, si cum Germanis auscultet, qui in Sonn Mann duo n clare audiri volunt. — Über Grimms Verhalten gegenüber der Konsonantverdoppelung s. oben S. 11. Im Anschluß an ihn haben namentlich Weinhold, Schleicher und Zacher die Konsonantverdoppelung vor einem antretenden Flexionskonsonanten oder vor einem Konsonanten in der Zusammensetzung bekämpft; jedoch kam Schleicher später davon zurück. S. Michaelis, J. Grimms Rechtschreibung S. 36. — In neuester Zeit verfolgt auch Fricke diese Bestrebungen. Reichsorthographie S. 12. Vgl. dagegen die Bemerkungen von Michaelis a. a. O. und R. von Raumer, Ztschr. f. d. Gymnasialwesen 19, 1.

renn ꝛc., weil man sagt stimmen, alle, volle, Männer, schallen, lauffen, reissen, werffen, lassen, schellen, rennen ꝛc. und nicht Stime, ale, vole, Mane, schale, laufen, reisen, werfen, lasen, schelen, renen ꝛc." Schottel erwähnt, ähnlich wie in seiner Regel über das ä, nur Substantiva und Verba, seine Ausführungen lassen aber keinen Zweifel, daß er die Stammsilben überhaupt im Auge hat. Er verteidigt seine Vorschrift gegen den Einwand, daß diese Verdoppelung am Ende der Wörter der Hauptregel widerspreche, „daß nemlich kein eintziger überflüssiger Buchstab, so der Rede und dem Worte nicht hilft, sol in Teutscher Sprache gelitten werden." „Es ist aber dieses zu wissen, daß in unserer Muttersprache die Stammwörter (radices, primitiva) oder Wurtzeln müssen nohtwendig gantz und unzerbrochen bleiben, damit man die Stamm-Buchstaben wisse recht zu unterscheiden von denen wesentlichen und zufälligen Buchstaben." Und Wippel S. 52: „Sehr viele haben der Verdoppelung, davon hier die Rede ist, das Garaus gemacht... Dies ist unbillig. Man muß dem Worte den Buchstaben nicht entreißen, der ein Stamm-Buchstabe ist, und die richtige Pronuntiation oder weitere Flexion in den verbis und nominibus anzeiget."

Daß es Schottel mit seiner Vorschrift nicht zu ängstlich nahm, zeigen schon die angeführten Worte: algemeiner, gleichfals, sol. Bemerkenswert ist, daß er auf die Quantität des Stammvokales keine Rücksicht nimmt, und ebenso wenig darauf, ob mehrere verschiedene Konsonanten den Stammauslaut bilden; er verlangt auch lauffen, reissen, werffen, und glaubte hier in der Sprache eine Doppelung wahrzunehmen[1]).

Bödiker und Frisch geboten, die Verdoppelung nach einem Konsonanten zu vermeiden, und schärften diese Vorschrift insbesondere für f, k, z ein (S. 55 f.); Wippel fügte die Beschränkung auf kurze Vokale hinzu: „also nicht schlaffen, sondern schlafen dormire; nicht lauffen sondern laufen currere; nicht trieffen, sondern

1) Ich wage nicht zu behaupten, daß das reine Sinnentäuschung gewesen sei. Auch Adelung 2, 722. 734. 744 behauptet, daß man schleif-fen, reis-sen, reit-zen ꝛc. spreche.

triefen stillare; nicht kammen veniebant, sondern kamen"[1]). Dem entsprechen die Regeln Gottscheds (S. 83. 87 f.), der an Klarheit und Bestimmtheit seine Vorgänger übertrifft[2]).

Die Konsonanten ch, sch, ß werden nie verdoppelt; sie haben zusammengesetzte Zeichen und wurden als Doppellaute angesehen[3]).

Die Verdoppelung von k wird durch ck bezeichnet. Das ck ist in unserer Schrift althergebracht. Ähnlich wie altes t im Inlaut teils zu z teils zu ß, wie altes p teils zu pf teils zu f wurde, spaltete sich auch der alte K-Laut. Wenn seine Entwickelung der der beiden andern Tenues ganz analog gewesen wäre, sollten wir in unserer jetzigen Sprache teils kch, teils ch haben, d. h. in gewissen Fällen Tenuis + Spirans, in andern die Spirans allein. Und allerdings hat die Sprache diesen Prozeß durchgemacht, in der nhd. Schriftsprache aber haben wir kein kch, sondern statt seiner die Tenuis k oder ck. Um die Spaltung des Lautes zu bezeichnen, bediente man sich verschiedener Zeichen[4]), die wieder verschwunden sind: ck d. h. ein c, das wie k gesprochen wurde, und ch, ein c, das wie h gesprochen wurde, haben sich erhalten. Das ck war

1) Schwierigkeiten macht ihm die Verdoppelung nach ä, ö, ü, da er diese als Diphthonge ansieht.

2) Diese Vorschriften der Grammatiker regelten nicht nur die Anwendung der Doppelzeichen, sie schränkten zugleich den Gebrauch ein. Gegen das Übermaß richtet sich ein orthographischer Scherz Gottscheds: „Der entschiedene Rechtshandel der doppelten Buchstaben", der als 2. Anhang zu seiner Grammatik gedruckt ist. Schon im 17. Jahrhundert spottet Ph. Zesen darüber: vnnt sei so recht nach der Schreiber Art geschrieben. „Sintemahl unter ihnen, wie sie sagen (die gelehrten und verständigen ungemeinet), am allerzierlichsten schreibet, der alle wort so auff n, d oder t ausgehen, eben mit demselben n, d oder t duplieret, so offte, als er kann. Ja, der das ff und ss so weit von einander döhnet, daß wohl ein gantzes schiff, ja ein gantzer Fluß hindurch lauffen könte, ist der bäste Schreiber. Das thun sie nur bloß üm geldes willen, weil sie also ein blatt bald vollschmieren und üm etliche groschen oder schillinge verkauffen können". Hagemann S. 31.

3) „Grüwel, der doch sonst in seiner Rechtschreibung viel Gutes lehret, will, man sollte das ch auch nach kurzen Selbstlautern verdoppeln. Z. E. der Spruchch, gesprochchen. Allein wer siehet nicht, daß ch schon ein doppelter Mitlauter ist?" Gottsched S. 84. Diese Auffassung kam nun wieder in Konflikt mit der Thatsache, daß doch vor ch und ß auch lange Vokale vorkommen: Bauch, Gruß; wie ist das möglich, wenn ch und ß Doppelkonsonanten sind. Das war ein schlimmes Rätsel, s. Gottsched S. 84. 86 f.

4) Weinhold § 210. 215.

also zunächst ein Zeichen, das die Qualität eines Lautes genauer bestimmen sollte. Ebenso war es, wie früher bemerkt, ursprünglich mit dem tz[1]) im Gegensatz zum sz. Es ist hiernach begreiflich, wenn beide Zeichen auch hinter Konsonanten vorkamen; tz sogar häufig im Anlaut eines Wortes. Erst allmählich ist die jetzt allgemein anerkannte Einschränkung durchgesetzt, und zwar früher beim ck als beim tz.

Schottel verwirft das ck überall. Gegen die Schreibung tranck, starck, Marck u. dgl. erklärt er sich S. 205, weil zwischen dem n oder r und dem k kein c gehört werde; er verwirft es aber auch im Inlaut als Zeichen der Verdoppelung und verlangt schikken, trükken u. s. w. Bödiker (S. 84) pflichtet ihm bei, fürchtet aber der langwierige Gebrauch werde die Oberhand behalten, das c wolle sich so fest an dem k halten, daß es schwerlich davon abzubringen sei; energischer spricht sich Wippel für kk aus; zurückhaltender Frisch[2]). Gottsched (S. 53. 89) schließt sich den genannten Grammatikern an, indem er das ck nach Konsonanten verwirft; er tritt ihnen gegenüber, indem er es als Zeichen der Verdoppelung schützt, denn diese Richtschnur gebe der allgemeine Gebrauch des ganzen Deutschlandes seit dreyhundert und mehr Jahren.

Dem tz zeigt Schottel sich geneigter; zwar giebt er denen nicht Unrecht, die überall einfaches z schreiben wollen[3]): „Jedoch ist der Gebrauch beliebt, und kan das t seinen Stand vor dem z wol behalten, nec obstare videtur pronunciatio Germanica".

---

1) Vgl. Gottsched S. 89: „das tz ist eigentlich aus dem cz der Alten entstanden, welches sie darum schrieben, weil sie das z viel gelinder als wir, etwa wie ein sanftes s aussprachen . . . Wenn sie nun den scharfen Ton des heutigen z nöthig hatten, setzten sie ein c vor, und schrieben z. E. Schacz. Nachmals aber sah theils das geschriebene Fractur t in der Mönchschrift dem c so ähnlich, daß es leicht verwechselt ward; und theils that dieses t vor dem s eben den Dienst; indem das z aus t und s, wenigstens im Griechischen entstanden sein soll. Und daraus entstund also das tz". Besser Frisch S. 22 f., der Gottscheds Quelle war

2) „Einige schreiben wieder kk und zz wie vor Alters. Wann man nur keinen Zwang daraus macht. Dann ck und tz ist bequem im Schreiben, und kk zz ist bequem im Buchstabiren und Abbrechen der Wörter". Vgl. Heyse 1, 246.

3) Zesen und Tscherning. — Über die Fortdauer dieses Gebrauchs bis in unsere Zeit s. Schmits, Rechtschreibung und Druckschrift S. 29.

S. 221. Mutiger ist Wippel S. 86: „Nun kommt das tz. Auch mit dem weg aus der achtsamen teutschen Orthographie". Seine Gründe sind ganz richtig; z ist das Zeichen einer Konsonantverbindung, die Analogie ist hier wider die Verdoppelung; aber der Gebrauch stand schon zu fest. Schon vor Wippel schrieb Frisch (S. 23): „Die Verständigern aber haben das tz für ein doppeltes z behalten, und wo dieses keinen Platz hat, nur das einfache gesetzt". Diesen Gebrauch der Verständigen vertritt dann Gottsched S. 51. 59. 89, indem er ihn mit der Erklärung rechtfertigt, das z sei kein doppelter Buchstabe.

Die richtige Anwendung der Konsonantverdoppelung hängt von der richtigen Bestimmung der Stammsilbe ab. Was ist Stammsilbe, wie findet man sie? Schottel redet von Stamm- und Wurzelwörtern (radices, primitiva), aber natürlich sind seine Wurzeln nicht jene einfachsten Gebilde, welche die vergleichende Grammatik unserer Tage zu gewinnen sucht; die Wurzeln und Stämme, die für unsere Schrift in Betracht kommen, sind die Bestandteile der Wörter, welche übrig bleiben, wenn man Flexionen und Ableitungssilben wegläßt. Schottel selbst hat ein Verzeichnis dieser leicht kenntlichen Ableitungssilben gegeben, die folgenden Grammatiker wiederholten und vervollständigten es. Daß aber mit der Abscheidung dieser Endsilben nicht die ganze Lehre von der Stammbildung erschöpft sei, wußte man wohl; der Zusammenhang von Dienst und dienen, Kunst und können, Gunst und gönnen, Gruft und graben, Trift und treiben war nicht zu verkennen, und so setzte man auch oft ft und st als Ableitungen[1]). Schottel hatte sie nicht angeführt; Bödiker rechtfertigt ihn deswegen: „Herr Vorstius und Herr Morhof merken an, als hätte Herr Schottelius die Endungen ft und st ausgelassen. Allein er hat nur die Haupt-Endungen und solche, die eine ganze vollkommene Sylbe machen, anfüren wollen". Nur innerhalb dieser Beschränkung ist denn auch die Stammbildung zur Grundlage unserer Schrift geworden; einzelne Konsonanten, durch die der Stamm weiter gebildet ist, werden als zum Stamm selbst gehörig angesehen, und leiden keine Verdoppelung des Konsonanten vor

1) Sachlich nicht richtig; das Suffix ist t, f und s sind anderen Ursprungs.

sich. Die einzig richtige Grenze ist hiermit innegehalten; nur soweit in der jetzigen Sprache leicht und mit einiger Sicherheit die Wortbildung zu erkennen ist, taugt sie zur Grundlage für den Schreibgebrauch; jede weitere Analyse hätte zur Verwirrung und Willkür geführt (vgl. oben S. 50 f.). Man schreibt also Brand Brunst trotz brennen, Kunst trotz können, Gestalt, Anstalt trotz stellen gestellt, Schwulst trotz schwellen, Geschäft trotz schaffen u. a.[1]). In einigen Wörtern, in denen die Verwandtschaft zu Formen ohne den erweiternden Konsonanten besonders nahe liegt, findet man oft Doppelkonsonanz; so schon in dem zuletzt erwähnten Geschäft, mehr noch in Gewinst, Gespinst; es scheint aber nicht zweckmäßig, diesen Wörtern eine Ausnahmestellung einzuräumen[2]). — Derselben Regel folgt das Adv. samt mhd. samt. — gesamt ist eigentlich Partic. ahd. gisamanot. Wenn wir ein Verbum sammen hätten, würde gesammt zu schreiben sein; so folgt die verdunkelte Bildung dem Adv. — In Spindel ist d unorganischer Einschub zwischen n und l, mhd spinnel, ahd. spinnala. — Branntwein, Kenntnis, kenntlich haben nn, weil sie von den Participien der Verba brenen, kennen gebildet sind (vgl. Bewandtnis)[3]).

Zweifeln kann man, wie man die zusammengezogenen Formen der Wörter Sammet, Zimmet, Taffet, Zwillich, Drillich, Grummet behandeln soll. Das bayerische Büchlein schreibt Sammt, Zimmt, aber Taft, Zwilch, Drilch; eine Zusammenziehung von Grummet wird nicht bemerkt. Die Inkonsequenz schien nicht gerechtfertigt; die preußische Orthographie folgt der Entscheidung der orthographischen Konferenz, wonach diese Wörter, trotz der

---

1) Die Konsonantverdoppelung hat dieselbe Grenze wie die Zeichen der Medien b d g für die entsprechenden tonlosen Laute: Macht mögen, Gewicht wägen, Gift geben. Vgl. Adelung 2, 696. Heyse 1, 219.

2) Klecks, Knicks entziehen sich der Regel. — Mit ck schreibt man auch druckſen, gackſen, gluckſen, muckſen, wo -ſen aus -zen hervorgegangen ist. Weigand 2, 696. Aber mit einfachem Konsonanten: grinsen, sumsen, winseln, grunzen, verhunzen. Weigand a. a. O. und 2, 1168. Ferner die Substantiva Mops, Raps (Reps), Klaps, Klops, Schnaps; Färse neben Farr Gr. 2, 275. Weigand 1, 499. Bremse, Gemse. Vgl. Michaelis, Vorschläge zur Regelung und Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung (Berlin 1874) S. 13.

3) Kenntnis kenntlich sind orthographische Mißbildungen; durch die Doppelkonsonanz wird die Beziehung auf das Partic. anerkannt, durch das e statt ä verleugnet. Konsequenter wäre (Känntnis oder) Kentnis.

gebräuchlichen zweisilbigen Formen, welche Doppelkonsonanz verlangen, der allgemeinen Regel folgen[1]). Ähnlich verhält sich Witwe zu Wittib mhd. witewe; entweder wird das e ausgestoßen, oder w geht wie in anderen Wörtern in b über. Ebenso Zitwersamen, ahd. zitawar aus mlat. zeduarium, s. Weigand 2, 1184. Wenn aber eine gangbare Ableitungssilbe vor einer vokalisch anlautenden Nachsilbe ihren Vokal verliert, so bleibt die Konsonantverdopplung bestehen: hoffen Hoffnung, Karre Kärrner, Bottich Böttcher[2]).

Warum in einigen einsilbigen Wörtern die Verdoppelung unterbleibt (§ 14b), ist unschwer zu sehen. „Die Ursache ist, weil dergleichen kleine Redetheilchen den Accent oder Nachdruck im Sprechen nicht bekommen; indem die Zunge über sie wegeilet, um zu dem nächsten Hauptworte, Fürworte oder Zeitworte zu kommen.“ Gottsched S. 86[3]). Außerdem kommen die meisten vor vokalisch anlautender Nachsilbe nicht vor[4]), entbehren also des nächsten Anlasses für die Verdoppelung. In denn (mhd. denne), wenn (mhd. wenne) hat der Wunsch, eine Unterscheidung von den und wen zu haben, gewirkt[5]).

Wie bei den einsilbigen Partikeln unterbleibt die Verdoppelung in gewissen Zusammensetzungen, deren erster Bestandteil verdunkelt

---

1) Ebenso ist Wams hervorgegangen aus mhd. wambis, wammis. — Als Geschlecht des Wortes wird im Wörterverzeichnis das Masculinum angegeben, richtiger ist das Neutrum. — In nackt ist das ck geschützt nicht nur durch die Nebenform nackend, sondern auch durch die scheinbare Berührung mit dem Partic. prät.; der Gebrauch steht hier noch fest. — Farnkraut ist nicht aus Farren verkürzt; mhd. varm, varn; vgl. Rainfarn, Weigand 1, 499.

2) So wäre im Wörterverzeichnis wohl besser Hämmling (zu Hammel) geschrieben, als Hämling.

3) Adelung 2, 732 bezweifelt die Richtigkeit dieses Grundes.

4) Bödiker S. 52 verlangt auch hinn, darinn, hierinn.

5) In einigen Wörtern schwankt die Aussprache: Schlot besser als Schlott mhd. slât; Ruß, rußig, berußen mhd. ruoz, ruozic; Schmutz, schmutzig ꝛc. Weigand 2, 610. — Brett besser als Bret, denn das e ist kurz, mhd. brët. Adelung 2, 776 behauptet zwar, jeder Hochdeutsche spreche Brēt, und so schreibt auch Weigand. — Spaß „bei Adelung und nordd. mit â, aber richtiger, wie z. B. wetterauisch ꝛc., mit kurzem a gesprochen“, Weigand 2, 751. Das Wort stammt aus ital. spasso. Die Schreibung Späße, spaßen erscheint darnach zuläßig. Vgl. Schmits, Rechtschreibung und Druckschrift, S. 59.

ist, auch hier fehlt der Grund und die Stütze für die orthographische Verdoppelung, nämlich die sprachliche Verdoppelung, die im Inlaut eintritt. Einige von den Wörtern, die hier in Betracht kommen, haben als ersten Bestandteil eine Stammsilbe, die, wenn sie als selbständiges Wort gebraucht wird, langen Vokal hat.

Himbeere mhd. hintber, d. h. Beere, welche die Hinde frißt. — Brombeere von mhd. brâme (Dornstrauch). — Lorbeer zu lat. laurus. — In als, also steckt das Wort all; ebenso in albern mhd. alwære, s. Weigand 1, 31. — Singrün; sin-, das in der älteren Sprache mehrfach als erster Teil von Zusammensetzungen vorkommt, ist vermutlich als ein Substantivum in der Bedeutung „Stärke" zu fassen[1]). — Dammwild zu lat. dama. — Damenspiel, Dambrett, zu frz. dame, lat. domina. — Walnuß zu mhd. walh (Fremder, Franzose, Romane überhaupt), davon auch das Adj. welsch = welhisch; also Walnuß = welsche Nuß. — Walküre, in neuerer Zeit aus dem altnordischen valkyrja entlehnt, und der deutschen Sprache angepaßt; der erste Bestandteil ist derselbe, den wir in Walhalla, Walstatt, Wahlplatz, dem Subst. Wahl, dem Verb. wählen haben, der zweite ist kiesen, küren[2]) — Ein anderes Wal steckt in Walfisch, Walrat, Walroß, Pottwal u. a. mhd. wal walvisc. Als erster Teil der Zusammensetzungen hat das Wort wohl immer den kurzen Vokal behalten, während es als Simplex der Wal, die Wale lang gesprochen wird; s. Weigand 2, 1045. Sanders 3, 1463. So ist es auch in Herberge, Herzog, Hermann, deren erster Bestandteil das Sbst. Heer, mhd. hëre ist. — Marschall und, mit schwankender

---

1) Gr. 2, 554 f. Weigand 2,718. Dasselbe Wort haben wir in ahd. sinfluot und, mit unorganischem t, sintfluot. Noch Luther schreibt Sindflut. Jetzt ist Sündflut allgemein. Die Anlehnung an Sünde kommt schon im 13. Jahrh. vor; aber erst in der zweiten Hälfte des 15. und namentlich im 16. Jahrh. findet sich eigentliche Zusammensetzung mit Sünde. Die historische Richtung hat es versucht, der Form sintflut wieder zur Anerkennung zu verhelfen, und ihr folgt die bayr. Orth.; doch ist dies eine der anerkannten Schriftsprache durchaus widerstrebende Form, die als solche nur in den Gegenden nicht empfunden werden möchte, in denen der Einfluß des Dialektes die Grenze zwischen i und ü überhaupt unsicher macht.

2) Walstatt wäre besser mit h geschrieben; von Walküre und Walhalla ist es durch die Länge des a geschieden.

Quantität in der ersten Silbe, Marstall haben als ersten Bestandteil das alte Mark = Pferd, zu dem als Femininum nhd. Mähre gehört[1]).

In Vorteil und barfuß haben sich die kurzen Vokale der älteren Sprache erhalten, aber der folgende Konsonant wird nicht verdoppelt, weil für die Schreibung des Kompositums das Simplex maßgebend ist: bār, vōr[2]). — Wollust ist ebenso behandelt wie Herberge, Herzog, obschon hier der Zusammenhang mit wohl, mhd. wol, weniger verborgen liegt. — In herrlich, Herrschaft, herrschen bemühte sich die historische Schule das eine r zu beseitigen, weil diese Wörter nicht mit Herr zusammengesetzt sind, sondern mit hêr, nhd. hehr. Aber da in ihnen der Vokal verkürzt ist, so stehen sie nach unserem Sprachgefühl dem Subst. Herr (ursprünglich Komparativ zu hêr, ahd. hêriro) näher, als dem Adj. hehr[3]).

Die Bemerkung über das Zusammentreffen dreier gleicher Konsonantzeichen in zusammengesetzten Wörtern (§ 14d) verzeichnet nur den Gebrauch. In dennoch und Mittag ist der dritte Buchstab allgemein verworfen, gewöhnlich spart man ihn in Schiffahrt und Brennessel. Diese Sparsamkeit zum Gesetz zu erheben und um weniger Wörter willen die allgemeine Regel, nach welcher in Compositis die Bestandteile ihre Schreibung behalten, mit einer festen Ausnahme zu durchbrechen, erschien um so weniger geraten, da es

---

1) In andern Wörtern, deren erste Silbe verdunkelt ist, steht doch Doppelkonsonant: Bollwerk, von einem alten Verbum boln (schleudern), vgl. Böller. — Schellhengst mhd. schele, daneben nhd. der Beschäler, mit gedehntem Vokal. — Ein ganz anderes Wort steckt in dem entlehnten Schellfisch, s. Weigand 2, 562. — Auch für Renntier, das wie Schellfisch aus den nordischen Sprachen aufgenommen ist, und mit „rennen" nichts zu thun hat, ist im Wörterverzeichnis nn vorgeschrieben.

2) So schreibt man auch Viertel, vierzig, obgleich die Aussprache mit ĭ keinem Zweifel unterworfen ist; in vierte schwankt die Sprache zwischen ĭ und dem etymologisch berechtigten ie. — In wahrlich ist jetzt ā als richtige Aussprache zu betrachten, der Etymologie gemäß. Adelung 2, 695. 747 stellt dies Wort mit vierzig, Viertel gleich, und so findet man auch in früherer Zeit warlich, oder gar warrlich geschrieben.

3) Eine ähnliche Verkürzung ursprünglicher Länge in Hochzeit kommt für die Orthographie nicht in Betracht. In Hoffart verbindet sich die Verkürzung des Vokales mit der Assimilation des ch an f; mhd. **hôchvart, hôvart, hoffart.**

zuweilen aus Gründen der Deutlichkeit erwünscht sein kann, den dritten Buchstaben nicht zu sparen[1]).

Die Nachsilbe -in ist erst spät zu fester Schreibung gekommen. Im Mhd. galten -in, -în, -inne neben einander, eine Vielheit, die in der Aussprache und der Geschichte der Sprache begründet war[2]) und sich weit in das Nhd. hinein erhielt. Schottel S. 356 (215. 190): „Diese Haubtendung inn wird zuweilen Kraft des beliebten Gebrauches inne oder in geschrieben; nach dem Grunde der Sprache aber, ist es nicht recht, sondern muß inn geschrieben werden". Der Grund ist die Verdoppelung im Plural. Ebenso Bödiker (51); dagegen Frisch und Freyer, dafür Wippel, Gottsched (185), Adelung (1, 326). Der letztere bemerkt aber, daß man das doppelte n in dieser Ableitungssilbe getadelt habe, weil sie als eine solche keines völligen Tones, folglich auch keiner Verdoppelung des Hauptlautes fähig sey. Auch Heyse (1, 252) verlangt noch -inn. Die historische Schule war dieser Verdoppelung entgegen, und jetzt ist sie als veraltet anzusehen. Die Endung wird nun ebenso behandelt wie -nis[3]); die allgemeine Regel ist, daß Nachsilben im Anlaut überhaupt nicht verdoppelt werden.

In der Anm. zu § 15 wird erwähnt, daß die Wörter Eidam, Bräutigam, Pilgrim in den wenig gewöhnlichen Formen mit Nach-

---

1) Für die kürzeren Formen trat namentlich J. Grimm ein; Kl. Schriften 1, 349. DWb. 1, LXI. Dagegen Heyse 1, 252. Adelung 2, 790 empfiehlt, um das Auge nicht durch drei gleiche Zeichen zu verletzen, die Anwendung des Bindestrichs: Bett-Tuch u. dgl. — Eine ähnliche Vorschrift, wie die preußische Orthographie, verlangte Michaelis, Vorschläge S. 12, und die orthographische Konferenz, S. 136.

2) Weinhold § 256.

3) Freyer S. 57: „Ferner verdoppeln zwar einige das n in der Endung in: indem sie Königinn, Fürstinn, Sängerinn, Bürgerinn schreiben; weil man in plurali spricht, die Königinnen, Fürstinnen, Sängerinnen, Bürgerinnen. Allein der Usus hat diese Schreibart noch nicht also bestättiget, daß man derselben sicher folgen könnte. Daher bleibt man am besten bey dem einfachen n; zumal da es kein gantzes Wort, sondern nur eine bloße Endung ist, die bey der Derivation dem Stammwort nur angehenget wird. Wer aber dieses gelten läßt, der thut eben so gar unrecht nicht, wenn ers mit der Endung nis eben also hält; und daher Ärgernis, Bekümmernis, Gedächtnis, Hindernis und Zeugnis mit einem einfachen s schreibt. Doch muß ers auch nicht verwerfen: wenn einem andern Ärgerniß, Bekümmerniß, Gedächtniß, Hinderniß und Zeugniß besser gefällt".

silben den einfachen Konsonanten behalten. Pilgrim, Pilger ist Fremdwort aus lat. peregrinus. Eidam ahd. eidam mhd. eidem hat im Nhd. den vollen Vokal des Suffixes gerettet. — Bräutigam mhd. briutegome md. brûdegame ist Compositum aus Braut und einem alten Wort, das „Mann" bedeutet, got. guma (lat. homo), mhd. gome. Der Plural, der eigentlich Bräutigamen heißen sollte, lautet gewöhnlich Bräutigame[1]). Wäre er häufiger, so würde im Singular Verdoppelung gelten, wie in dem ähnlich gebildeten Nachtigall; s. Weigand 2, 184.

V. Über die Bezeichnung der Vokallänge.

§ 16—20.

Viele Wörter unserer Sprache sind nur durch die Quantität unterschieden; z. B. Wahl Wall, fahl Fall, Stahl Stall, Qualen Quallen, bahnen bannen, Rahmen rammen, bieten bitten, Miete Mitte, her Herr, kam Kamm, Schafe schaffe, Strafe straffe, Thräne trenne u. v. a. Es ist also an und für sich keineswegs unverständig, die Länge des Vokales in der Schrift durch besondere Mittel zu bezeichnen und frühzeitig hatte man solche Versuche gemacht. In den ältesten Denkmälern unserer Sprache wird nicht selten der lange Vokal verdoppelt, in der berühmten Schule St. Gallens bediente man sich eine Zeit lang der Accente[2]). Aber keiner dieser Versuche drang durch und in der Blütezeit des Mittelalters ließ man die Quantität im allgemeinen unbezeichnet, wie das ja auch im Lateinischen geschah.

Aber dann sind uns im Laufe der Zeit in einer großen Zahl von Wötern Zeichen der Dehnung erwachsen, leider verschiedene und ohne Konsequenz angewandt. In einigen Wörtern bedient man sich der Vokal-Verdoppelung, in vielen andern setzt

---

1) Sanders 1, 202 b.

2) Spätere Versuche, Accente einzuführen (Grüwel, Butschky) erwähnt Gottsched S. 112 f. Die orthographische Konferenz, die einen großen Teil der Dehnungszeichen beseitigte, erkärte die Zulassung eines Accentes für zulässig, wenn es auf die Bezeichnung der Quantität ankommt. Das Bestreben, Wörter, die nur durch die Quantität von einander geschieden sind, durch Gebrauch des Cirkumflexes aus einander zu halten, ist schon im 12. Jahrhundert nachweisbar.

man ein h, das lange i bezeichnet man durch ie; wir folgen in der Erörterung dieser verschiedenen Mittel dem amtlichen Regelbuch.

§ 17. ie.

ie bezeichnet zunächst einen Diphthongen, der in zahlreichen Wörtern gesprochen wurde; so in den Präsensformen von ziehen, bieten, den Perfektformen von raten, schlafen und allen Verben, die ihren Konjugationen folgen, ferner in vielen einzelnen Wörtern, wie vier, lieb, Tier u. a[1]). Die oberdeutschen Dialekte hielten an dem Doppellaut fest, hingegen das Mitteldeutsche, das überhaupt eine große Abneigung gegen die alten Diphthonge hat, wandelte früh das ie in die einfache Länge. In den md. Handschriften und Urkunden des 12.—15. Jahrhunderts herrscht überall dieses i für ie[2]). Indem nun aber die Schreiber, oberdeutscher Sitte folgend, häufig ie schrieben für einen Laut, den sie ī sprachen, mußte ihnen von selbst dieses ie zum Zeichen der Dehnung werden. — Diese Anschauung wurde noch durch ein anderes Moment unterstützt. Während der mhd. Periode dehnte sich der Diphthong ie über sein ursprüngliches Gebiet aus, er trat für kurzes i (ë) ein, in den oberdeutschen Dialekten wesentlich nur vor r und h, nicht gebunden durch diese Grenze in Md.[3]). Ob hier das Zeichen ie[4]) einen wirklichen Doppellaut bedeutet, oder ob damit nur eine eigentümliche Nuance eines einfachen Lautes gemeint war, ist nicht leicht zu entscheiden[5]); jedenfalls wurde dieses ie zu einem einfachen Laute, wenn es nicht von Anfang an ein solcher war, und als nun die Dehnung der offenen Stammsilben eintrat, ergab sich wiederum in zahlreichen Wörtern ie als Zeichen der Dehnung. So begreift sich, wie die Anschauung, daß ie den langen Vokal bezeichne, Platz greifen konnte; sie entwickelte

---

1) Eine bequeme Übersicht über das Bereich des Diphthongen giebt Weigand 1, 842.

2) Weinhold § 73.

3) Weinhold § 112.

4) Woneben auch iͥ ei eͥ vorkommen.

5) Gr. 1³, 163. 222 f. D. Wb. 1, LVII. Weinhold § 115.

sich um so ungestörter, als die Sprache die ursprünglichen langen î aufgab und in ei übergehen ließ.

Daß nun dieser Gebrauch, obschon er seinen natürlichen Grund hat, doch ein Mißbrauch ist, kann nicht geleugnet werden. Die Grammatiker verhielten sich verschieden. In einer 1630 zu Hall gedruckten Sprachkunst wird das e als ein e obscurum bezeichnet, „welches man nicht lieset, sondern es ist gleichsam Scheva quiescens“[1]). Bödiker sieht in dem ie ein Palladium der Deutschheit: „Die Teutschen haben insonderheit einen Diphthongen ie, den andere Sprachen so leicht nicht haben; der muß also beibehalten werden“. Andere wollten das e abschaffen, weil es wider die Grundregel der deutschen Orthographie streite, wonach Buchstaben, die nicht gesprochen werden, auch nicht zu schreiben seien[2]). Schottel bezeugt Lust, sich ihnen anzuschließen, aber er will in diesem Falle nicht gegen den Gebrauch ankämpfen und ie behalten, „auch sonderlich mit darum, weil der Ausspruch bey den Hochteutschen anderst als bey den Niederteutschen sich finden möchte“[3]). Gottsched folgt einfach dem Gebrauch, denn „ganz Deutschland hat das e hier zur Verlängerung des i erwählet“; und so hat er sich in ungeschwächter Kraft behauptet. Wir schreiben infolgedessen zwar eine ziemliche Anzahl überflüssiger e, aber die Regel ist leicht zu befolgen, da sie mit ziemlicher Konsequenz durchgeführt ist[4]).

---

1) Schottel S. 190.

2) Schottel S. 189. Bödiker S. 33 ff. Gottsched S. 47.

3) Frisch erklärt diese Aussprache schon für dialektisch: „Ob ie gleich oft geschrieben wird, hört man doch das e nur in einigen Dialekten, und nicht in der Hochteutschen Aussprache. In den Österreichischen und benachbarten Ländern aber wird das e deutlich in ie ausgesprochen.“

4) Schwierigkeiten machen höchstens einige Fremdwörter. Das ie = î gilt eigentlich nur für deutsche Wörter, aber einige früh aufgenommene Fremdwörter schließen sich an; z. B. Brief, Fieber, Fiedel, Fries, Miene, Radieschen, Tiegel, Ziegel &c., andere hingegen, die zum Teil ebenso alt und nicht weniger bekannt sind, behalten einfaches i: Bibel, Tiger, Fibel, Pike, Primel, Spike, Nische &c. Prise (erbeutetes Schiff, Schnupftaback) aus frz. prise zu prendre, lat. prehendere. Ein anderes Wort ist Priese (Einfassung, Saum), gehört wohl zu mhd. brîsen (schnüren Lexer Wb. 1, 354 f.), dem im Nhd. ein breisen entsprechen sollte, s. DWb. 2, 355. Wieder ein anderes Wort ist Brise (kühler Wind) engl. breeze. — In den Namen Lischen (zu Elisabeth) und Rikchen (zu Friederike) findet man häufig e. Allgemein ist es in dem niederdeutschen Fieke, Fiekchen zu Sophie.

Die Ausnahmen mir, dir, wir sind darin begründet, daß diese Pronomina häufig unbetont und auch mit kurzem Vokal gesprochen werden; im Gegensatz zu diesen Wörtern haben ihm und ihn ein Dehnungszeichen, damit sie von im und in geschieden sind; man gab ihnen aber nicht e sondern h, wegen des anlautenden i, um die Aussprache jen jem zu verhindern. Dem Beispiel von ihn ihm folgten ihnen, ihr. — In Igel und Isegrim vermied man e aus demselben Grunde wie in ihn; in einigen andern zog man das einfache i vor, um Unterschiede in der Bedeutung zu markieren. Lid (Augenlid) mhd. lit, eigentlich Deckel; Lied (Gesang) mhd. liet.[1]). — Fiber (Faser) l. fibra; Fieber (Krankheit) l. febris; das erstere ist ein junges Fremdwort (Weigand 1,523); den orthographischen Unterschied empfiehlt Adelung 2, 752. — Miene (Gesichtsausdruck) frz. mine, erst im 17. Jahrhundert aufgenommen; Mine (unterirdischer Gang) gleichfalls Fremdwort aus dem Romanischen, und mit dem angeführten ursprünglich identisch (Weigand 2, 97); der orthographische Unterschied ist auch erst durch Adelung eingeführt. — Stiel (Stengel, Handhabe) mhd. stil; Stil (Schreibart) gr. στῦλος lat. stīlus (Griffel, Schreibart), ein junges Fremdwort, das die fremde Bezeichnung behauptet; ob auch das ältere Stiel auf lat. stīlus zurückzuführen ist, wie man angenommen hat, ist sehr fraglich[2]). — wider (gegen) und wieder (nochmals) sind ursprünglich dasselbe Wort; aber schon Schottel unterscheidet sie (S. 653)[3]).

1) Diese Unterscheidung verdanken wir der historischen Schule. Gottsched S. 129 schreibt Lied (cantilena) und Lied (Deckel). Frisch in seinem Lexikon: Augenlied. Auch Adelung 2, 752 und Heyse 1, 226 führen diese Unterscheidung noch nicht an. Verschmäht wird sie auch von Sanders, obschon sein Deutlichkeitsprinzip sie begünstigen müßte. Dagegen findet sie sich in der hannöverschen Orthogr. und in b, p, w, ö.

2) Weigand 2, 819. Lexer, Mhd. Wb. 3, 1195.

3) Weigand 2, 1105. Germania 23, 260. Da der Begriff des Gegensatzes und der Wiederholung innerhalb derselben Wörter sich entwickelt haben (vgl. lat. rursus und das deutsche wiederum, hinwiederum, das immer mit ie geschrieben wird), so kann es nicht fehlen, daß die unnatürliche Sonderung in der Schrift zu Schwierigkeiten führt. Das bayerische Buch verlangt Widerhall, das preußische gemäß der Raumerschen Vorlage ꝛc. Wiederhall; beide Bücher stimmen in erwidern überein, Sanders schreibt erwiedern. Die orthographische Konferenz riet, den Mißbrauch abzuschaffen und überall wider zu schreiben.

In gieb, giebt, giebst schwankt seit lange Aussprache und Schreibung. Ursprünglich war der Laut kurz, mhd. gip, gibest gibet. Schottel schreibt S. 586 du gibst, er giebt; aber sonst auch gibt. Bödiker S. 229 du giebst, gib oder gieb. Gottsched S. 339 du giebst, er giebt, gib. Adelung 1, 806. 2, 721 bezeichnet giebst, giebt, gieb als veraltet; ihm folgt Moritz in seinem deutschen Wörterbuch. Heyse dagegen (1, 227) erklärt, die im Hochdeutschen gedehnte Aussprache erfordere gieb, giebst, giebt, lies, liest[1]), obwohl das e hier wie gewöhnlich unorganisches Dehnungszeichen sei. Ebenso zieht Sanders die gedehnte Form vor und ein anderes Mitglied der orthographischen Konferenz bezeichnete die gedehnte Aussprache als die edlere[2]). Diese Ansicht ist zwar bespöttelt, sie dürfte aber doch richtig sein. Der Geistliche, der sich einer guten Aussprache befleißigt, spricht auf der Kanzel nicht: „unser täglich Brot gĭb uns heute", sondern „gīb uns heute", nicht „und vergĭb uns unsere Schuld", sondern „vergīb". Ein Schauspieler, der deklamieren würde; „Es gĭbt im Menschenleben Augenblicke", würde bei vielen durch seine Aussprache Anstoß erregen, weil, mag auch in der Umgangssprache der kurze Laut häufiger sein, würdevolle Rede die Dehnung verlangt. Diese Thatsache wird auch im deutschen Wörterbuch, obschon widerwillig, zugegeben (4, 1, 1666): die gebildete Sprache gebe den Formen giebt giebst gern den Vorzug vor gibt, gibst, „schon weil die zweite die alte und volksübliche ist, langer Vokal aber wunderlich genug für edler und feiner gilt". Mag die Anschauung dem Grammatiker wunderlich erscheinen, für den Orthographen genügt es, zu konstatieren, daß sie da ist, und demgemäß ist im amtlichen Regelbuch angeordnet: „Man schreibe der edleren Aussprache gemäß gieb, giebt, giebst". — Das Berliner Regelbuch war duldsamer, indem es schwankende Aussprache und Schreibweise gelten ließ. Aber gegenüber der Unduldsamkeit die man in neuerer Zeit dem giebt giebst entgegenstellt — auch die bayerische Orthographie will nur ĭ gelten lassen — schien es notwendig, die gedehnten Formen nicht nur zuzu-

---

1) Bödiker S. 231 lies oder lis. Gottsched S. 340 lies. Adelung 1, 806 lies, auch wohl lis.

2) Verhandlungen S. 95.

lassen, sondern bestimmt hervorzuheben, daß sie vorläufig noch nach unserer Aussprache die bestberechtigten sind. Auch scheint uns der Gebrauch in der Geschichte der Sprache ganz wohl begründet. Gehaltene Rede, welche die Norm für die Schrift abgiebt, zieht immer die vollen Formen vor, alle Verstümmelungen nehmen ihren Ausgang von der Verkehrssprache. Aus den alten vollständigen Formen gibest gibet entwickeln sich im Nhd. regelrecht Formen mit langem Vokal; denn überall tritt in offnen Silben mit kurzem Vokal vor folgender Media Dehnung ein. Hingegen aus den synkopierten Formen gibst gibt, die gleichfalls alt sind, kommen die nhd. Formen mit kurzem Vokal, indem hier wie sonst die mehrfache Konsonanz die alte Kürze schützte. giebt giebst also sind jüngere Zusammenziehungen aus giebest, giebet; gibt gibst ältere aus gibet gibest.

Während in den besprochenen Formen ĭ das ursprüngliche ist, haben fing, ging, hing ursprünglich diphthongischen Laut. In ihnen ist ie das historisch berechtigte Zeichen. Es hat sich lange gehalten. Schottel (S. 584 ff): fieng, gieng, hieng; ebenso Gottsched (S. 342); Bödiker (S. 228 ff.) fieng, gieng, hing; Adelung (1, 804): „Das Imperf. wird im Oberdeutschen, wie in allen Irregulären gedehnt, und von dieser Dehnung war die alte Schreibart fieng noch ein Überbleibsel. Allein, da kein Hochdeutscher weder dieses Imperfect, noch ging und hing dehnet, so schreibet man sie jetzt richtiger ohne e". Ebenso Heyse 1, 227. Die historische Schule bemüht sich für ie; da aber hier kein Zweifel sein kann, was die nhd. Aussprache verlangt[1]), so ist die gewöhnliche Schreibung anzuerkennen. — Dienstag schwankt zwischen ī und ĭ. Die Etymologie des Wortes ist durch J. Grimm klar gelegt. Im ersten Bestandteil steckt der Name des alten Kriegs- und Siegesgottes altn. Týr. Die regelmäßige niederdeutsche Form wäre tiestag, die oberdeutsche ziestag. Da man das Wort nicht verstand, traten schon früh Entstellungen ein: dinsdag, zinstag, dingsdach; unser Dienstag lehnt sich an Dienst, womit es etymologisch gar nichts zu thun hat. Die orthographische Konferenz nahm nur die Form Dienstag auf, ihr folgt die bayerische und die

1) Gr. 1^3, 372.

preußische Orthographie. Das weit verbreitete Dinstag dürfte man wohl daneben gelten lassen. S. A. Schmits, Rechtschreibung und Druckschrift S. 55. Staatsbürger. Zeitg. 26/2. 80. — Auch für Ziemer (Reh-, Hirschziemer) scheint Zimmer mit ĭ zuläſſig. Das Wort ist im Mittelalter aus dem frz. cimier aufgenommen, mhd. zimere, zimbere f., und lehnte sich sogleich an Zimmer = Bau, mhd. zimber, zimer stn. m. an; s. Weigand 2, 1175.

Viel Widerspruch hat die Bestimmung erfahren, daß die Endung -ier, -ieren in jedem Falle mit ie geschrieben werden solle[1]). Diese Endungen stammen aus dem Französischen, haben aber auf deutschem Boden selbständiges Leben entfaltet und führen eine Sippe, wie kein ursprünglich deutsches Suffix. Die Substantivendung -ier ist im Französischen -ier[2]), z. B. Offizier officier, Rentier rentier; die jetzige französische Aussprache verlangt ié, die deutsche entweder īr oder ié. Diese Verschiedenheit in unserer Aussprache weist auf zwei Einwanderungen; īr ist die ältere, ié die jüngere Form, in der wir dasselbe Suffix aufnahmen. Aber auch die Form īr hatte ursprünglich diphthongische Aussprache íer, der Diphthong wurde hier gerade so zusammengezogen, wie in den deutschen Wörtern vier, Dieb u. s. w.

Von den zahllosen Verben auf -ieren, „die von den Regierenden oben bis zu den buchstabierenden und liniierenden Schülern hinab wie Schlingkraut den ebenen Boden unsrer Rede überziehen"[3]), ist vor der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts nicht das geringste in Deutschland zu finden; erst mit der höfischen aus romanischen Quellen geschöpften Poesie brachen sie herein. J. Grimm sammelte aus dem Mhd. hundert und sechzig Wörter dieser Art; seitdem hat sich ihre Masse unabläſſig vermehrt; in dem Reimlexikon von Peregrinus Syntax (Leipz. 1826) sind über drittehalb tausend zu finden. Abschließende Vollständigkeit ist hier nicht möglich, da das Bedürfnis immer neu schaffen kann. Der Aus-

---

1) Wenige zustimmende Erklärungen habe ich gefunden: Schlesische Volkszeitung 13. 2. 80. Nr. 35. Tribüne 24. 2. 80 (doch nur bedingt). Weserzeitung 27. 2. 80. Nr. 11902.

2) Auch -ière in Manier manière.

3) J. Grimm, Über das Pedantische in der deutschen Sprache. Kleine Schriften 1, 343; dort wird über die Verba auf -ieren gehandelt.

gangspunkt dieser Bildungen ist die altfranzösische Endung -ier, die eigentlich nur solchen Verben gebührt, welche lateinischen auf -iare oder -igare entsprechen, z. B. essilier mlat. exiliare, chastier lat. castigare, allier lat. adligare alligare; dann aber wurde die Endung weiter übertragen: mangier ital. mangiare lat. manducare, laissier ital. lasciare lat. laxare, vengier lat. vindicare u. a; im Deutschen herrscht sie bei fremden Wörtern aller Art und tritt selbst an deutsche Stämme[1]): hausieren, hofieren, stolzieren. u. a.[2]). Diphthongische Aussprache kommt auch dieser Endung ursprünglich zu, und dem oberdeutschen Diphthongen ie entspricht in diesen Wörtern regelrecht nd. ê.

Die Anweisungen über die Schreibung der Endungen sind verschieden[3]). Schottel bespricht sie gar nicht; Bödiker (S. 572) führt neben der fremden Endung -et „aus dem Französischen und Italiänischen" auch „eine neue Endung auf ir oder ier" an[4]), in den Beispielen schreibt er überall -ier; von den Verbis auf -ieren spricht er nicht. Gottsched S. 186 schreibt -ier, die Verbalendung erwähnt er nicht und in seinem Verzeichnis der „richtigen Zeitwörter" hält er es verschieden. Meistens hat er iren auch in den deutschen Wörtern hausiren, stolziren, sowie in barbiren (trotz Barbier), in andern aber ieren: buchstabieren, gastieren, hofieren, handthieren, probieren, postieren, quartieren, clystieren, pitschieren, planieren, polieren, regieren. Adelung (2, 753) schreibt die Substantiva mit ier, und meint, auch die Verba, obgleich fremden Ursprungs, sollten billig auf deutsche Art -ieren geschrieben werden, da die Endung ein völlig deutsches Ansehen angenommen habe[5]): also „regieren, spatzieren, hanthieren, haselieren, obgleich in den meisten, zumahl wenn das Verbum selbst ausländisch ist, das i am häufigsten gebraucht wird, marschiren, decliniren". Heyse endlich (1, 227) formulierte die Regel, daß die Substantiva und

---

1) Gerade wie die fremde Endung -ei mhd. îe, z. B. Bäckerei, Brauerei u. v. a.

2) Aber nicht hantieren, aus frz. hanter. D. Wb. 4, 2, 466.

3) Zur Geschichte der Schreibung, vgl. Michaelis, Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens. 1880. S. 191.

4) Unter den Beispielen auch Bankier.

5) Dagegen mit Recht Heyse 1, 203 Anm.

ihre Ableitungen mit -ier zu schreiben seien, die Verba hingegen mit ir; nur regieren spazieren konstatiert er als Ausnahmen des herrschenden Schreibgebrauchs. Dies ist auch noch heute als der gemeine Gebrauch anzusehen, obwohl die historische Schule nicht ohne Erfolg sich für die Anerkennung des etymologisch richtigen ie bemüht hat. Nicht nur in den meisten Schriften von Germanisten findet sich dieses ie, namentlich in allen germanistischen Zeitschriften, auch in weitverbreitete Schulbücher, z. B. das Lesebuch von Hopf und Paulsieck, hat es Eingang gefunden; -ieren schrieb die hannöversche Orthographie vor; -ieren schreibt Sanders in seinem orthographischen Hilfsbuch.

Die Mitglieder der Orthographischen Konferenz urteilten verschieden; ein Teil unterstützte den Vorschlag Raumers, überall ie zu schreiben, denn sie sahen in der Durchführung der gleichen Schreibung eine Erleichterung der Schule. Andre sträubten sich dagegen. Die Majorität hielt es wenigstens für wünschenswert, daß die Ausnahmen beseitigt würden, und beschloß bei der ersten Lesung, daß in den Substantiven und ihren Ableitungen ie geschrieben werde, sonst aber einfaches i, also auch regiren, spaziren. In der zweiten Lesung aber kehrte man zu Heyses Regel mit ihren beiden seltsamen Ausnahmen zurück. „In regieren, Regierung, spazieren ist die Schreibung mit ie noch die übliche". In dem „noch" spricht sich die Sehnsucht nach einer besseren Zukunft aus.

Die bayerische Orthographie hat Raumers Vorlage wieder aufgenommen, die preußische ist ihr gefolgt. Es war kaum zu erwarten, daß diese Festsetzung eines längst in weiten Kreisen geltenden Gebrauches das Publikum so stark befremden werde. Im Landtag und in der Presse fand eine fast einstimmige Verurteilung Ausdruck. Man suchte die Abneigung zu rechtfertigen; dieses stumme e entspreche nicht dem phonetischen Prinzip. An und für sich nicht; aber da das phonetische Prinzip vor allem verlangt, daß derselbe Laut auf übereinstimmende Weise bezeichnet werde, und da zwischen quartieren und rangieren kein lautlicher Unterschied in der Endung besteht, sind beide mit ie zu schreiben, wofern man nicht auch in quartieren das e aufgiebt. Die Bezeichnung der Dehnung, sagt man weiter, gebühre nur den Stammsilben,

nicht den Endsilben; aber die Endung -ieren nimmt eine Ausnahmestellung auch in der Sprache ein, sie trägt den Hauptton. Ferner hob man hervor, daß Dehnungszeichen den Fremdwörtern nicht zukämen; aber wer zwingt hier das ie als Dehnungszeichen aufzufassen, es ist ja auch etymologisch begründet. Der einzige Grund, der sich aufrecht erhalten läßt, ist der, daß überwiegender Gebrauch in den meisten Wörtern einfaches i anerkennt, und daß es ungerechtfertigt ist, nach Maßgabe weniger Wörter viele zu ändern. Es ist möglich, daß der Widerspruch das Feld behauptet; dann wünschen und hoffen wir, daß doch der Streit nicht fruchtlos ende, daß man wenigstens nicht wieder die willkürliche Grenze errichte, die weder die Aussprache noch die Etymologie anerkennt. Will man sich nicht entschließen, überall ein allerdings sehr entbehrliches e zu schreiben, so lasse man es überall fort, wo es nicht gesprochen wird; man schreibe also Rentier, Portiere aber Barbir, Offizir. Das wäre ein dem Wesen der Sache entsprechender Fortschritt[1]). — Andere die sich dem von Heyse sanktionierten Gebrauch näher anschließen wollen, raten den Substantiven und ihren Ableitungen -ier zu lassen, im übrigen aber -iren zu schreiben, also auch regiren, spaziren[2]). Ich fürchte aber, daß man mit dieser scheinbar einfachen Regel doch nicht zum Frieden kommt. Es erheben sich dann wieder die Zweifel: heißt es der Polier oder Polierer, Tapezier oder Tapezierer. Ist die erste Form richtig, so müssen die Verba als Ableitungen angesehen und mit ie geschrieben werden, ist aber Polierer und Tapezierer das richtige, so wären die Verba das ursprüngliche, es gebührte ihnen einfaches i, und infolgedessen auch den Substantiven. Wie ist es nun?

§ 18. Dehnungs-h.

Das schlimmste Mittel, die Dehnung zu bezeichnen, ist das h. Einige, aber verhältnismäßig wenige Wörter, in denen es jetzt als Dehnungszeichen erscheint, haben es früher als wirklichen

1) Vgl. Didolff S. 83.

2) So zuerst die Majorität der orthographischen Konferenz und nach ihr Christ, Ausb. allgem. Ztg. 29. Dez. 1879.

Laut besessen; in ihnen ließe es sich also als ein Rest älterer Schreibweise auffassen[1]). Von den in § 18a—e angeführten Wörtern sind es folgende: Ähre mhd. eher; Dohle mhd. tâhele (s. Weigand 1, 377. Lexer Mhd. Wb. 2, 1396); erwähnen mhd. ge-wehenen; Gemahl, Mahlstatt, Mahlschatz zu mhd. mahel (Versammlung, Gericht, Verhandlung, Weigand 1, 649); Stahl mhd. stahel; Zwehle mhd. twehele zu twahan (waschen); Zähre mhd. zaher; Mohn[2]) mhd. mâhen; die Plahne (Decke) aus

1) Damit soll nicht gesagt sein, daß der Buchstabe hier gehegt, in anderen Wörtern verworfen werden soll. Für unsere Sprache ist das sogenannte organische h nicht mehr wert, als das unorganische, beide sind Dehnungszeichen. Vgl. S. 13.

2) Eine gelehrte, nicht uninteressante Abhandlung über dieses Wort giebt Frisch bei Bödiker S. 45: „Herr Bödiker schreibt es nach seiner Landsart und Meinung Mon, Herr Töllner sagt p. 86 seiner Teutschen Orthographie: der Man, aber p. 177 und 368 der Mon. Andere haben zwar auch Mon, aber wenn sie das Wort Samen dazu setzen, so wird Magsamen daraus. Da nun ein jeder unter diesen das seine für Hochteutsch ausgiebt, welchem soll ein Ausländer im Schreiben folgen? Dann da ist Mon, Man, Magsamen. Welches darunter ist durch die Dialectos eingeschlichen, denen man nicht folgen soll? Da muß die Etymologie das beste thun, und durch alles närrische Sprachkünsteln einen Strich machen. Der Man ist kein einheimisches Gewächs in Teutschland, sonderlich die große Art, dann die kleine, so wild wächst, hat einen andern und Teutschen Namen. Von wem haben dann die Teutschen dieses Gewächs oder diesen Samen bekommen? Nicht von Franzosen, nicht von Italiänern oder Spaniern, dann diese behalten das Lateinische Wort und verkrüppeln es nach ihrer Art. Übers Mer ist es nicht zu uns gekommen, dann da sezte man bald das Wort Mer dazu, wie zu Mer-Schwein, Mer-Zwiebel ꝛc., geschweige daß in solchen weitentlegenen Ländern das Wort Man schwer aus ihren Namen herauszubringen, und wir Teutschen noch andere Nachbarn haben, die eher unter uns gewesen, als andre Europäer. Wer Griechisch kann, wird zwar gleich auf das Wort μήκων kommen, von welchem auch die Lateiner ihr Meconis, ein gewisser Man-Kol, und Meconites, ein Manstein, behalten; Und er hat auch Grund, solches griechische Wort allen vorzuziehen: Aber die Wanderschaft solches Griechischen Wortes nach Teutschland, weil es durch den Lateinischen gewöhnlichen Canal nicht zu uns gekommen, wird ihm schwer zu erläutern sein. Wann man hingegen zu den Sclavonischen Sprach-Töchtern geht, findet man das μήκων klärer. Da heißt Papaver auf Bömisch, Russisch, Polnisch, Wendisch und anders mehr, Mak. Von diesen Völkern ist viel wahrscheinlicher dieses Gewächses Samen und Namen zu uns, oder mit den alten Teutschen selbst ins Land gekommen, wie μήκων zu ihnen, aus der Nachbarschaft. Diesem Grunde nach ist das a in diesem Worte besser als das o. Das g ist an statt des k. Wie soll man es

Plahen (Weigand 2, 357); Fehde mhd. vêhede; neben Bühl besteht noch Bühel, neben Lehn noch Lehen, neben Ohm Oheim, neben zehn zehen. Noch in einigen anderen Wörtern haben die Freunde historischer Schreibweise das h als organisch bezeichnet, indem sie annahmen, daß es durch Umstellung in die Stammsilbe geraten sei: befehlen mhd. befelhen; Föhre mhd. vorhe; Mähre (Pferd) mhd. merhe; *Sahl- oder Salweide mhd. salhe[1]); Möhre mhd. morhe. Daß aber eine solche Metathesis in der Sprache stattgefunden habe, ist durchaus unglaublich[2]), sie läßt sich nur für die Schrift annehmen, in der Weise, daß das Zeichen, welches nicht mehr gesprochen, aber beim Schreiben doch noch gehalten wurde, an verkehrte Stelle geriet[3]).

Ähnliche Erscheinungen, wie die Wörter Stahl, Gemahl u. s. w., zeigen mehrere Verba, deren Stamm auf ein ursprünglich lautendes h ausging. In der älteren Sprache heißt es sehen, flêhen, geschehen, smæhen u. s. w. mit deutlich vernehmbarem h (mhd. Ach-Laut); ebenso in den flektierten Formen siht, sâhen, flêhete, geschæhen, smâhte u. s. w. Allmählich verstummte das h, der Stammvokal wurde lang und nahm das e der Endung in sich auf. Wenn nun in solchen Wörtern die Schrift, länger als die Sprache, das h mit sich führte, so waren sie wohl geeignet, die Anschauung zu wecken, daß dieses h ein Zeichen für die Länge des vorher-

---

dann also schreiben? Magen? Da würden die Herren Unterscheidsmacher der Wörter ein Geschrei anfangen, nach dem Maße, als ein jeder ein Pedant wäre, und sagen es werde mit dem Worte Magen, stomachus, confundirt. So mag daher Man, dessen sich der Gebrauch noch mehr als des Mon annimmt, bleiben. Es wäre dann, daß man Mag mit einem doppelten a schreiben wollte: Maagsamen, Maagen. Dann die Bömische Sprache schreibt Mak, mit einem Accent über dem a, welcher ein langes, oder doppeltes a andeutet. Wodurch das Wort von Magen, stomachus, mit mehr Grunde unterschieden wird, als Waar, merces, von war, erat. Das n an Man ist nur von neuem angeflikkt, und scheint nicht von der Endung im Griechischen μήκων zu sein, als welche das Sclavonische Mak und das Teutsche Mag, im Composito Magsamen, schon ausgelaßen."

1) Ein anderes Sal steckt in *Salbuch, Salhof, Salgut; mhd. sal- (Weigand 2, 516. Lexer Wb. 2, 582 f.); die Schreibung mit h ist auch hier die gewöhnliche.

2) Vgl. Michaelis, Wörterbuch zur Rechtschreibung (1855), Vorrede. — Vorschläge S. 10.

3) Auch th für ht ist nicht selten. Weinhold § 178. 185.

gehenden Vokales sei. Das Schwinden eines inlautenden h, verbunden mit Vernichtung des folgenden unbetonten e und Dehnung des Stammvokales war besonders häufig in den mitteldeutschen Dialekten, und so finden wir denn auch in ihnen zuerst das h als Dehnungs- und Längezeichen verwandt[1]).

Im Laufe der Zeit hat dieses wunderliche Zeichen einen ziemlich bedeutenden Raum gewonnen, aber — wenn wir von dem th hier absehen und von den drei Wörtern Mahd, Draht, Naht[2]) — nur vor den Liquiden l r und den Nasalen n m[3]). Wenn es hier konsequent durchgeführt wäre, würde sein Gebrauch uns wenig grämen, aber ohne bestimmte Regel hat der Schreibgebrauch einem Teil der Wörter diese kostbare Gabe gewährt, einem andern versagt. Die gangbaren Wörter, die jetzt mit h geschrieben zu werden pflegen, zählt das Regelbuch auf[4]); es scheint ganz zweckmäßig, einmal die gegenüber zu stellen, welche kein h haben.

Die Dehnung ist nicht bezeichnet

a) vor l: Elend, grölen, holen herbeiholen, Mal (Zeichen) einmal, malen (mit dem Pinsel), Öl*, Qual, selig, schal, Schale, schmal schmälen, Schule*, schweben, schwül, Sole (Salzwasser), Spule, spülen.

b) vor m: Blume, verbrämen, Demut, Dom*, Feme[5]), flämisch,

---

1) Weinhold § 226. 227.

2) Sie verdanken das h der Verwandtschaft mit mähen, drehen, nähen; mit demselben Recht hätte man auch Nahdel, Gluht, Blühte, mühde, Mühdigkeit, Schuhster schreiben können.

3) Adelung 2, 740. Diese gegebene Schranke mißachtet Sanders, indem er unserer Schrift die Formen Kohks für Coaks, und Uhz, uhzen für Uz, uzen aufzudrängen sucht. Über Coaks s. unten. Uzen, wo die Länge des Vokales durch die Schrift schon deutlich bezeichnet ist, stammt „aus dem gaunerischen und ursprünglich jüdischen ûze". Weigand 2, 983.

4) Es wären etwa hinzuzufügen: Mahr (drückender Nachtgeist, Alp); die Ahm oder Ohm (auch m. und n. Weinmaß); Kahm oder Kahn (Schimmel), kahmicht, kahnicht; Prahm; der Lahn (Metalldraht); die Wuhne (ins Eis gehauenes Loch).

5) Etymologisch richtige Schreibung (mhd. vëme), vorgeschrieben in dem hannöverschen Orthographiebuch, angenommen von der orthographischen Konferenz, und darnach in b. p.; gewöhnlich Fehme.

*) Einige Fremdwörter von ganz deutschem Aussehen hatten Recht, in dieses Verzeichnis aufgenommen zu werden; sie sind mit einem Sternchen versehen.

Gram, Hamen, hämisch, Jemand, kam (von kommen), Kram, Krume, Name nämlich, bequem, Same, sämisch, Scham, Schemel*, Schemen*, Strom, Ungestüm.

c) vor n: Frone frönen, Gran*, grün, Honig, König, Krone*, Mond Monat, Plan*, Rum, schon schön, schonen, Schwan, Span, Spänen, Ton*, wenig.

d) vor r: Art, bar, Bart, Börde, Börse*, Bär, gebären Geburt[1]), gebaren Gebärde, empören, Erde, erst, Flor*, Flur, fror, gar, gären, Harz, Herd, Herde, Herold, hören, Hure, kor, klar, Märe*, Märchen, Meltau, Pferd, Quarz, quer, Schar[2]), Scharte, Schere scheren, schmoren, Schnur, schüren, schwären Geschwür, Schwarte, schwer Beschwerde, Schwert, schwören*, Schwur, sparen, Sporen, Spur spüren, Star[2]), Stär, Stör, stüren, Ur, Ware[2]), Warze, war waren, Wergeld, -wolf, werde, Werder, Wert, zart, zwar.

Dazu kommen dann noch ein paar einsilbige Wörtchen, die oft unbetont, zum Teil auch mit der ursprünglichen Kürze des Vokales gesprochen werden: er, der, den, dem, wer, wen, wem, vor, für, nun, her, dar. Die Bezeichnung der Dehnung unterbleibt hier aus demselben Grunde, wie die Konsonantverdoppelung in Wörtern derselben Art mit kurzem Vokal; s. ob. S. 114.

Wenn man die Verzeichnisse der Wörter mit und ohne h vergleicht, so sieht man, daß bei einigen der Wunsch gleichlautende Formen zu unterscheiden, die Schreibung bestimmt hat, z. B. Mal Mahl, Ur Uhr u. e. a. (s. Regelbuch § 20 Anm.); bei einigen Verben mag die Schreibung des Präsens und Infinitivs das Perfectum vor dem h geschützt haben: frieren fror, kommen kam u. dgl; aber auf die große Masse der Wörter findet diese Erklärung keine Anwendung. Viel bedeutender als diese logischen und grammatischen Gesichtspunkte hat hier, wahrscheinlich unbewußt, ein eigentümliches ästhetisches Gefühl gewirkt[3]). Wie die Sprache

1) Der Leser wird hier manche Wörter finden, in denen er kurzen Vokal spricht; meiner eigenen Aussprache ist die Länge nicht überall genehm. Die Bestimmung ist nach dem Reimwörterbuch von Peregrinus Syntax. S. unten S. 133.

2) Schar, Star und Ware werden gewöhnlich noch mit aa geschrieben.

3) Darauf machte zuerst Adelung aufmerksam, 2, 743. Heyse 1,221. Dieser ästhetische Grund schützte ehedem auch y st. i. Adelung 2, 762. „Es

durch die Dehnung kurzer Vokale ein Gleichmaß in den Stammsilben anstrebte, so suchte auch die Orthographie ein solches Gleichmaß. Stämme, die aus wenigen Buchstaben bestanden, erhielten einen Buchstaben gratis, der andern von der Natur reicher bedachten versagt blieb. Unter den Wörtern mit Dehnungs-h sind nur ganz wenige, die Doppelkonsonanz im Anlaut, noch weniger, die sie im Auslaut haben; unter den Wörtern ohne Dehnungs-h sind umgekehrt nur wenige, welche sowohl im Inlaut als im Auslaut einfachen Konsonanten zeigen; besonders ist zu beachten, daß von den zahlreichen Wörtern, die mit sch beginnen, kein einziges ein Dehnungs-h erhält[1]). Dieses sch, obschon ein einfacher Laut, nahm durch seine ungefüge Darstellung so viel Raum ein, daß man das Wort durch ein h nicht noch länger machen wollte. Jedoch zu ausnahmsloser Durchführung ist auch dieser Gesichtspunkt nicht gekommen; vgl. Öl, Name, Same, Elend, Bär u. a. — Die Bedeutung dieses ästhetischen Zuges in unserer Orthographie leuchtet noch mehr ein, wenn man sich erinnert, daß die Stämme mit kurzem Vokal und einfachem Konsonantauslaut Verdoppelung des Konsonanten erfuhren; so war auch für eine angemessene Verstärkung dieser gesorgt.

Durch diese Bemerkungen soll jedoch keineswegs der Gebrauch des Dehnungs-h gestützt und verteidigt werden. Alles, was existiert, muß eine Ursache seiner Existenz haben, die wir aufzuspüren bemüht sind; aber nicht alles, was seine Ursache hat, ist existenzberechtigt. Das Leben hat ein Recht darauf, zu beseitigen, was ihm nicht frommt; man ändert

ist ebenso, wie die Dehnungszeichen ein Stein des Anstoßes seit mehr als einem Jahrhundert gewesen, hat sich aber dessen ungeachtet in seinem Besitze behauptet, daher derselbe ohne Zweifel gegründete Rechte vor sich haben muß. Eines derselben ist unstreitig auch die Vollständigkeit des Wortes für das Auge, zumahl da es eigentlich und zunächst nur in einsylbigen Wörtern vorkommt, welche ein zu dürres Aussehen haben würden, wenn sie auf ein bloßes i endigen sollten." — Poetischer Frau Gottsched, in Gottscheds Grammatik S. 740: „Ein Wort, das sich mit einem i schließt, das kömmt mir wie ein verächtlich kleines Städtchen vor, so Tag und Nacht offen steht. Es wäre mir also leid, wenn E. H. an diesem guten Buchstaben zu einem andern Herostratus werden sollten". Vgl. auch Heyse 1, 233. Wir behelfen uns jetzt ohne das y, und würden h nicht schwerer entbehren.

1) Schaaf war ehedem gebräuchlich, Schaar bis in die neueste Zeit.

auch ein altes Gebäude nach dem Bedürfnis, auch wenn man recht gut weiß, aus welchen Gründen der Erbauer es so und nicht anders eingerichtet hatte. Welcher Vorteil unserer Schrift durch den erwähnten ästhetischen Gebrauch erwachsen sollte, ist schlechterdings nicht einzusehen; wohl aber, daß er in einem Fall, in welchem die Bezeichnung der Dehnung der Sprache noch am ehesten Vorteil leisten könnte, das Dehnungs-h zurückgehalten hat. Es ist oft hervorgehoben, daß, um die Quantität zu bezeichnen, eins genüge, entweder die Bezeichnung der Länge oder der Kürze. In Stammsilben, die nicht verschiedene Konsonanten im Auslaut haben, wird die Kürze regelmäßig durch die Verdoppelung bezeichnet; in Stammsilben dieser Art bedarf also die Dehnung keines besonderen Zeichens: Jar, mer, Kol sind ganz unzweideutig mit langem Vokal zu lesen, weil, wenn der Vokal kurz wäre, Jarr merr Koll geschrieben sein würde. Nur in einem Fall ist die Kürze durch die Konsonantverdoppelung nicht bezeichnet, nämlich dann, wenn der Stamm auf Doppelkonsonanz ausgeht, z. B. hart; und grade in diesem Fall enthält uns die Ästhetik des Schreibgebrauches das Dehnungs-h vor: Art, Bart, zart u. s. w. Von allen Wörtern, in denen auf langen Stammvokal verschiedene Konsonanten folgen[1]), haben nur ahnden, fahnden, Fahrt, Fährte, Gefährde[2]) eine durch das h gesicherte Aussprache. — Zwei sich kreuzende Strömungen, beide gleich unberechtigt und ohne ausreichende Kraft, haben unseren wirren und unkonsequenten Gebrauch hinterlassen.

Aber wir wollen nichts verschweigen, was zu Gunsten des Dehnungs-h angeführt werden kann. Daraus, daß die Stammsilben ohne das h als lang kenntlich sind, folgt nicht seine Entbehrlichkeit in der Schrift; denn in unserer Schrift werden die Stammsilben als solche nicht bezeichnet. Sie erscheinen in der Verbindung mit Flexionen und Ableitungssilben, die mit einem Konsonanten beginnen; die Bildungen an sich lassen oft nicht erkennen,

---

1) Siehe das Verzeichnis von Michaelis, Vorschläge S. 11.

2) In Fahrt, Fährte, Gefährte stützt das h die Verwandtschaft mit fahren, in Gefährde die mit Gefahr. — In Kauffartei (zu fahren) ist a kurz, deshalb fehlt hier h (vgl. Wollust, Herzog u. a.); in Hoffart, hoffärtig, gilt die ursprüngliche Kürze neben der Länge. Weigand 1,815.

ob dieser Konsonant zur Ableitungssilbe gehört oder zur Stammsilbe, also auch nicht, ob die Stammsilbe auf einen einfachen Konsonanten ausgeht, der in Folge der Vokallänge unverdoppelt geblieben ist, oder auf mehrfache Konsonanz, die der Verdoppelung nicht unterliegt, und kurzen Vokal vor sich zu haben pflegt[1]). Nehmen wir z. B. an, in dem Stamm Pfahl würde die Dehnung nicht bezeichnet; die einfache Form pfal wäre unzweideutig, das a durch den Mangel der Konsonantverdoppelung als lang kenntlich; nicht so das Deminutivum pfälchen. Hier könnte man an und für sich die Bildung pfäl-chen annehmen, dann wäre das ä lang, oder aber pfälch-en, dann wäre es kurz; pfählchen hebt den Zweifel auf. In diesem Beispiel wird die meisten das h dennoch entbehrlich dünken, weil wir nur ein Wort pfälchen in unserer Sprache haben, kein pfălchen. Einige Stämme aber giebt es wirklich, in denen, wenn man auf das h verzichtet, verschiedene Wörter in der Schrift zusammenfallen. Das Adjectivum kühn ist in dieser Form, auch wenn man das h wegläßt, deutlich bezeichnet; anders aber der Superlativ Kühnste. Die Schreibung Künste würde die doppelte Auffassung als Kün-ste und Künst-e gestatten. Ebenso ist es mit dem Stamm Haar; har wäre deutlich; hart aber zweifelhaft, entweder das Adj. hart (durus), oder die 3 P. Sg. des Verb. haaren, z. B. der Pelz haart. Hahn wäre zweifellos auch ohne h, aber der Genetiv ohne Dehnungszeichen würde mit dem Eigennamen Hans zusammenfallen. Es kann also nicht geleugnet werden, daß das h zur Deutlichkeit beiträgt, und in einigen Fällen Unterscheidungen der Sprache für die Schrift sichert. Nur fragt es sich, ob diese Genauigkeit von irgend erheblichem Nutzen ist. Kaum für den Lexikographen, denn ihn zwingt die sporadische Geltung, die das h in der gemeinen Schrift hat, doch zur Anwendung besonderer Quantitäts-Zeichen; noch weniger für die große Masse der Schreibenden und Lesenden, denn wir lesen nicht einzelne Wörter, sondern sinnvolle Sätze; der Zusammenhang hilft über die Zweifel fort, ja er läßt sie gar nicht aufkommen, da die natürliche Entwickelung der Gedanken auf die sinngemäße Auffassung zuerst führt. Mit Mühe und Not muß

---

1) Vgl. Didolff, N. Jahrb. f. Phil. und Päd. II. Abth. 1878. S. 78 f.

man einzelne Sätze ausklügeln, die geeignet sind, den Leser irre zu führen. Um ihrer willen sich einem durch seine Inkonsequenz lästigen Schreibgebrauch zu unterwerfen, scheint nicht gerechtfertigt. Eben solche zweideutige Formen, wie sie in den angeführten Fällen durch die Beseitigung eines h entstehen können, begegnen auch von solchen Stämmen, denen der Gebrauch kein h gewährt hat: das Perfectum sparte von sparen fällt mit dem Substantivum die Sparte zusammen, das Perfectum von schelten mit dem von schalen (sie beschalten, schalten aus), Störchen kann Dat. Plur. von Storch sein, oder Deminutiv von Stör u. a. Unsere Schrift verliert hier durch den Mangel des Dehnungszeichens nicht mehr und nicht weniger als dort.

Der Kampf gegen das Dehnungs-h wird seit langer Zeit geführt, ohne namhaften Erfolg[1]). Wenn manche Wörter, die man jetzt ohne h zu schreiben pflegt, in älteren Büchern das h haben, so findet man auch das Umgekehrte. Im einzelnen das Schwanken und den Streit zu verfolgen, lohnt kaum der Mühe; nur zwei alte Gewährsmänner will ich hier als Repräsentanten der verschiedenen Ansichten anführen; sie zeigen, daß die wesentlichen Gründe pro und contra längst erschöpft sind. Wippel S. 18 sagt: „Mit dem H, welches verlängern soll, steht es so und so. Bedarf man dieses H in der teutschen Sprache? Man bedenke auf solche Frage folgende Sätze:

1. Andere Sprachen wissen von keinem Verlängerungs-H. Die Lateiner schreiben nicht amahre, sondern amare.

2. Man hört das H in der Aussprache nicht. Warum soll man es schreiben? Das Schreiben muß sich ja nach der Aussprache richten; weil es eigentlich nichts anders ausdrukken soll, als, was aus dem Munde schallet.

3. Man müßte alle lange Laut-Buchstaben entweder gedoppelt schreiben, oder ihnen allen ein H anhängen. Da nun in vielen Sylben, die doch wirklich lang ausgesprochen werden, weder das eine noch das andere geschiehet; warum hält man in einigen Worten so sehr auf das H?“ Wippel gegenüber steht sein Zeitgenosse Gottsched. Der giebt S. 90 die unübertreffliche Regel:

---

1) Vgl. Raumer, Verhandlungen S. 62.

„Man setze das h zu denen Selbstlautern, die einer Verlängerung bedörfen, bey denen aber nicht, die solche nicht nöthig haben. Z. E. in den letztern, wie auch in holen (arcessere), malen (pingere) war es ganz unnöthig: aber in wohl, hohl, Höhle, Mahl, mahlen (molere) ist es zum Unterschiede nöthig.“ Daß dieser Grund nur für die wenigsten Wörter paßt, ist klar. Gottsched fügt deshalb eine Anmerkung hinzu: „Man kann sich davon noch mehr durch die Exempel und durch den Augenschein überzeugen. Welches Auge stößt sich nicht daran, wenn mancher schreibt: Die Wal ist ser übel geraten; die Gefar ist nicht mer zu vermeiden; Du wirst mit deiner Lere ser kal bestehen; Diesen Feler wird man notwendig übel nemen; Die Zal derer, die iren Wonplatz verlassen u. d. m. Will man gleich sagen, daß käme nur von der Gewohnheit her und könne zu keiner Richtschnur dienen: so dient doch zur Antwort: in Sprachen sey die Gewohnheit oftmals ein Tyrann, dem man folgen müsse. Horaz saget: Si volet usus, quem penes arbitrium est et vis et norma loquendi. Hier ruft mir ein gelehrter Sprachkenner zu: Hic animis opus, Aenea, est hic pectore firmo! und will mich bereden, mich auf den zerbrechlichen Rohrstab des Gebrauches, wie er spricht, nicht zu verlassen. Allein, die in diesem Falle mir schuldgegebene gar zu große Bescheidenheit wird mir vielleicht von mehreren für eine Tugend, als für ein Laster ausgeleget werden. Ich darf zu meiner Rechtfertigung den Hrn. Verfasser als einen gelehrten Mann, nur auf den Quintilian verweisen, der dem Gebrauche im Lateine, wo nicht mehr, doch gewiß eben so viel eingeräumet hat. Kühner mag ich nicht seyn, einer ganzen Nation zu widersprechen. Wenigen Neuerungsbegierigen zu folgen, das würde mich und die Sprache lächerlich machen. Wer mehr Herz hat, der versuche sein Heil!“[1])

th hat einen andern Ursprung, es findet sich schon in Denkmälern höchsten Alters und bezeichnete einen eigentümlichen, dem englischen th gleichen Laut[2]). In Deutschland wurde aber dieser Laut früh aufgegeben; es trat, zuerst in Ober-, dann auch in

1) Vgl. Adelung 2, 740 ff. Heyse 1, 201.

2) Adelung 2, 776; bezweifelt von Heyse 1, 239; vgl. Gr. 1, 525 f.

Niederdeutschland d an seine Stelle. Im Niederdeutschen fielen dadurch zwei verschiedene Laute zusammen; der Artikel der und das Subst. dag lauten jetzt gleich an, früher hieß es ther, dag. Im Hochdeutschen blieben die Laute geschieden, weil d in t übergegangen war: Tag. Aber obschon der Laut th aufgegeben war, blieb doch das Zeichen; in mitteldeutschen Schriften kommt es häufig sowohl für t als für d vor[2]); man liebte es, das th anzuwenden, wo der Dialekt d bot, das Hochdeutsche aber t verlangte.

Allmählich wurde das th auf gewisse Wörter beschränkt; der Gebrauch setzte sich fest, ähnlich wie in der Sonderung des f und v, nur noch weniger durch erkennbare Gesichtspunkte geleitet und geregelt wie jene. Daß das h neben t eigentlich kein Dehnungszeichen war, konnte man aus Wörtern mit kurzem Vokal (Wirth, Thurm) und solchen, deren Länge schon sonst kenntlich war (Thier, theuer), schließen, aber die Grammatiker faßten es doch auch hier so auf. Deshalb verlangten Schottel (S. 212) und Bödiker (S. 39 f.), man solle das h hinter den Vokal setzen: Muht, Noht u. dgl., und Frisch setzte auseinander, daß es neben eigentlichen Diphthongen nicht nöthig sei (S. 40): „als für theilen kann man wol schreiben teilen, wie man heilen, Meile und andre schreibt. Der eigentliche Diphthonge ist seiner Natur nach schon lang und braucht keines Verlängerns durch das h. Also kann es auch bei Thau wegbleiben, wie bei tauffen, taub, tauschen &c. denn es hat es nur die albere und unnöthige Unterscheidung des Worts Tau darein gebracht. In theuer ist es aus gleicher Ursache unnöthig, wie man es nicht in Teutsch, Teufel &c. braucht." Andere aber leisteten dieser Auffassung Widerstand. Das th berührte sich zu augenscheinlich mit dem griechischen ϑ und dem dafür in deutscher und lateinischer Schrift üblichen th, als daß es die Gelehrten nicht als eine besondere Zierde in der sonst so barbarischen Sprache hätten hegen sollen. Schottel zwar ist verständig genug, es als ungründlich zu erkennen, „daß etliche die Uhrsache vom Grichschen ϑ nehmen wollen; was gehet das Grichsche ϑ die Teutsche Buchstabe oder Wörter an?" Auch der kenntnisreiche Frisch durchschaut

1) Weinhold § 184.

die Richtigkeit dieser Berufung auf das Griechische. Aber die pedantische Gelehrteneitelkeit im Stamme Teuts war groß: „In Thier wird man das th schwerlich auslaßen, sagt Frisch S. 40, weil man die Übereinkunft mit θὴρ vorschüzen wird; wie dieses wegen des th auch im Worte Thür kann eingewendet werden wegen θύρα[1]." An Gottsched fand diese Richtung einen einflußreichen Fürsprecher: er weist auf die Beziehung zum griechischen θ, ferner auf die Denkmäler altfränkischer Sprache, Ottfried und Tatian, in denen sich oft th finde, wo jetzt d gelte: thaz das, thing ding, thesemo diesem u. s. w.; er erwähnt weiter, daß dem niederdeutschen d oft ein oberdeutsches t entspreche, und kommt durch diese Gelehrsamkeit endlich zu dem Satz: „Das th muß man bei allen deutschen Wörtern, wo es gewöhnlich ist, behalten, wenn es im Plattdeutschen das d ausdrücken muß." Der bedingende Zusatz ist ganz überflüssig, da dem oberdeutschen t regelmäßig nd. d entspricht, und wenn er etwa noch Bedeutung haben könnte, so wird sie aufgehoben durch die Worte „wo es gewöhnlich ist". Gottsched verwahrt sich ausdrücklich davor, daß man das th in alle Wörter einführe, wo im Plattdeutschen ein d steht; „denn sonst würden wir abermal unzählige Neuerungen anfangen müssen, als wenn man es ganz abschaffen wollte." Er erkennt eben einfach die Gewohnheit an, und freut sich, ihr eine gelehrte Stütze leihen zu können[2].

Seitdem aber J. Grimm seine Grammatik geschrieben hat, weiß man oder könnte man wenigstens wissen, daß es mit dieser alten Weisheit eitel Blendwerk war, und so konnten die Angriffe auf das th, das dem Phonetiker ebenso wenig gefallen konnte als dem Historiker, mit Hoffnung auf Erfolg erneuert werden. In Monat wurde die Schreibung ohne h allgemein, in Heimat, wo -at gleichfalls Ableitungssilbe ist, ließen es viele weg[3]), nicht wenige auch in Armut, Wermut, Wismut, Zierat, denn auch diese Wörter sind mit Ableitungssilben, nicht durch Zusammensetzung mit Mut und Rat gebildet. Andere gingen noch weiter, und

1) Prophetischen Blickes ahnte er die Polemik Auerbachs gegen die Beschlüsse der orthographischen Konferenz.

2) Vgl. Adelung 2, 779.

3) Vgl. Heyse 1, 240.

ließen namentlich das h im Auslaut fallen, so daß das Berliner Regelbuch schon in den ersten Auflagen bemerkte, das h hinter dem t sei im Schwinden begriffen. Die orthographische Konferenz beschloß einstimmig die Beseitigung des wankenden unnützen Zeichens. Die Verfasser der bayerischen Orthographie wagten nicht so weit zu gehen; sie beseitigten das th nur im Auslaut[1]), wo die Unsicherheit und das Schwanken am größten war, und in den Endungen -tum, -tüm, da in Endsilben überhaupt nicht die Quantität bezeichnet wird; dagegen am Anfang der Wörter behielten sie dasselbe in allen Fällen bei, in denen es überhaupt als Dehnungszeichen angesehen werden kann, d. h. wo ein einfacher Vokal folgt. Es ist diese Einschränkung eine Koncession gegen die Leute, welche von der Furcht beherrscht sind, die Beseitigung eines solchen h möchte die Schrift unverständlich machen. Ich wünschte, diese Koncession wäre nicht gemacht; aber immerhin ist die Bestimmung der bayerischen Orthographie besser als der frühere schwankende Gebrauch, er hat für den Auslaut allem Zweifel ein Ende gemacht, im Anlaut den Gebrauch des h wenigstens durch eine klare und leichte Regel begrenzt. Die preußische Orthographie hat diese Bestimmungen acceptiert.

Wer weiß, welchen Widerstand von jeher orthographische Neuerungen gefunden haben, konnte dadurch nicht überrascht werden, daß auch diese so rücksichtsvolle Beseitigung des th bei den Freunden ihrer Gewohnheit Mißmut hervorrufen werde. Überraschen aber mußte, daß man für den schlechten Gebrauch eine neue wissenschaftliche Stütze finden würde. Das litterarische Centralblatt hat das Verdienst dieses neue Bollwerk errichtet zu haben, Sanders ruft Alldeutschland zu seiner Bewunderung herbei: „Nichts galt seit Jahren für ausgemachter", heißt es da (1880 S. 54—58), „als daß die h neben dem t vom Übel seien,

1) Daß der Völkername Gote das gemeinhin übliche th verloren hat (vgl. Verhandlungen S. 93) ist nicht in dieser Bestimmung begründet. Die griechischen und lateinischen Schriftsteller schwanken in der Überlieferung des Namens zwischen t und th; aber die einzige Stelle, wo wir den Namen in gotischer Aufzeichnung selbst finden, gewährt t, und dieses ist als der etymologisch richtige Laut anzusehen. Zschr. f. d. A. 9,243. — Übrigens stehen Orts- und Völkernamen nicht außerhalb der sprachlichen Entwickelung; wenn man rot schreibt, wird man auch Rotenburg schreiben müssen. Vgl. Kölnische Ztg. 24. 2. 80.

und ein junger Germanist von idealem Eifer ließ es gewiß seine erste wissenschaftliche Heldenthat sein, sich dieser h zu entledigen. Heute lehrt uns bereits die Lautphysiologie, daß hier die Schreibung th die richtige sei, da es sich wirklich um einen zusammengesetzten Laut handele, um ein t + h". Ja, die Lautphysiologie lehrt, daß wir aspirierte Tenuis sprechen, und der gesunde Menschenverstand lehrt, daß diese Entdeckungen der Lautphysiologie für unsere Orthographie ganz gleichgültig sind. Den Unterschied zwischen der deutschen Tenuis und der reinen Tenuis lehrt uns die Lautphysiologie nicht erst heute, es ist eine längst bekannte Sache, auf die Brücke schon in der ersten Ausgabe seiner Lautphysiologie hinwies (S. 58): „Wir Deutschen aspirieren vor Vokalen die Tenuis fast immer, wenn gleich nur schwach, so daß unser daran gewöhntes Ohr es gar nicht mehr bemerkt; es wird uns aber sogleich auffällig, wenn wir die reinen Tenues hören, welche die Slaven beim Deutschsprechen zu bilden pflegen[1])". Es ist klar, daß wir gar keine Ursache haben, diesen eigentümlichen Charakter der deutschen Tenuis durch besondere Zeichen auszudrücken; denn der Zweck der Schrift, dem Lesenden das gesprochene Wort zu vergegenwärtigen, würde dadurch nicht um ein Haar gefördert; es ist ferner klar, daß, wenn wir unserer Schrift diese für den praktischen Zweck ganz überflüssige phonetische Genauigkeit geben wollten, die Bezeichnung der Aspiration nicht auf das t beschränken dürften; und endlich, daß am wenigsten die in unserer Orthographie hergebrachte inkonsequente Anwendung des th durch die Wahrnehmung der Physiologie gerechtfertigt ist. Es ist ein schändlicher Mißbrauch, wenn die Entdeckungen der Wissenschaft dazu benutzt werden, das ununterrichtete Publikum zn blenden[2]).

1) Wippel S. 20 bezeichnet das h neben dem t als Aspirations-h und verlangt, daß es gesprochen werde. „Wenn das nicht geschehen sollte oder könnte, so wären diejenigen unsinnig gewesen, welche ein Ch, Ph und Th erfunden haben. Man muß also Christus nicht Kristus, Chor nicht Kor u. s. w. sprechen. Bei dem Th wird dieses etwas schweres oder gar unmögliches scheinen. Es ist keins von beiden. Man kann die Aussprache des h im Th schriftlich nicht so zeigen. Wer es aber versucht, ob das h darinn könne mit berürt werden, der wird es allerdings finden". Ist hier nur grammatische Tüftelei anzunehmen oder auch Beobachtung? — Über den Umfang der aspirierten Aussprache s. Kräuter, Kuhns Zschr. 21, 41.

2) Vgl. Raumer, Verhandlungen S. 59. Anm.

Eine Anmerkung schützt das th, abgesehen von den Fremdwörtern, die eigenen Regeln folgen, in den deutschen Eigennamen wie Bertha, Günther, Walther, Lothar, Diether, Mathilde. Ich wüßte nicht viel zum Lobe dieser Bestimmung zu sagen. In Bertha ist das h nicht einmal etymologisch gerechtfertigt, die ältere Form ist berhta, das h hinter dem t ist sprachlich ebenso wenig begründet wie das h vor dem l in befehlen mhd. befelhen. Die andern Namen sind Zusammensetzungen, deren zweiter Bestandteil ursprünglich mit h anlautete, da wir aber das h längst nicht mehr sprechen, so sollte man es auch nicht mehr schreiben; schreibt doch auch Niemand Junkher (aus jungherre entstanden), und deutsche Vornamen sollten nicht anders behandelt werden als deutsche Appellativa[1]).

In § 19 sind Wörter angeführt, deren Stammsilbe auf h ausgeht. Man findet nicht selten die Vorschrift, daß das h hier gesprochen werden müsse[2]); der Aussprache ist diese Vorschrift nicht gemäß[3]); wir sprechen säen (serere) nicht anders als sähen (viderent), seihen (colare) nicht anders als seien (sint). Ohne daß die tönende Stimme durch den tonlosen Hauch unterbrochen würde, gehen wir von dem einen Vokal zum andern über. Die meisten dieser Wörter haben in früherer Zeit ein vernehmbares h (= nhd. ch) gehabt, und häufig weisen verwandte Wörter mit einem ch oder g auf den alten Konsonanten hin: bähen mhd. bæhen, gedeihen mhd. dîhen, dazu Prtc. gedigen nhd. gediegen; drehen mhd. dræhen (auch dræjen), vgl. Drechsler mhd. dræhseler drehseler; fahen mhd. vâhen, dazu Prf. vienc, Prtc. gevangen; im Nhd. herrscht ng auch im Präsens; flehen mhd. vlêhen; fliehen mhd. fliehen, 2 P. Prf. fliuhest fliuhet; Imp. fliuh, nhd. fleuchst fleucht fleuch vgl. Flucht; Floh mhd. vlôch; Häher mhd. hëher; Höhe, hoher zu hoch mhd. hôch; in Hoffart ist das h dem folgenden f assimiliert; jäh, Jähe mhd. gæhe, dazu jach Adv. mhd. gâch;

1) Vgl. Michaelis, Vorschläge S. 23 f. Grimm wollte alle Eigennamen den Gesetzen unterwerfen, welche für die andern Wörter gelten. Kl. Schr. 1, 350. 5, 349. D. Wb. 1, LXI.

2) Adelung 2, 746. Vgl. über diesen Abschnitt jetzt Michaelis, Beiträge zur Geschichte der deutschen Rechtschreibung (Berlin 1880). S. 118 f.

3) Verhandlungen S. 92.

Lehen mhd. lêhen; leihen mhd. lîhen; Lohe (aufwallende Glut) mhd. lohe, gehört mit Licht, leuchten zusammen[1]); nahe mhd. nâch näher, nächste, Nachbar; rauh mhd. rûch, rû; das Wort existiert im Nhd. in beiden Formen mit differenzierter Bedeutung: rauh (uneben, unfreundlich), Rauheit, und rauch (mit Haaren bewachsen), Rauchwerk, Rauchwaaren (Pelzwaaren); Reh mhd. rêch, dazu des Femin. Ricke; reihen (serere) mhd. rîhen, dazu die Reihe mhd. rîhe, aber auch Riege mhd. rige; geruhen mhd. ruochen (sich um etwas bekümmern), dazu ruchlos; geschehen mhd. geschehen, Geschichte; Schlehe mhd. slêhe; schmähen mhd. smæhen, schmählich smæhelîch, Schmach mhd. smæhe, smâhe; Schuh mhd. schuoch schuo; Schwäher mhd. swëher, vgl. Schwieger, Schwager; sehen mhd. sëhen, Gesicht; seihen mhd. sîhen; spähen mhd. spëhen, dazu der Specht (Weigand 2, 753); Truhe mhd. truhe; Vieh mhd. vihe; Weihe (Heiligung), weihen mhd. wîhe, -en; zähe mhd. zæhe; Zehe mhd. zêhe; zehen mhd. zëhen; zeihen mhd. zîhen, Inzicht, bezichtigen; ziehen mhd. ziehen, Zucht. — Während das anlautende h vor Vokalen sich bis jetzt als deutlich vernehmbarer Hauch erhalten hat, schwand es im Inlaut zwischen Vokalen früh dahin, und schon im Mhd. wird es oft ganz weggelassen.

Noch früher unterlagen die Halbvokale w und j, wenn sie nicht im Anlaut standen, einer mangelhaften Artikulation. Schon im Ahd. wechselt in manchen Wörtern j mit w, was teils in der sprachlichen Bildung der Wörter begründet ist, teils auf den geringen Lautwert hinweist; auch h tritt schon im Ahd. für j ein, oder jedes Konsonantzeichen fehlt. Im Nhd. sind die Laute verstummt[2]); j und w werden im In- und Auslaut nirgends geschrieben, das h, das oft an ihre Stelle getreten ist, bezeichnet keinen hörbaren Laut. h für j steht in blähen, krähen[3]) Krähe, mähen, nähen, wehen; blühen, brühen Brühe, glühen, mühen, sprühen; früh, Kuh Kühe. Für w steht es in drohen, Ehe, froh,

---

1) In dem Regelbuch ist Lohn Druckfehler (jetzt berichtigt).

2) Hinter Konsonanten ist altes w öfters in b übergegangen: falb (neben fahl), gelb, Milbe, Farbe, gerben, Sperber, mürbe; j in g: Ferge, Scherge.

3) Krächzen war im Regelbuch mit Unrecht neben krähen gesetzt; es gehört zu Krach. Der Fehler ist später beseitigt.

Lohe (Eichenrinde), roh, ruhen Ruhe, Stroh, die Wehe[1]), der Weiher (Fremdwort lat. vivarium).

Für g ist h eingetreten in Geweih md. gewîe mhd. gewîge zu wîc (Kampf vgl. wîgant); Reiher (ardea) mhd. reiger; Reihen oder Reigen (Tanz) mhd. reie, md. reige. — In manchen Wörtern entspricht ihm kein konsonantischer Laut der älteren Sprache: ehe (Conj.) mhd. ê, stehen mhd. stên, gehen mhd. gên, bejahen ist eine neue Bildung.

Etymologisch ist das h also zum Teil begründet; in der jetzigen Sprache aber hat es keinen Halt mehr und die in der Schrift geltende Niedersetzung ist erst allmählich erfolgt. Die angeführten Wörter sind Pura, ebenso gut wie schreien, speien, kauen, bauen, freuen, streuen, blau, grau, Klaue, Braue, See, Schnee, Klee, Klei, Ei, Blei, Brei, zwei, drei. Bildungen ganz ähnlicher Art haben verschiedene Festsetzung erfahren: froh, Stroh, roh haben ein h erhalten, Klee, Schnee, See, deren Stamm gleichfalls auf w ausging, entbehren desselben; aus wæjen ist wehen geworden, aus sæjen säen.

§ 20. Vokalverdoppelung.

Das natürlichste Mittel, die Länge eines Vokales zu bezeichnen, ist wohl seine Verdopplung[2]); im Hochdeutschen wurde dieses Mittel frühzeitig angewandt, im Niederländischen hat es sich erhalten, das Neuhochdeutsche macht nur spärlichen Gebrauch davon in wenigen Wörtern. Schottel (S. 201 f.) meinte, zwei verschiedene Grade der Länge unterscheiden zu können, das Dehnungs-h gebe dem auszusprechenden Ton „eine gleichsam etwas hauchende Länge", die Verdoppelung hingegen bezeichne den rechten Langlaut. Obgleich nun unzweifelhaft die Dauer langer Vokale in unserer Sprache mannigfach variiert, so ist doch die Annahme, durch die Schrift werde diese Verschiedenheit bezeichnet, bloßer Wahn. Richtig dagegen ist Bödikers Wahrnehmung, daß der gezogene,

---

1) Das Adv. weh ist mhd. wê g. vai; h ist nicht organisch, s. Weigand 2,1064.

2) D. Wb. 1, LVII.

gleichsam verdoppelte Vokal besonders in einsilbigen Wörtern erklinge[1]).

Die Anwendung der Verdoppelung ist auf die Vokale a, e, o beschränkt. ä, ö, ü werden ausgeschlossen sein, weil man sie als Doppellaute ansah[2]); für ī galt längst ie; die Verdoppelung ii mochte man auch mit Rücksicht auf ü meiden[3]), sowie uu mit Rücksicht auf w[4]). Warum nun aber in den so gezogenen Grenzen die Verdoppelung auf so wenige Wörter, und grade auf diese bestimmten Wörter beschränkt wurde, wüßte ich nicht anzugeben. Bei einigen kann das Bedürfnis, sie von gleichlautenden Stämmen mit h zu unterscheiden, gewirkt haben; vgl. Aal Ahle, Beere entbehren, Heer hehr, leer Lehre, Moor Mohr, Beet bethen Gebeth[5]); andere mögen dem h ungünstig gewesen sein, weil sie nicht auf l, m, n, r ausgingen, wieder bei andern ist der niederdeutsche Ursprung zu beachten: Moor, Geest, See, Boot, Theer[6]).

Der Gebrauch hat vielfach geschwankt; manche, wie Wippel (S. 39, vgl. Gottsched, S. 712) verwarfen die Verdoppelung ganz; Gottsched und Adelung schützten sie, suchten aber doch, sie zu beschränken (s. Gottsched S. 723 ff.); Adelung namentlich zog das weiter verbreitete h vor (2, 754). Die bayerische Orthographie, der die preußische folgt, hat im allgemeinen, wo Schwanken stattfand, die einfachere Form vorgezogen. Die Wörter, die noch heute zuweilen oder oft mit Doppelvokalen gefunden werden, sind in § 20 aufgezählt. Der einfache Vokal wird in manchen dieser Wörter schon von Gottsched, in andern von Adelung vorgeschrieben. Herd G. A. u. a. — Heerde G., Herde A. —

1) Vgl. Sievers Lautphysiologie S. 117.

2) Gottsched S. 45.

3) So nimmt Adelung 2, 751 an.

4) w ist nichts als verdoppeltes v; daher der englische Name des Buchstabens. — Schottel S. 202: „Der Langlaut in oo möchte sich in Hochteutscher Mundart nicht leichtlich finden. Die Niederländer und Niedersachsen aber pflegen diesen Langlaut ofters zn gebrauchen. Der Langlaut uu ist gleichfalls im Niederländischen bräuchlich, der Hochteutschen Mundart und Rechtschreibung nicht viel bekant."

5) Das war die früher übliche Schreibung.

6) Krakeel, niederl. krakeel; Kaneel, niederl. kaneel, frz. canelle, mlat. canella; Paneel, niederl. paneel, mlat. pannellum, altfrz. panel; Galeere, ital. galera, frz. galère.

Loos (sors) G.[1]) Loos auch Los A., Loos Heyse. — Maaß G., Maß A., „da es ohnehin Vollständigkeit genug hat“; ebenso Heyse, aber auch jetzt noch vielfach mit aa, namentlich im lateinischen Druck, wo der hergebrachte mangelhafte Gebrauch von ſſ für ß Verwechslung mit Masse nahe legt. — quer A. — Schaf G. — Scham G. — Schaale (lanx), Schale (putamen) G., Schale (in beiden Bedeutungen) A. — Schaar G., Schaar, „wofür doch auch Schar“ A., Schaar Heyse. — Schoß (tributum), Schooß (gremium) G., Schoß, Schoos oder Schos A., Schoſs, Schoß Heyse[2]). — selig G. — Staar in beiden Bedeutungen G. Staar in den Augen, Stahr Krankheit scheidet A., ebenso Heyse. — Wage, Wagen; aa weder bei G., noch bei A., noch bei Heyse. — Waare G., A., Heyse. — baar, barfuß G., bar in allen Bedeutungen A., Heyse.

Von den angenommenen einfacheren Schreibungen am wenigsten verbreitet ist Ware, obschon das Unnütze des aa grade in diesem Worte schon Frisch hervorhob (s. ob. S. 129 Anm.)[3]); jedenfalls hätte man sich mit gleichem Recht zu schel[4]), und vor allem zu par Par entschließen können, in welchen beiden schon Adelung das einfache a gelten läßt.

Unter den Wörtern mit ee sollte nach der Entscheidung des Wörterverzeichnisses auch Reede aufgeführt sein. Die Schreibung schwankt seit alters. Gottsched schreibt Rehde, Adelung bezeichnet Rhede als gemeine Schreibart, und erklärt Rehde für besser als Reede; das Wort stammt aus dem Niederdeutschen. ee findet in

1) Daneben verlangt er Losung (Schlachtruf), das in der That etymologisch verschieden ist. S. Weigand 1, 1132. Heyse 1, 229.

2) Drei verschiedene Wörter: 1. Der Schöß, mhd. der schôz. 2. Der Schöß, mhd. daz schoz (junger Trieb einer Pflanze). 3. Der Schöß, mhd. der schoz (Steuer). Alle drei verwandt mit dem Verb. schießen. „Ja, es ist nicht einmal möglich durch solche Verdoppelung die Bedeutungen der Worte, worauf man sich doch mit beruft, zu unterscheiden. Z. E. das teutsche Wort Schos bedeutet Lateinisch 1. tributum, 2. germen, 3. sinus. Wie will man nun hier durch die Verdoppelung oder Nicht-Verdoppelung seines o die iedesmalige Bedeutung zu erkennen geben? Der Zusammenhang der Rede muß auch hier der beste Ausleger sein.“ Wippel S. 39.

3) Auch die hannöversche Orthographie hatte Ware.

4) Vgl. Schmits, Rechtschreibung und Druckschrift S. 34.

der Analogie bessere Stütze als eh oder he, letzteres ist am üblichsten[1]).

Die gleichlautenden Wörter, die durch die Anwendung der Dehnungszeichen gesondert werden, sind zum Teil auch etymologisch verschieden: Heer (Kriegsvolk) mhd. here; hehr (heilig) mhd. hêr (davon der Komparativ hêrre, nhd. Herr), her (Adv.) mhd. hër. — hohl (ausgehöhlt) mhd. hol, verwandt mit hehlen mhd. hëln; holen (herbeirufen) mhd. holen; also schon im Mhd. gleichlautend, aber ursprünglich doch verschieden, Weigand 1, 817. 820. mahlen (auf der Mühle) mhd. mäln; malen (mit dem Pinsel) mhd. mâlen. — Mahl (Gastmahl, Mahlzeit) und Mal (Zeichen, Denkmal), einmal u. ä; ferner Mal (Flecken, Muttermal) ursprünglich dasselbe Wort, Weigand 2, 15[2]). Ein anderes Mahl steckt in Mahlschatz, Gemahl s. ob. S. 128. — Mähre (Pferd) mhd. merhe; Märe, Märchen mhd. mære. — Meer mhd. mer; mehr mhd. mêr. — leeren mhd. læren, lehren mhd. lêren. — Über Wehr- Wer- s. ob. S. 65. — Mehl mhd. mel Gen. melwes, Meltau im ersten Bestandteil dunkel Weigand 2, 59. — Rum (kurzes u) engl. rum, erst im vorigen Jahrhundert aufgenommen; Ruhm mhd. ruom. — Sohle (Fußsohle) mhd. sole, Sole (Salzsole), s. Weig. 2, 740. 858. — Mohr mhd. môr, aus lat. Maurus; Mohr (Seidenstoff) frz. moire, s. Weigand 2, 122; Moor nd. môr; Möhre, Mohrrübe mhd. morhe. — Uhr aus lat. hora; Ur mhd. ûr; das û ist hier nicht wie gewöhnlich in au übergegangen; ur- (Vorsilbe) mhd. ur, identisch mit der Vorsilbe er-. — Aal mhd. âl; Ahle mhd. ale. — Thon (des Töpfers) mhd. tâhe f.; Ton mhd. dôn, tôn aus gr. lat. tonus.

Die Anmerkung zu § 20 behandelt den Fall, daß an Wörter, welche auf ein Dehnungs-e ausgehen, ein e der Flexion tritt. Wenn der Singular Knie, See geschrieben wird, so muß folgerecht der Plural Knie-e, See-en geschrieben werden, und dem entsprechend auch Theorie Theorie-en. Und so ist denn in dem amtlichen Regelbuch, diese Schreibung als die regelrechte betrachtet; jedoch ähnlich

1) Die bayerische Orthographie verzeichnet Rhede (Reede); die hochdeutsche Form würde Reite sein (zu be-reit-en), Weigand 2, 470.

2) Früher schrieb man Maal (Flecken) mit aa. Heyse 1, 222.

wie es in § 14[d] dem Ermessen des Schreibenden anheim gestellt ist, ob er in Zusammensetzungen eintretenden Falls dreimal hinter einander denselben Buchstaben schreiben will, so ist auch hier die Schreibung, welche ein e spart, nicht als unrichtig bezeichnet. Ob man sich aber entschließen werde, das doppelte resp. dreifache e hier als das regelrechte anzusehen, ist nach den vorliegenden Kundgebungen zweifelhaft, und vielleicht wäre es zweckmäßiger gewesen, dem gemeinen Gebrauch folgend, die Ausnahme zur Regel zu machen, die Form Seen als zweisilbig, Kolonien als viersilbig gelten zu lassen. Die Synkope der Endung könnte dann nötigen Falls durch den Apostroph bezeichnet werden: See'n, Kolonie'n. Die Unterdrückung des einen e erkannte hier Frisch schon als Regel an: „Wann das ie am Ende der Wörter steht, und man sezt die Endungen en oder er daran, so kommt das e beim i weg, und wird nur das e beim n gelesen, und aus ie zwei Sylben gemacht, als: aus Knie wird durch Ansetzung der Sylbe en, so den Infinitivum andeutet, nicht knieen, sondern nur knien". Ebenso Heyse 1, 225. Die konsequentere, aber auch umständlichere Bezeichnung verlangte Sanders.

VI. Über die Anfangsbuchstaben.

§ 21—22.

Der erste Orthograph, der sich über den Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben ausspricht, ist Johann Kolroß, der in seinem wahrscheinlich 1529 veröffentlichten Encheiridion folgendes lehrt: „Ersten solt du allweg dz erst wort eyner yegklichen sunderlichen reed mit einem versal buchstaben anheben. Wie du dann sämmlichs in allen schrifften vindest, das allweg nach dem Perhiodos (das ist, nach dem dritten puncten) von stund an ein versal buchstob stodt, die weyl nach dem gemeltem puncten allweg ein sundere reed anhept. In Summa ein yegliche clausell soll mit einem versal buchstaben vnderscheydet werden. Zu dem anderen solt du auch alle eygene namen, es seyen der mannen oder frauwen, vnd was sunst eygen namen sind, der länder, stetten, schlössern, vnd dörffern, v. s. w. allweg mit einem versal buchstaben anheben. Zu dem dritten, dieweyl es zierlich ist vnd hübsch, so man

die eygen namen mit einem versal buchstaben anhebt, Sol man billich den namen Gottes (dem allein alle eer zugehört) nit allein mit dem ersten buchstaben groß, sunder das gantz wort mit versal buchstaben schreyben, allso GOTT, darumb auch die trucker Gott zu eeren vnnd reverentz im Alten Testament dz wort Herr (Gott bedeutend) allenthalben gar mit versalbuchstaben (also HERR) getruckt haben, wie wol an üsserlichen ding Gott nit vyl gelägen, er will das hertz haben, Wo aber Gott groß im hertzen ist, da bricht es auch herauß, vnd mag nit verborgen bleyben, vnd ob man schon nit wolt Gott, noch Herr, mit eytel versal buchstaben schreyben (als auch nit von nödten) solt man doch allweg den ersten buchstaben mit eim versalbuchstaben schreyben. Zu dem vierden solt du dich verhüten, das du nit mitten eines worts ein versalbuchstaben setzest, als vAter vUnser. Zu dem fünften solt du wissen, das Capitel oder hauptbuchstab ein gantz grosßer buchstab ist, so im anfang eines buchs, Capitels, oder brieffs gesetzt, an welchem alle andre buchstaben desselbigen buches, capitels, oder brieffs als glider an einem haupt stond, darumb solt du die selbigen gröſßer dann die versal buchstaben schreyben". Also auf den Anfang des Satzes, die Eigennamen und den Namen Gottes des Herren ist nach Kolroß der große Anfangsbuchstabe beschränkt. Von diesen unscheinbaren und unschuldigen Anfängen ist der jetzige Gebrauch ausgegangen, der wie eine Seuche in unserer Schrift endemisch geworden ist. Wie die Entwickelung sich allmählich im Laufe dreier Jahrhunderte vollzogen hat, zeigt Hagemann in einer ausführlichen Abhandlung, in der er die Ansichten und Lehren der bedeutendern Grammatiker von Kolroß bis auf Heyse und Becker zusammengestellt hat.

Von den Grammatikern des 16. Jahrhunderts ist Kolroß der einzige, der Vorschriften über den Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben giebt; alle andern, Fabian Frangk (1531), Valentin Ickelsamer, Albert Oelinger (1573), Laurentius Albertus (1573), Joh. Claius (1578) gehen mit Stillschweigen darüber hin; ein Beweis, wie wenig Gewicht sie auf diese Versalen legten, wie wenig sie ihren Gebrauch als gesetzmäßig und bindend ansahen. Erst die Grammatiker des 17. Jahrhunderts fangen an, dies Kapitel zu behandeln; sie folgen darin nicht eignem

Gelüste, sondern erkennen nur, zum Teil mit Widerstreben, eine Sitte an, die sie in den gedruckten Büchern vorfanden. Joh. Rud. Sattler, der im Jahre 1607 eine Teutsche Orthographey herausgab, erzählt darüber: als er etliche alte erfahrne und geübte Schriftsetzer befragt habe, warum „in dem getruckten bey nahem in einer jeden Lineen drey oder mehr Versalen gefunden würden", hätten diese ihm gesagt, „es seye der Teutschen Sprach ein Zierd vnd könne es der einfeltige desto besser verstehen, als da sie forcht, personen, gericht u. s. w. vnnd dergleichen wörter mit Versal buchstaben setzen, seye es der Schrift ein Zierd, vnd vermercke der einfeltige Leser, daß Forcht, Personen, Gericht u. s. w. etwas mehrers als aber sonsten ein gemein wort auff sich habe. Dahero seye es auch also zuhalten bey den Truckereyen aufkkommen." — Davon daß alle Substantiva groß geschrieben werden müßten, weiß Sattler noch nichts. „Der Name unsers Schöpffers, deßgleichen die Individua, das ist die Wörter darunder Gott oder ein anderer Namm verstanden wird, als vnser Heiland, der Allerhöchst, der Allmächtig" u. s. w. sodann die Tauf- und Zunamen der Männer, Weiber, Länder, Städte, Schlösser, Dörfer, Völker, „der Secten, als ein Christ, Widertäuffer, Arianer, u. s. w. der Ämbtern, Künsten", das ist ihm genug. Ähnliche Kategorien finden sich bei andern. Auch Gueintz, Schottel, Bellin, Stieler (1691) erkennen die Versalen nicht als Gesetz und Regel für alle Hauptwörter an, aber sie wissen, daß es vielen Gewohnheit ist. „Es befindet sich zwar", sagt Schottel, „daß die Trükkere fast alle selbständige Nennwörter pflegen mit einem großen Buchstabe am Anfange zusezzen, es ist aber solches eine freye veränderliche Gewohnheit bishero gewesen, und jedem, wie ers hat wollen machen, ungetadelt frey gestanden". Aber diese freie Gewohnheit ließ sich ebenso wenig halten wie die Schranken, welche die Grammatiker errichteten; dem Druck folgte die Schrift, wenn es auch zu keiner Zeit an solchen fehlte, welche Einsprache erhoben und sich widersetzten. Noch 1746 schrieb Wippel (S. 92), die Uneinigkeit der mit großen Buchstaben zu schreibenden Wörter sei so stark, daß man fast eine Gleichgültigkeit möchte gelten lassen. Der erste Grammatiker, welcher für alle Substantiva den großen Anfangsbuchstaben vorschrieb, war Johannes Girbert (1653) „Gym-

nasiarcha in des Heil. Röm. Reichs Stadt Mülhausen in Düringen". Ihm folgten dann Bödiker und andere. Bödiker giebt kurz und bündig die Hauptregel: „Alle Substantiva und was an deren statt gebraucht wird, müssen mit einem großen Buchstaben geschrieben werden".

Jene erfahrenen Schriftsetzer, auf die Sattler sich beruft, gaben als Grund für den eigentümlichen Gebrauch der Versalen, daß sie der Schrift eine Zierde verliehen, und den Einfältigen das Verständnis erleichterten. Auch Schottel meinte, daß solche „oftmalige Schreibung und Untermengung der grösseren Anfangs Letteren in dem Teutschen Trukke eine gebräuchliche Wolanständigkeit mit sich daher führe". Als der Gebrauch allgemein und Gesetz geworden war, erkannte man höhere Würde an ihm. Gottsched bezeichnet ihn als eine „wohl hergebrachte Gewohnheit, wodurch unsere Schrift einen merklichen Vorzug der Grundrichtigkeit vor andern" erhalte, er findet, daß sie zur Schönheit der Schrift und zur Deutlichkeit im Lesen beitrügen; den älteren Gebrauch, den er in gewissen Bibeln und Gesangbüchern fand, rügt er als eine böse Gewohnheit; er schilt die Sprachlehrer, welche sich durch die Schwierigkeit der Regel hätten bewegen lassen, alle solche große Buchstaben wiederum abzuschaffen, und lauter kleine zu schreiben; er straft endlich die geizigen Buchhändler die durch Ersparung aller großen Buchstaben die Zahl der Bogen eines Buches, und folglich das Papier und die Druckerkosten zu vermindern gesucht haben[1]). Ähnliche Gedanken haben sich bis in unsere Tage vererbt[2]).

Es ist beachtenswert, daß die ältern Grammatiker, auch wenn sie dem ausgedehnten Gebrauch der großen Buchstaben nicht günstig sind, sich doch gleichmütig und gelassen über denselben aussprechen. So lange es eine freie und veränderliche Gewohnheit war, kam man nicht zum Bewußtsein, zu welchen Quälereien die regelmäßige Bezeichnung einer grammatischen Kategorie führen würde. Der einzige Frisch, der sprachenkundigste und einsichtigste der älteren Grammatiker, spricht sich mit voller Energie dagegen aus (S. 90):

---

1) Nach einer Berechnung von Stier würde man auf den Bogen etwa eine Seite sparen. Hagemann S. 17.

2) Vgl. Adelung 2, 726.

„Wann unter allen Schreiber-Lasten, die man nach und nach den Einfältigen aufgebürdet hat, eine beschwerlich ist, und dabei ungegründet, so ist es diese: Daß man alle Substantiva mit großen Buchstaben schreiben müsse". Aber Frisch vermochte es nicht, den Strom zurückzuhalten; nach ihm kam Gottsched, der in seinem Gelehrtenstolz mit Verachtung auf die Sprachlehrer schaute, „die uns, oder vielmehr nur dem Pöbel, das Schreiben dadurch zu erleichtern gesucht, daß sie alles, was eine Schwierigkeit machen kann, wegzuschaffen gelehret. Das hieße ja nach Erfindung des Getreides zu den Eicheln umkehren". Diese Anschauungen siegten.

In unserem Jahrhundert unternahm, wie jedermann weiß, Jacob Grimm den Kampf. Als er im Jahre 1822 den ersten Band seiner Grammatik in zweiter Ausgabe erscheinen ließ, wandte er die lateinische statt der deutschen Schrift an, und verbannte aus dem Anlaut der Substantiva die großen Buchstaben. Denn „für sie spricht kein einziger innerer Grund, wider sie der beständige frühere Gebrauch unserer Sprache bis ins 16. 17. Jh., ja der noch währende aller übrigen Völker, um nicht die Erschwerung des Schreibens, die verscherzte Einfachheit der Schrift anzuschlagen". Aber doch erklärte Grimm damals noch ausdrücklich, daß er auf diese Neuerung keinen besonderen Wert lege. Später, in der Vorrede zum deutschen Wörterbuch (LIV) spricht er sich entschiedener aus und schließt seine Betrachtung über Majuskel und Frakturschrift mit den nachdrücklichen Worten: „Lassen wir doch an den Häusern die Giebel, die Vorsprünge der Balken, aus den Haaren das Puder weg, warum soll in der Schrift aller Unrat bleiben". Dem Beispiele Grimms sind manche gefolgt, aber sehr wenige verhältnismäßig. Wer könnte heute schreiben, was Frisch seiner Zeit zu behaupten wagte: nachdem einige vornehme Männer sich dieser Last anfingen zu entschütten, und noch einige nachfolgen, die in ihren Druckereien solche nicht länger tragen wollen, sei es schon etwas Gleichgültiges geworden. Von solcher Duldsamkeit ist unter uns nichts zu finden. Die Gewohnheit ist störrisch geworden und stolz auf die albernen Gründe, mit denen man sie stützt. Früher pries man an den Majuskeln in erster Linie die Schönheit und die Zier, die sie der Schrift verliehen, an zweiter Stelle die Erleichterung, die sie den Einfäl-

tigen gewähre. Der Geschmack hat sich seitdem geändert und nicht leicht würde man jetzt unsere verschnörkelten M, W, K als sonderlich schön rühmen. Man stelle sich vor, daß in den Aufschriften der Schilder statt der lateinischen die deutschen Majuskeln gebraucht würden, und man wird die Widerwärtigkeit dieser Zeichen empfinden. Aber wenn man diesen Grund hat fallen lassen müssen, so hält man um so mehr auf den andern, daß die großen Anfangsbuchstaben der Substantiva das Verständnis der Schrift erleichterten, ja oft allein ermöglichten. Die eigentümliche Art unserer Sprache bringe das so mit sich.

Wo liegt denn überall der Grund für die Möglichkeit eines Mißverständnisses? Wir haben Wörter, die verschiedenen grammatischen Kategorien angehören, aber in ihren Lauten zusammenfallen: Braut braut, Recht recht, Zeugen zeugen, Wagen wagen, Macht macht, Wert wert u. v. a. Es können ferner Wörter, die nicht Substantiva sind, die Funktionen von Substantiven übernehmen, und doch zuweilen in eine Verbindung treten, die ihre substantivische Funktion verdunkelt. Als Beispiele genügen das bekannte Rätsel: „Wer ist Bräutigam und braut zugleich", und der biblische Spruch: „Christum lieb haben ist besser als alles Wissen" (Wissen als Subst., alles als Attribut), oder: „als alles wissen" (alles als Objekt, wissen als Verbum). — Aber folgt aus dieser Möglichkeit einer Verwechselung, daß alle Hauptwörter immer müssen groß geschrieben werden? Der Wunsch, das Verständnis zu sichern, würde nur die Vorschrift rechtfertigen, daß man den großen Anfangsbuchstaben da setze, wo Gefahr einer irrtümlichen Auffassung dadurch vermieden werden kann. Ganze Bücher wird man schreiben können, ohne von diesem Mittel Gebrauch zu machen. Die Sätze, mit denen Klüglinge das Publikum zu schrecken oder zu belustigen pflegen, sind mit Mühe aufgelesen oder ausgetüftelt, und ihre Lehren reichen trotz der Verschwendung von Majuskeln nicht einmal aus, überall eine falsche Auslegung zu verhindern.

Jacob Grimm hatte den Mißbrauch der großen Buchstaben eine Pedanterie genannt; W. Wackernagel setzte dem entgegen, daß es ebenso pedantisch sei, große Anfangsbuchstaben der Substantiva jetzt wiederum mit viel Aufhebens abzuschaffen. — Sehr

mit Unrecht. Es wäre pedantisch, wenn der Gebrauch ohne Nachteil und Unbequemlichkeit wäre. Aber ohne jede Frage ist „von allen schwierigen Punkten unserer Orthographie das Großschreiben unserer Hauptwörter derjenige, welcher im Unterricht am meisten Mühe macht, am schwersten mit annähernder Konsequenz sich durchsetzen läßt"[1]). Ja mehr, er läßt sich überhaupt nicht mit Konsequenz durchführen. Die grammatischen Kategorien sind nicht durch Wall und Graben geschieden, sie gehen ineinander über; die Substantiva berühren sich mit Adverbien, die Verba mit dem Nomen, die Adjectiva und Participia mit dem Substantivum; Verba und Adjectiva treten oft in die Funktion von Substantiven, aber sie behalten immer etwas von ihrer alten Art, das sie von den andern Substantiven trennt[2]).

Wenn man diese zarten sprachlichen Übergänge bezeichnen wollte, so brauchte man außer den großen und kleinen Buchstaben eine unendliche Reihe von Abstufungen zwischen beiden. Eine bestimmte Grenze querdurch ist nicht zu finden. Die Regeln führen zu den spitzfindigsten Unterscheidungen und in vielen Fällen ist ohne Willkür gar nicht durchzukommen.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen wenden wir uns zum Einzelnen. — Kolroß hat, abgesehen von den Eigennamen, zwei Gesichtspunkte für den Gebrauch der großen Buchstaben: Bezeichnung eines Abschnittes, und Ehrerbietung. Unter den ersten Gesichtspunkt fallen § 21,1 a. b. des amtlichen Regelbuches, unter den andern § 21, 5. 6. Nur weniges ist darüber zu bemerken.

In Gedichten, heißt es, werde gewöhnlich das erste Wort einer Verszeile mit dem großen Anfangsbuchstaben versehen; es dürfte auch heißen „regelmäßig" oder „fast immer"; denn Abweichungen von dieser Regel erscheinen in der That als Singularität. Als solche bezeichnet sie schon Bellin (1657), dann Gottsched und Adelung[3]).

Für die Anwendung der Versalen aus Ehrerbietung führt Kolroß nur die Wörter Gott und Herr an; der Gebrauch jedoch

1) Stier, Material für den Unterricht im Altdeutschen. 1868. S. 42. Hagemann 14.

2) Adelung 2, 729.

3) Hagemann S. 44. 45. 53. 59. 61.

reichte weiter, nur daß er erst später zu grammatischer Regel erhoben wurde. Sattler hebt die Namen der Ämter schon bestimmt hervor, Gueintz, die Titel und Beambten, ebenso Schottel, Girbert, Stieler[1]). Eingehender erörtert Freyer[2]) den Punkt. Er führt an: „Gräflich, Fürstlich, Königlich, Kayserlich, Bischöflich, Wohlehrenvester, Wohledler, Wohlehrwürdiger, Hochedler, Hochgelahrter, Hochgeehrter, Wohlgeborner, Hochgeborner, Gnädiger, Durchlauchtigster, Großmächtigster". Doch, fügt er hinzu, der große Anfangsbuchstabe sei hier nur dann nötig, wenn diese Adjectiva als Titel gebrauchet und angesehen werden sollten; bei gemeinem Gebrauch in gemeiner Schrift könne man sie ganz wohl mit einem kleinen Buchstaben anfangen, zumal wenn die Rede nicht von einer gewissen oder lebenden Person sei; z. B. der fürstliche Stand, das königliche Gebot, die kayserliche Macht, die bischöfliche Würde, hochgeehrte Leute, das gnädige Wort, die großmächtigsten Könige! Adelung[3]) findet den großen Anfangsbuchstaben hier überhaupt entbehrlich, Heyse 1, 216 konstatiert schwankenden Gebrauch; einige schrieben diese Adjektive immer mit kleinen Anfangsbuchstaben, andere nur dann, wenn sie dieselben allgemein gebrauchten, z. B. die kaiserliche Würde ist höher als die königliche. Aber in näherer Beziehung auf dergleichen hohe Personen, der einmal eingeführten Höflichkeit gemäß: Kaiserlich, Königlich u. s. w., z. B. Ew. Kaiserliche Majestät. — Dies dürfte auch jetzt der verbreitetste Gebrauch sein[4]).

Den großen Anfangsbuchstaben beim Pronomen erwähnt

---

1) Hagemann S. 37. 40. 41. 42. 46.

2) Ebendaselbst S. 51.

3) Hagemann S. 59. 63.

4) A. Schmitz (Köln. Ztg. 24. 2. 80) bemerkt zu § 21,5: „Von diesem Hauptschmuck hätte man wohl einen Teil entbehren können. Muß der Schüler doch nun stets untersuchen, wo „königlich" den Titel, wo es die Zugehörigkeit bedeutet. So wird ihm das „Königliche Zollamt" vorgeschrieben, und doch kann er, wenn er z. B. in Thüringen wohnt, in die Lage kommen, fein zu unterscheiden, zwischen der „Königlichen" und der „königlichen" Behörde. Er schreibt ganz richtig „die Königlich sächsische Regierung in Dresden", und doch muß er in anderem Zusammenhang schreiben: „es war die königlich sächsische, nicht die großherzoglich sächsische Regierung, welche u. s. w.", weil das, was an der einen Stelle leerer Titel, an der andern notwendige Bestimmung ist." Vgl. Sanders, Hilfsbuch S. 50.

zuerst Girbert; in Hochzeit- und andern Gedichten werde das „fornänwort" mit dem man eine Person anredet, oft groß geschrieben: „Got gäbe Dir vil glück' und sägen". Stieler findet es „nicht uneben, wenn man großer Herren und vornemer Leute Beziehungswörter (Pronomina relativa) mit einer größern Letter ausdrücket". Freyer erkennt widerwillig den Usus an, erklärt es aber für einen Mißbrauch, Du und Euch zu schreiben, da doch diese Worte für keinen Menschen besondere Ehrenworte seien[1]. Auch Wippel (S. 93) betrachtet „Sie, Ihnen" als eine Koncession: „denn mancher bildet sich ein, man reiße ihm eine Perle aus der Krone, wenn man dis versäumet". — Eine Bemerkung über sich und selbst findet sich zuerst in Adelungs vollständiger Anweisung zur deutschen Orthographie (S. 352). Heyse erklärt den Gebrauch Sich zu schreiben für besser.

In Briefen ist der Gebrauch, die Pronomina, welche sich auf die angeredete Person beziehen, groß zu schreiben, allgemein; bei sich schwankt der Gebrauch, in selbst gilt wohl der kleine Buchstabe[2]. — In Gesprächen, Dramen, u. d. gl. wird verschiedener Gebrauch beobachtet[3]. Eine eingehendere Erörterung schien für die Schulorthographie entbehrlich.

Umständlichere Behandlung verlangt der dritte Gesichtspunkt, der den Gebrauch der Majuskel bestimmt, ihre Anwendung beim Substantivum. Bei den Eigennamen stellt sie sich zuerst ein, und hier konnte sie, namentlich in Urkunden, sowohl der Deutlichkeit als Übersichtlichkeit gute Dienste thun. Aber sehr bald dehnt sie sich weiter aus, zunächst ohne feste Richtung; zweierlei aber wird die Ausbreitung wesentlich herbeigeführt haben: einmal der

1) Hagemann S. 44. 46. 50.

2) Die Staatsbürgerzeitung 5. 3. 80. beantragt folgende Fassung: „Groß geschrieben werden die Anredefürwörter, also auch das Reflex. Sich, durchaus in Briefen; in allen anderen Fällen klein; ausgenommen Sie, das in gleicher Geltung stehende Er und Ihr, und die auf diese drei zurückzuführenden persönlichen und possessiven Pronomina: Ihr, Sein, Euch, Euer in ihren sämtlichen Flexionsfällen. — Beispiele: „Geh' Er Seines Weges". „Es ist euch (Pl. von du) gelungen, ihr habt das Herz mir bezwungen". „Herr Ritter, ist Eure (zurückzuführen auf Ihr = Sie) Lieb' so heiß, wie Ihr mir's schwört" ꝛc. Vgl. Köln. Ztg. 24. 2. 80.

3) Weinhold S. 29 ff.

Wunsch, die Schrift zu schmücken, sodann das Bestreben, das Nachdrücklichere hervorzuheben. So lange die Majuskel nicht auf alle Substantiva ausgedehnt war, hoben die Grammatiker übereinstimmend diese letztere Bedeutung der Majuskel noch hervor; so Gueintz, Schottel, Butschky[1]). Und noch Frisch (S. 91) bricht eine Lanze für diese sinnvollere Verwendung; einige Ausfertigungen der Bücher, unter andern auch der heil. Schrift, hätten angefangen, den Nachdruck eines Wortes, auf welchem der Redeaccent liegt, mit einem großen Anfangsbuchstaben zu bemerken, „welches wohl würdig ist, daß man es nachthut, und bei denen am meisten wird geschehen können, welche die Substantive nicht mit großen Buchstaben anfangen". Hätte dieses Bestreben gesiegt, so würde uns die Majuskel an Stelle des Unterstreichens und des gesperrten Druckes dienen; aber nur bei dem Worte „ein" hat dieser Gebrauch einige Geltung gewonnen[2]). Die Majuskel ist zu einem Zeichen grammatischer Weisheit und Scheidekunst geworden. — Hiernach wende ich mich zur Betrachtung des Einzelnen.

1. Substantiva mit kleinem Anfangsbuchstaben.

a. Substantiva ohne nähere Bestimmung. Am häufigsten sind die adverbialen Genetive[3]). — Allgemein anerkannt ist der kleine Anfangsbuchstabe in rings (ringsum), teils, flugs; letzteres von der Flug, aber mit Erhaltung der ursprünglichen Kürze des Vokales. In andern schwankt der Gebrauch. Adelung (2, 730) sah den kleinen Anfangsbuchstaben als das regelrechte an; ebenso Heyse (1, 117. 812 f.); die hannöversche Orthographie, das Berliner Regelbuch, die orthographische Konferenz, die bayerische Orthographie hielten dieselbe Richtung inne. Ihnen schließt sich die amtliche Festsetzung an, während Sanders dem großen Anfangsbuchstaben weiteren Raum gewährt. Also: anfangs Heyse 1,813. h. w. b. — willens Heyse 1, 808 h. b. — *spornstreichs Heyse 1, 808. — augenblicks[4]) Heyse 1,813. Nicht selten werden

---

1) Hagemann S. 37. 39. 40. 42. 44.
2) Hagemann S. 59. 63. Heyse 1, 216.
3) S. Gr. 3, 130.
4) Nicht hierher gehört Rechtens: „Das ist bei uns Rechtens". Es

solche Genetive vorzugsweise oder allein als Präposition gebraucht: angesichts, von dem Subst. Angesicht in der aktiven Bedeutung Anblick; D. Wb. 1, 350. 351. — behufs; der Behuf (st. Behub zu beheben) ist aus dem Niederdeutschen aufgenommen, und erscheint „fast nie anders als nach der Präposition zu“; D. Wb. 1, 1343. Der adverbiale Gebrauch des Genetivs ist jung; Grimm führt kein Beispiel an; s. Sanders 1, 797[a]. — betreffs, von der Betreff, erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts belegt; D. Wb. 1, 1710. Sanders 3, 1360[c]. — Jung scheint auch der entsprechende Gebrauch von *mangels, *inhalts, eingangs, namens; z. B. er erklärte namens seines Herren = im Namen seines Herren[1]). — seitens, zum Subst. Seite gehörig, hat sich von diesem durch die Endung -ens gelöst. Auch rücksichts, hinsichts sind unorganische Formen; sie sind jung und nicht zu empfehlen; dafür: in Hinsicht, in Rücksicht. — mittels, gewöhnlich mit unorganischem t mittelst (vgl. einst), kommt erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts neben dem älteren vermittelst auf, und ist als Genetiv des Adj. mittel anzusehen (vgl. längs von lang). Gr. 3, 92. Weig. 2, 114. Heyse 1, 805.

Als Konjunktion braucht man falls, Genetiv von Fall, erst seit dem 17. Jahrhundert üblich.

Besonders häufig sind die adverbialen Genetive der Zeit: morgens, abends, mittags u. s. w. Daß die Sprache sie wirklich als Adverbia betrachtet, ergiebt nachts, welches wie schon Adelung (2, 730) hervorhob, nicht Genetiv des Subst. Nacht ist. Adelung hielt daher den kleinen Buchstaben hier für richtig; „indessen“, fügt er hinzu, „werden sie doch gemeiniglich mit einem

---

kommt dieses Wort von dem substantivierten Neutrum des Adj. recht mhd. daz rehte; der Genetiv eigentlich des rehten, aber schon früh unorganisch rehtens, s. Lexer 2, 379. Weigand 2, 447. Wir empfinden das Wort nicht als Adverb.

1) Anders: Ein Diener, Namens Fritz. — Auch eingangs wird teils als Präposition, teils als reines Adverb gebraucht: „Davon ist eingangs unserer Abhandlung gesprochen. Davon ist Eingangs gesprochen“. Will man das Wort auch in dem letzteren Fall klein schreiben, so verlangt die Konsequenz auch endes: „ich endes Unterzeichneter“. anfangs ist mit Eingangs und Endes nicht auf eine Stufe zu stellen, weil seine Bedeutung viel mehr verflüchtigt ist; wir brauchen es = zuerst. — des Endes = zu dem Zwecke ist jetzt ungebräuchlich: D. Wb. 2, 457.

großen geschrieben[1])". Ähnlich Heyse 1, 217. Das hannöversche Buch verlangte den kleinen Anfangsbuchstaben; ebenso das Berliner Regelbuch, die orthographische Konferenz und die bayerische Orthographie. Der gemeine Gebrauch bevorzugt jedoch den großen Buchstaben, und es läßt sich nicht verkennen, daß sich manches zu seinen Gunsten anführen läßt. Während die andern adverbialen Genetive die Annahme eines Attributes verweigern, kommen diese häufig mit dem Artikel vor, oder der Genetiv wechselt mit dem Accusativ, und dadurch entstehen wunderliche Inkongruenzen: „Wir pflegen morgens zu arbeiten, des Abends wollen wir ruhen". Der Genetiv nachts giebt auch keinen durchschlagenden Grund, da man doch des Nachts schreibt. Vgl. Wilmanns Gr. § 190a. Jedenfalls wird der kleine Anfangsbuchstabe in morgens abends u. s. w. auch die Schreibung *wochentags, *feiertags, alltags, *winters, *sommers, *frühjahrs verlangen; Sonntags, Montags u. s. w. könnte man als Eigennamen festhalten.

Selten verlieren andere Kasus von Substantiven in adverbialer Verwendung den großen Anfangsbuchstaben. heim = nach Hause, zu Hause, adverbial gebrauchter Dativ und Accusativ. — kreuz, in der Verbindung: *kreuz und quer[2]). — trotz, aus dem elliptischen Gebrauch des Subst. Trotz in Verwendung wie: Ich werde es thun, Trotz aller Welt! = aller Welt sei Trotz geboten; Weigand 2, 937. Das Wort verlangt also eigentlich den Dativ, wird aber jetzt gewöhnlich mit dem Genetiv verbunden, ausgenommen, wenn es die Herausforderung zum Wettkampf ausdrückt: „Er lügt trotz einem". — Auf derselben Bahn bewegt sich *Dank; z. B. Dank deinem Rate u. ä., jedoch pflegt man dies Wort groß zu schreiben. — Adverbiale Accusative sind Anfang, Mitte, Ende in Wendungen wie: Ich werde Mitte Monats, nächster Woche verreisen; oder auch ohne Flexion des abhängigen Wortes: Anfang, Mitte Mai. — Ähnlich ist zeitlebens gebildet, nur daß die Bestandteile zusammengeschoben sind; vgl. Zeit meines Lebens.

---

1) In seiner vollständigen Anweisung zur deutschen Orthographie S. 351 spricht Adelung sich anders aus.

2) Aber: über Kreuz, in die Kreuz und Quer. Letzteres ist eine syntaktisch fehlerhafte Verbindung, die eigentlich Komposition von Kreuz und Quer voraussetzt. Vgl. Wilmanns, Gramm. § 124.

— *Lebtag behält in der adverbialen Verbindung „mein Lebtag", für „meine Leb(e)tage" den großen Anfangsbuchstaben, obschon das Schwinden der Flexion zeigt, daß die Bildung erstarrt ist[1]).

b. Sustantiva, abhängig von Präpositionen. Manche von diesen Verbindungen sind unlösbar, weil die Substantiva in Formen erscheinen, die sie als selbständige Wörter nicht haben können: unterwegs (oder unterwegens), abseits, hinterrücks, zurück, zuhauf, abhanden, vorhanden. — unterwegs ist aus under wegen hervorgegangen, in zurück, hinterrücks (? s. Weigand 2,497), zuhauf, abhanden, vorhanden sind ältere Sprachformen erhalten; rücke ging ursprünglich nach der starken Deklination, von Haufe galten starke und schwache Formen, Hand entbehrte des Umlauts. — In andern Verbindungen gleicher oder ähnlicher Art schwankt der Gebrauch zwischen großen und kleinen Anfangsbuchstaben: zu Handen; hier ist die sinnliche Bedeutung lebendiger als in abhanden, vorhanden. — beiseit, beiseite (vgl. beiseits) = bei (die und der Seite): er nahm mich beiseite; die nhd. Schriftsprache kennt die Verbindung von bei mit dem Accusativ nicht. — *von alters, *seit alters, von alters her. Alters ist adverbialer Genetiv. D. Wb. 1, 268. — ohne Maßen, mit Maßen, über die (alle) Maßen; das Subst. die Maße ist fast nur in adverbialen Verbindungen üblich. — zu Häupten, zu den Häupten; die umgelautete Form das Heupt, die Heupte, -er ist sonst erloschen, s. Weig. 1, 773. — *zu Gunsten, mit Gunsten; das Substantiv entbehrt sonst des Plurals[2]). — *zu Nutz und Frommen; die Substantiva der Nutz (vgl. Eigennutz) und der

---

1) Adverbiale Accusative der Zeit stehen in den Verbindungen: *heute morgen, *gestern mittag, *morgen abend u. s. w. Der überwiegende Gebrauch ist wohl für die großen Buchstaben. Aber wer aus grammatischen Rücksichten morgens, mittags u. s. w. schreibt, wird auch hier die Minuskel anwenden müssen; denn es sind hier zwei Adverbien neben einandergesetzt, von denen das eine das andere näher bestimmt; dem Substantivum ist solche Verbindung versagt. Vgl. „gestern morgen" und „gestern früh". „morgen Mittwoch" geht nicht an; hier könnte Mittwoch nur in ein appositionelles Verhältnis zu morgen treten. Vgl. Köln. Ztg. 24. 2. 88.

2) Für den kleinen Anfangsbuchstaben in zu gunsten — so schreibt die Kölnische Zeitung — läßt sich auch noch die präpositionale Verwendung geltend machen.

Fromme, mhd. vrume, vrome sind jetzt veraltet. — *Mit Herz und Hand; der Dativ von Herz heißt Herzen.

In einigen andern Fällen sind Präposition und Substantivum zusammengeschoben, obwohl das Substantiv in regelmäßiger Form steht: überhaupt, zumal, unterweilen, zuweilen, bisweilen, durchweg, vorderhand; auch *beizeiten, *zuzeiten schreibt man wohl statt bei Zeiten, zu Zeiten. — Allgemein ist insonderheit (schon bei Luther), von einem sonst nicht mehr gebräuchlichen Sonderheit; vgl. insbesondere. — Aus der adverbialen Verbindung zu frieden entstand unser Adjectivum zufrieden, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts belegt; vgl. dialektisch „einen mit frieden lassen". In heutzutage ist vor die Präp. noch ein Adverbium getreten. Schon in dem Adv. heute ist das Subst. Tag enthalten; ahd. hiutu = hiu tagu, an diesem Tage.

Präpositional wird zufolge gebraucht, dessen Schreibweise seit alters fest steht. Ähnliche Verbindungen vollzieht man nicht; vgl. zufolge seines Befehles, seinem Befehl zufolge; zu Ehren seines Gastes, seinem Gaste zu Ehren. — zufolge schützt infolge, besonders in der Verbindung infolgedessen gebräuchlich. — Das Wörterverzeichnis fügt in betreff hinzu, wo der kleine Anfangsbuchstabe durch den gleichbedeutenden adverbialen Genetiv betreffs und die Seltenheit des Substantivs Betreff empfohlen wird[1]). — Allgemein gilt um-willen. — inmitten lehnt sich jetzt an Mitte, ist aber ursprünglich von einem Subst. der mitteme gebildet, Weigand 1, 852.

Aus der Verbindung eines Substantivums mit einer Präposition sind die Präpositionen kraft, laut, statt, wegen hervorgegangen; ursprünglich in kraft, nach laut, an statt, von wegen; Gr. 3, 268. — anstatt ist noch heute ganz gebräuchlich; in gewissen Verbindungen auch von-wegen: von Rechts, von Amts wegen u. a.; die beiden anderen sind veraltet. — kraft, wie vermöge, laut, behufs aus dem Kanzleistil aufgenommen, erscheint erst nach der Mitte des 16. Jahrh. Weigand 1, 998; älter ist laut, Weigand 1, 1069; und statt, Weigand 2, 800. 1, 61.

---

1) Für in Anbetracht, in Betracht, in Bezug, in Erwägung, nach Maßgabe u. a. ä. fehlt dieser Grund. Man schreibt auch „zu diesem Behuf, in dem Betreff" u. a.

Die angeführten adverbialen Verbindungen sind der Art, daß sie der Aussage des Satzes nur eine nähere Bestimmung hinzufügen; sie haben dadurch relative Selbständigkeit im Satze und schließen sich um so enger in sich zusammen. Seltener tritt die Verschmelzung ein, wenn die adverbiale Bestimmung den Prädikatsbegriff ergänzt oder qualitativ bestimmt, obschon auch hier der Substantivbegriff weniger empfunden wird, als wenn das Substantivum die Stelle des Subjekts oder Objekts einnimmt. Vgl. im Begriff sein, zu Mute sein, bei Laune sein, zu Schanden werden, außer Rand und Band kommen, von Sinnen kommen, zu Paß kommen[1]), zu Werke gehen, zu Grunde gehen, zu Tische gehen, zu Gevatter stehen, zu Ehren bringen, mit Ehren bestehen, in Stich lassen, zu Rat halten, bei Licht arbeiten u. a. Jedoch in einigen solcher Verbindungen haben sich kleine Anfangsbuchstaben erhalten. Allgemein anerkannt sind noch: zurecht sein, machen, zuwege bringen, von nöten sein. Schwankendem Gebrauch unterliegen: zu statten kommen, von statten gehen; im stande, außer stande sein; in stand halten, setzen; zu stande bringen, kommen; zu teil werden; *in acht nehmen, *außer acht lassen. — Jenes statten kommt nicht von unserem Subst. Statt (Stelle) mhd. stat, sondern von einem verwandten mhd. diu state (günstige Gelegenheit, Hilfe), das als selbständiges Wort nicht mehr gebraucht wird. — Auch Acht wird kaum noch als selbständiges Substantivum gefühlt[2]); es verweigert die Annahme eines adjektivischen Attributes und ist auf bestimmte Verbindungen beschränkt. — Das amtliche Regelbuch schreibt für statten, stand, teil, den kleinen Anfangsbuchstaben vor, läßt aber unentschieden, ob alle drei Wörter, Präp. Subst. Verbum, mit einander verbunden werden, oder alle drei getrennt, oder endlich, ob nur Präp. und Subst. zusammengeschrieben werden sollen. Gegen die Verbindung aller drei spricht der Umstand, daß lange Zusammensetzungen die Schrift unübersichtlich machen und namentlich das Verbum finitum gegen eine Vereinigung mit näheren Bestimmungen sich sträubt; gegen die Verbindung von Präp. und Subst. der Umstand, daß diese

1) S. Weigand 2, 312.

2) Acht (Verbannung) ist ein anderes Wort, mhd. âhte; jenes mhd. ahte.

beide unter sich nicht enger verbunden scheinen, als mit dem Verbum. Hingegen für diese Verbindung die Analogie von zurecht, zuwege[1]).

Verbindungen von Subst. und Präp. liegt auch dem adverbialen weg zu Grunde in wegbringen, weggeben, wegschaffen u. s. w., mhd. in wec = auf den Weg; die Präp. ist verschwunden wie bei statt, kraft, laut. — Ebenso brach liegen, eigentlich in Brache liegen; brach wurde dann zum Adj. wie zufrieden. D. Wb. 2,282. Weigand 1,252[2]).

c. Substantiva mit einem Attribut. Die Verbindungen ein bißchen, ein paar haben sich, wie der syntaktische Gebrauch zeigt, den unbestimmten Zahlwörtern angeschlossen: ein bißchen Verstand, ein paar liebe Kinder. Wenn man den Genetiv von den Wörtern abhängen läßt, oder wenn man Bißchen in konkretem Sinne = kleiner Biß braucht, tritt natürlich der große Anfangsbuchstabe ein.

---

1) Wer inacht, zuteil, zustatten u. s. w. schreibt, wird auch vonnöten schreiben müssen und damit sicherlich nicht gegen den gemeinen Gebrauch verstoßen; im Wörterverzeichnis ist von nöten vorgeschrieben.

2) Mit diesem ganzen Abschnitt vergleiche man, was Freyer über die Substantiva sagt, die „vermittelst einer Präposition oder durch eine andere Construction gleichsam zu adverbiis werden". Er empfiehlt als gebräuchlich: „an statt, zum theil, zur stelle, heut zu tage, in acht nehmen, aus der acht lassen, zu frieden seyn, zu frieden stellen, sich zu frieden geben, zu gaste gehen, zu gaste laden, von statten gehen, zu statten kommen, zu muthe seyn, zu fuße gehen, zu fuße fallen, zu ende gehen, zu hertzen nehmen, zu hülfe kommen, zu rath ziehen, zu rede stellen, zu sinne ziehen, zum stande bringen, im stande seyn, zu wege bringen, zu wercke richten, ins werck richten, zu willen seyn, dir zu liebe, dir zu gefallen, achtung geben, rath schaffen, recht haben wollen" und so ferner. Ja man ziehet auch wohl einige von dergleichen constructionibus in ein Wort zusammen; als „allezeit, jederzeit, bisweilen, zuweilen, beyzeiten, zuzeiten, zuhanden, vorhanden . . . achtgeben, rathgeben, rathschlagen, trotzbieten", ob man gleich auch einige davon gar wohl trennen kann. Hingegen stehet es besser oder es ist wenigstens bräuchlicher, wenn geschrieben wird: „zu Ehren kommen, zur Mahlzeit bitten, zur Rechnung fordern . . .". und so ferner." Hagemann, S. 49 f. Man sieht, wie diese verbalen Verbindungen der Majuskel Widerstand leisteten. Man sieht ferner, daß aber auch zu Freyers Zeiten der Gebrauch schwankte und feste Grenze nicht zu finden war. Auch Zusammenschreibungen waren schon beliebt, noch aber erregte es keinen Anstoß, daß ein Substantivum auch außerhalb der Zusammensetzung ohne Majuskel erschien. Wippel (S. 93) verlangt schon entweder zuweilen oder zu Weilen.

Adverbiale Verbindungen, die aus einem Subst. und seinem Attribut bestehen, bilden zum Teil feste Zusammensetzungen. Z. B. in den Worten allerdings, schlechterdings, neuerdings ist der Stamm des Subst. Ding leicht zu erkennen, er erscheint aber in einer Form, welcher das vorhergehende Adjectivum nicht entspricht; das Adj. läßt sich zu dem Subst. nicht konstruieren, es ist mit ihm untrennbar verbunden. Ursprünglich hieß es aller dinge (Gen. Plur.), dann trat das adverbiale s hinzu und seit dem 17. Jahrh. verdrängte diese Form die ältere. — Ähnlich ist es mit einerseits, anderseits, diesseits, jenseits, wofür früher adverbiale Accusativverbindungen einsît, andersît galten. In allenthalben haben wir einen ursprünglichen Dativ Pluralis, von all und einem alten Substantiv halbe, das auch in außerhalb, innerhalb u. s. w. steckt und in der Präposition halben erhalten ist. Derartige Verbindungen werden natürlich als ein Wort und mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben.

Es giebt aber auch andere, in denen Substantiv und Attribut ihre regelmäßige grammatische Form bewahrt haben, und doch als ein Wort mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben werden. In solchen Verbindungen erscheinen namentlich folgende Substantiva[1]):

Art, Gestalt; derart, dergestalt (= so). Er hat mich derart oder dergestalt beleidigt, daß u. s. w. Aber natürlich: Leute der Art = dieser Art. — Fall. Echte adverbiale Bildungen sind ebenfalls, gleichfalls. Ihnen schließen sich an: allenfalls, desfalls, jedenfalls (oder auch jedesfalls), keinesfalls od. keinenfalls, widrigenfalls. Am meisten verflüchtigt ist die eigentliche Bedeutung in allenfalls, am wenigsten in widrigenfalls; wo sie deutlicher hervortritt, pflegt man die Wörter zu trennen: nötigen Falls, günstigen Falls, gegebenen Falls, vorkommenden Falls. Aber auch nötigenfalls u. dergl. ist in Gebrauch. — Hand: allerhand; aber rechter Hand, linker Hand, weil hier die eigentliche Bedeutung bestimmter hervortritt; ebenso bei der Hand, an der Hand, unter der Hand (vgl. oben S. 159). — Mal: vielmals, jemals, niemals, einstmals (aus eines males), einstmal sind wirkliche adverbiale Bildungen. Man verbindet aber auch manchmal, einmal, keinmal,

1) Heyse, 1, 829. Wilmanns Gr. § 190b.

ein paarmal u. a. — Auch allemal wird regelmäßig verbunden; sonst läßt man, wenn das erste Wort eine Flexionsendung hat, die Bestandteile besser getrennt: etliche Mal, jedes Mal, mehrere Mal (aber mehrmal, mehrmals), dieses Mal, auch ein ander Mal, manch liebes Mal u. ä. Vgl. Heyse 1, 217. — Maße. Dieses alte Femininum, das wir nur noch in wenigen Wendungen brauchen (s. oben S. 159) dient oft zu adverbialen Bildungen, die regelmäßig als ein Wort geschrieben werden: einigermaßen, schuldigermaßen, bekanntermaßen[1]). — Ort: allerorts, anderorts sind unlösbar; auch die Verbindungen allerorten, andrerorten lassen sich nicht konstruieren, werden aber doch zuweilen getrennt geschrieben. Regelmäßig: gehörigen Orts. — Teil: meinesteils, eines=, andern=, meisten=, größtenteils. — Weg: allewege, allerwege werden verbunden wie die untrennbaren gleichbedeutenden Bildungen allerwegs, allerwegens. Noch mehr hat sich die eigentliche Bedeutung verflüchtigt in keineswegs. Vgl. auch Verbindungen wie frischweg, schlankweg, geradeswegs. — Weile: jeweilen, einstweilen sind untrennbar; ihnen schließen sich derweile, mittlerweile an. — Weise: thörichterweise, merkwürdigerweise, schlauerweise u. v. a., auch mit Substantiven: ausnahmsweise, kreuzweise, anhangsweise[2]). — Zeit. Der Gebrauch schwankt: allezeit, jederzeit (= immer), derzeit (= damals) pflegt man zu verbinden; getrennt schreibt man seiner Zeit, unserer Zeit u. a. — lichterloh(e) ist zusammengeschoben aus lichter Lohe. licht ist das adjektivisch verwandte Substantivum Licht. S. Weigand 1, 1104. 1105. Gr. 4, 256. — zu guter Letzt enthält ein veraltetes und entstelltes Subst. Letze (Gabe zum Abschied, s. Weigand 1, 1098).

d. Composita. Substantiva, die den ersten Teil eines Compositums bilden, verlieren natürlich den großen Anfangsbuchstaben, wenn das Compositum nicht selbst ein Substantivum ist.

Solche Verbindungen geht das Substantivum ein mit Adjektiven: liebenswürdig, lesenswert, ehrenwert, — voll, unmutsvoll, kummervoll, sorgenschwer, lebensfrisch, geistesschwach, altersschwach oder alterschwach. Zum Teil lassen sich diese Verbin=

1) Gr. 3, 138. Heyse 1, 808.

2) Gr. 3, 134. Heyse 1, 829.

dungen konstruieren, zum Teil aber nicht, und alle werden als gleich eng empfunden. — Adjectiva, welche ein Maß bezeichnen, wie hoch, breit, tief, dick, groß, lang u. a. pflegt man mit einem vorangehenden maßbestimmmenden Substantivum zu verbinden; z. B. handgroß, centnerschwer, fußbreit, turmhoch, fingerdick oder fingersdick, auch tagelang, wochenlang, stundenlang u. s. w.

In adverbialen Bestimmungen werden die Substantiva mit einem folgenden Adverb verbunden; z. B. bergab, bergauf, himmelan, wolkenan, stromauf, stromnieder, jahraus, jahrein, kopfüber, kopfunter u. a.

Eine adverbiale Verbindung liegt auch vor in *mein lebe(n) lang, *auf lebenslang. Das adverbial gebrauchte Neutrum des Adj. lang ist mit einem vorangehenden Acc. oder Genetiv verbunden; vgl. drei Wochen lang, viele Tage lang. Wenn man beide Worte in eins schreibt, wird der kleine Buchstab durch die allgemeine Regel verlangt, doch wendet man oft die Majuskel an.

Unsicher ist der Gebrauch bei den Substantiven, die von halber und wegen abhängen. Daß die Verbindung eng ist, zeigen Formen wie meinetwegen, meinethalben, unsertwegen, unserthalben, die sich nicht mehr lösen lassen[1]); ebenso die Verbindungen von obrigkeitswegen, gesundheitshalber, sicherheitshalber, in denen Feminina ein der Flexion nicht zukommendes s angenommen haben; aber dennoch pflegt man die Verbindung durch die Schrift nicht zu bezeichnen, wenn das abhängige Substantivum in regelmäßiger Form erscheint: Umzugs halber, Handels wegen[2]).

Ähnlich verhält es sich mit anstatt, wenn man die beiden Bestandteile getrennt läßt: an Kindes Statt, an Zahlungsstatt.

---

1) Eigentlich: von mînen halben, von mînen wegen, dann auch ohne Präp. und mit eingeschobenem t: mînenthalben, mînentwegen, endlich mit Unterdrückung des n (vgl. König, Pfennig): meinethalben u. s. w. Weigand 1, 67.

2) Sanders (Hilfsbuch 173) verlangt „von Rechts wegen", aber „von Obrigkeitswegen". Wenn man wegen mit dem vorhergehenden Wort in eins schreibt, ist der große Anfangsbuchstabe nicht gerechtfertigt, da wegen nicht als Substantivum angesehen wird und für die Art eines Compositums der zweite Bestandteil maßgebend ist. Eher ließe sich von Obrigkeits wegen, Krankheits halber u. dgl. rechtfertigen, da wir auch sonst unorganische nur in gewissen Verbindungen übliche Formen in der Schrift gesondert bestehen lassen.

Wenn man Statt als Subst. behandelt, so gilt die vorstehende Bezeichnungsweise; will man das nicht, so müßte man konsequenterweise an zahlungsstatt schreiben.

So häufig die Verbindung eines Substantivums mit einem andern Substantivum oder einem Adjectivum ist, so selten ist es, daß das Substantiv mit dem Verbum finitum verschmilzt. Das Verbum finitum, in dem Kraft und Leben der Aussage liegt, sträubt sich gegen solche Verbindung; es steht im Vordergrunde der sprachlichen Anschauung und hält sich dadurch in seiner Besonderheit; das Objektsverhältnis wird deutlicher empfunden, als das attributive[1]). Wenn solche Verbindungen untrennbare Zusammensetzungen ergeben, d. h. wenn das Substantivum in jeder Satzform seine Stellung vor dem Verbum hat, ist die Schreibweise nicht zweifelhaft: er lobhudelt, er lobsingt (auch: singt Lob), er hohnlächelt[2]). Es giebt aber auch einige trennbare Zusammensetzungen, in denen man das Substantivum klein schreibt. Durchaus feststehend ist dieser Gebrauch in wahrnehmen; mhd. ware (= Aufmerksamkeit) ist als selbständiges Substantiv dem Sprachgefühl verloren; also auch: er nimmt wahr. — Fast allgemein sind ferner stattfinden und statthaben, von denen stattgeben kaum zu trennen sein wird; die ursprüngliche und sinnliche Bedeutung wird hier nicht mehr empfunden; stattfinden ist nicht anders als geschehen, stattgeben nicht anders als einräumen[3]). — Das amtliche Regelbuch schreibt ferner den kleinen Anfangsbuchstaben vor für acht geben, teil nehmen, überhand nehmen, haus halten[4]); das Wörterverzeichnis fügt noch stand halten

1) Verbindungen wie ratschlagen, wehklagen, handhaben, hofmeistern gehören natürlich nicht hierher, sie sind nicht Zusammensetzungen, sondern Ableitungen von zusammengesetzten Substantiven: Ratschlag, Wehklage, Handhabe, Hofmeister.

2) Näheres über den geringen Umfang solcher Bildungen bei Sanders, Vorschläge S. 53 ff.

3) Auch preisgeben wird als ein Wort geschrieben, schließt sich aber den erwähnten Ausdrücken nur scheinbar an; denn preis ist nicht das Subst. Preis (frz. prix), sondern ein anderes Fremdwort (frz. prise), daher eine gute Prise, eine Prise Tabak.

4) Die drei letztern schon in dem hannöverschen und Berliner Regelbuch, in den Beschlüssen der orthographischen Konferenz und in der bayerischen Orthographie.

hinzu. haushalten, teilnehmen, standhalten folgen der Analogie von stattfinden u. s. w. Die substantivische Kraft ist in diesen Verbindungen mehr oder weniger erloschen, obschon sonst Haus, Stand, Teil ebenso wie Statt sehr gebräuchlich sind; überhand ist nur in der angeführten Verbindung üblich (Sanders 1,681^b), über acht s. oben 161. Gewöhnlich werden diese Substantiva, wenn man ihnen den kleinen Anfangsbuchstaben giebt, mit dem folgenden Verbum zusammengeschrieben; jedoch wenn man „er nimmt teil, überhand" u. dgl. für angemessen erachtet, läßt sich auch gegen: da er teil nimmt u. dgl. nichts einwenden. Vgl. oben S. 161 f.

Es giebt noch manche andere Verbindungen, in denen das mit dem Verbum verbundene Substantiv geringe substantivische Kraft zeigt, namentlich die Annahme eines adjektivischen Attributs verweigert, aber doch behält es in ihnen den großen Anfangsbuchstaben; z. B. Takt halten, Rede stehen, Folge leisten, Platz greifen, Wurzel fassen, Lärm schlagen, Anstalt machen, Wache stehen, Kopf stehen, Schlittschuh laufen u. a. Aus der Sache selbst ist eine feste Grenze nicht zu gewinnen[1]).

Viel häufiger als mit dem folgenden Verbum finitum verbindet sich ein Substantiv mit dem Participium, und wirklich bewahrt auch in der Sprache das Substantivum neben dem Participium seine Selbständigkeit nicht in demselben Maße wie beim Verbum finitum. Mit dem Participium bildet man die festen Zusammensetzungen

---

1) Von einer Seite wurde beantragt folgende Regel aufzustellen: „Wenn Substantiva mit Verben eine solche Verbindung eingehen, daß sie mit diesen einen neuen verbalen Ausdruck geben, so sind sie klein, und mit den Verben, wie mit den etwaigen Präpositionen zusammenzuschreiben". Die Minuskel würde dadurch eine Ausdehnung gewinnen, die sich kaum sicher begrenzen ließe und dem Gebrauch sehr widerstrebt: in aussicht nehmen (beabsichtigen), abstand nehmen (abstehen), auftrag geben (auftragen), entscheidung treffen (entscheiden), in zweifel ziehen (bezweifeln), in strafe nehmen (strafen). Die Ausdrücke gar als ein Wort zu schreiben, würde mir als eine schwere Schädigung der Schrift erscheinen. Ein berechtigtes Gefühl sträubt sich dagegen Wörter, die im Zusammenhang des Satzes und des Denkens gar nicht in den Vordergrund der Anschauung treten, durch die breite Majuskel in der Schrift hervorzuheben, aber wir warnen angelegentlich, dem Gebrauch der Majuskel sich dadurch zu entziehen, daß man ungefüge Zusammenschiebungen bildet, wie amende, immwege, voraugen, zurate, zugrunde, zueigen ꝛc. Die Schrift verliert dadurch an Übersichtlichkeit und die Orthographie wird in eine unabsehbare Verwirrung gestürzt.

ehrliebend, vaterlandsliebend, friedliebend: in der Verbindung mit dem Verbum finitum muß man sagen die Ehre, das Vaterland, den Frieden lieben. In andern Verbindungen, wie ruhmliebend, herzbewegend, ausschlaggebend hat zwar das Substantivum die Form, die ihm als Objekt zukommt; aber daß die Verbindung enger ist als beim Verbum finitum zeigt sich darin, daß der Artikel fehlt. Man sagt ein ruhmliebender Mann, aber der Mann liebt den Ruhm. Dem entsprechend werden auch Verbindungen wie raumsparend, maßhaltend, handeltreibend u. ä. als ein Wort geschrieben.

e. Endlich sind noch einige Substantiva zu erwähnen, die in ihrer Form mit Adjektiven oder Adverbien zusammenfallen, und dadurch dem Schreibgebrauch Schwierigkeiten machen. Das alte Adj. leid, das im attributiven Gebrauch fast erloschen ist, oder sein Adv. mhd. leide haben wir in: mir ist, wird, thut leid mhd. mir ist leit oder leide, leide tuon, s. Weigand 1,1085. — Recht, (s. Wörterverzeichnis). Das Adj. oder Adv. steht in den Verbindungen: es ist recht, mir ist, geschieht, kommt recht, Weigand 2,447[1]). — weh in weh thun ist das alte Adverbium wê; ebenso in mir ist, wird wehe. — schuld, seiner Bildung nach Partic. zu sollen (ahd. sculan), wie kund zu können; im Ahd. schwach belegt, im Mhd. nur in der Zusammensetzung unschult = schuldlos, ist anzuerkennen in der Verbindung schuld sein[2]). — gram, einem gram sein, werden; schon im Ahd. und Mhd. fast nur als prädikatives Adj. nachweisbar; der Gram ist erst aus dem späteren Mhd. einmal belegt. — wohl, mir ist wohl, ist Adv. — feind, ursprünglich Part. Präs. zu einem Verbum got. fijan (hassen), wurde wie die

---

1) Das Substantivum ist anzuerkennen in Verbindungen wie: Recht haben, behalten. recht haben, wie im Wörterverzeichnis steht, dürfte auf Verbindungen zu beschränken sein, wie: Du hattest recht ihn zu strafen = Du thatest recht. Aber: Du hast Recht, er hat Unrecht. Heyse 1,217.

2) Das Wort ist an die Stelle des alten swm. der schole (= Schuldner, Anstifter) getreten. — Nach dem Wörterverzeichnis soll auch schuld geben geschrieben werden; in dieser Verbindung ist schuld Subst., da man aber die Redensart mit einem Objektsaccusativ verbindet: „Er giebt mir die Verwirrung schuld", so sieht man, daß hier die substantivische Bedeutung erloschen ist. — In derselben Lage wäre Wunder nehmen. Man sagt nicht: Mich nimmt einer Sache Wunder, sondern: Die Sache nimmt mich Wunder.

gleichen Bildungen Freund, Heiland zum Substantivum. Aber im Mhd. wird es dann auch als prädikatives Adjektiv gebraucht, und sogar kompariert, s. Weigand 1, 513. — In meinesgleichen, unsersgleichen u. s. w. steckt das substantivisch gebrauchte Adj. gleich; aber die Bildungen sind erstarrt und lassen sich nicht konstruieren, werden also mit recht als ein Wort und mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben. Gr. 3,81. 4,748. Sanders will auch hier die Majuskel einführen[1]). — Richtige Substantiva sind Angst und Not. „In unpersönlichen Redensarten, wie: mir ist angst (ebenso gebildet wie mhd. mir ist zorn ich werde zornig, mir ist nôt ich bedarf, mir wird angst, mir macht angst, erscheint das Subst. Angst adjektivisch und so entstand das nhd., aber nie vor einem Substantiv (attributiv) stehende und so adverbialisch erscheinende Adj. angst mit dem Comp. ängster". Weigand 1, 53 f. Vgl. mir wird angst und bange; einem oder auch einen angst und bange machen. — Not: es ist, thut not; mir ist, wird, thut not; schon im Mhd. kommt in solchen Verbindungen der Komparativ nœter vor. „Das große N neuhochdeutsch beibehalten zu wollen, wie manche thun, ist pedantisch", Weigand 2, 240. — Schade, kommt auch schon im Mhd. adjektivisiert vor, und hat im Nhd. in der Verbindung „es ist schade" einen besonderen Sinn „bedauerlich" angenommen; ebenso: es ist jammerschade.

Zweifelhaft sind Formen wie zu nutze machen; zu gute halten, kommen, thun; zu liebe (lieb) thun; zu leide thun; zu eigen haben, geben. — nutze könnte von dem alten Substantiv Nutz (in Eigennutz erhalten), mhd. nuz kommen; liebe von dem Subst. die Liebe; aber sie können auch als Casus der substantivierten Neutra von den Adjectivis lieb und nütze ahd. nuzzi, angesehen werden, wie jedenfalls gute, leide, eigen solche Formen sind. Im amtlichen Regelbuch ist nur zu gute angeführt (§ 22,4), die übrigen werden ebenso zu behandeln sein.

2. Pronomina mit großem Anfangsbuchstaben.

Bei den Fürwörtern ist der Gebrauch sehr mannigfach; die Regeln der Orthographen vielfach von einander abweichend und

---

1) Auch ohnegleichen, sondergleichen wird zu schreiben sein; das amtliche Regelbuch erwähnt diese Adverbia nicht.

kompliziert. Das amtliche Regelbuch sucht eine leicht verständliche Ordnung zu schaffen, indem es für alle Pronomina, jedoch unter Verweisung auf § 21, 4—6[1]), den kleinen Anfangsbuchstaben vorschreibt[2]).

Allgemein und immer werden mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben die persönlichen Pronomina; ich, du, er, sie u. s. w., abgesehen von dem Fall, wo Ehrerbietung oder Höflichkeit ihnen den großen Anfangsbuchstaben giebt. Ferner das unbestimmte man, obwohl ursprünglich identisch mit dem Subst. der Mann. — Ebenso die Pron. relat. welcher, was, und die Pron. interrogat. welcher, wer, was. Diesen Wörtchen haben selbst die wärmsten Freunde der Majuskel ihren kleinen Anfangsbuchstaben gelassen, obwohl sie immer für ein Substantivum, häufig sogar für eine Person stehen. Es ist eben ein Unterschied zwischen der Substantivierung eines Pronomens und einem Pronomen, das ein Substantiv vertritt. In Ausdrücken, wie: das liebe Ich, das vertrauliche Du, oder gar die Sie zur Bezeichnung eines Tierweibchens, ist der große Buchstabe durch die Regel nicht aufgehoben. — Fast allgemein anerkannt ist ferner der Gebrauch der kleinen Anfangsbuchstaben für das Pron. wer und was, wenn es in indefiniter Bedeutung steht[3]). Nur Sanders unterscheidet (Kurzgef. Hilfsb. S. 11): „Da er von der Sache Was weiß, so muß er es doch von Wem erfahren, wenn ich Dir auch nicht sagen kann, von wem er seine Nachrichten hat und was und wie viel man ihm von der Angelegenheit verraten hat".

Im übrigen ist die Übereinstimmung geringer. Wir betrachten zuerst die Pronomina, welche nicht die Form attributiver Adjectiva haben. jemand, niemand, jedermann. Die Bildung des letzten ist durchsichtig; auch in jemand und niemand steckt das Subst. Mann, verbunden mit dem Adv. je, nie und einem unorganischen d. Heyse (1, 213) giebt an, daß diese Wörter gewöhnlich groß geschrieben werden, und so ist es noch heute; aber

1) Sollte § 21, 3—6 heißen.

2) Eine Neuerung ist das nicht, ebenso schrieb schon die hannöversche Orthographie, das Berliner Regelbuch ꝛc. vor.

3) Dieser indefinite Gebrauch soll durch seine Erwähnung an dieser Stelle nicht empfohlen sein.

der große Anfangsbuchstabe hat hier nicht mehr Recht, als in man; es sind Pronomina, welche Substantiva vertreten, aber nicht substantivierte Pronomina[1]). — etwas und nichts kann man nach ihrer Bedeutung als Neutra zu jemand, niemand ansehen. etwas ist das Neutrum des Pron. wer, mit dem Präfix et, das wir auch in etwa, etliche, etwelche haben; nichts ist ursprünglich Genetiv zu nicht, worin die Negation ne und das Subst. wicht stecken[2]). Hinsichtlich dieser Wörter fand sich schon Heyse zu der Bemerkung veranlaßt: „Zu weit getrieben scheint aber der neuere Gebrauch, Etwas und Nichts zu schreiben, auch wo diese Wörter nicht mit dem Artikel verbunden sind, sondern nur überhaupt einen selbständigen Begriff bezeichnen; also z. B. wer Etwas kann, den hält man werth; er fragte mich um Etwas; ich wußte nichts davon". Heyse empfiehlt hier mit Recht den kleinen Buchstaben; nur die Substantivierungen erhalten natürlich wieder die Majuskel: Es war ein eigentümliches Etwas in seinem Benehmen. In seines Nichts durchbohrendem Gefühle. Vgl. Er ärgert sich über nichts (= er ist unempfindlich). Er ärgert sich über ein Nichts (= er ist allzu empfindlich[3]). — An etwas und nichts reihen sich die unflektierten Formen: viel, mehr, wenig, weniger, genug, die in verschiedenem Sinne[4]) gebraucht, aber allgemein und immer, selbst von Sanders (Kurzgef. Hilfsb. S. 9) mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben werden: Wir haben wenig, viel, genug gekauft; mehr, weniger gelernt[5]).

Mehr Zweifel veranlassen die Pronomina, welche die Form attributiver Adjectiva haben. Zunächst die Wörter, die man gewöhnlich als Pronomina ansieht: der, dieser, jener, solcher, derjenige, derselbe, welcher; sie werden zum Teil in verschiedenem Sinne gebraucht, worüber hier nicht zu handeln ist. Die Bedeutung von derselbe teilt der nämliche; den hinwei-

1) Substantiviert, wenn Odysseus dem Polyphem sagt: Ich bin Niemand.

2) „mitnichten, zunichte" werden als ein Wort geschrieben. Es haben sich in diesen Formen flektierte Kasus des Substantivs erhalten. Weigand 2, 219.

3) Bei etwas ist mannigfacher Gebrauch zu bemerken: Ich hörte etwas fallen (substantivisch). Er hat etwas Geld (unbestimmtes Zahlwort). Er ist etwas verdrießlich (gradbestimmendes Adverbium).

4) Wilmanns Gr. § 73.

5) Ebenso zu behandeln wären: allerlei, mancherlei, vielerlei, allerhand.

senden Fürwörtern schließen sich an: der eine, der andere, der erstere, der letztere. — Ferner das Pron. indefin. einer, das auch als unbestimmter Artikel dient; seine Negation keiner; ferner jeder, jeglicher[1]), alle, sämtliche; und endlich die unbestimmten Zahlwörter: etliche, einige, andere, einzelne, manche, wenige, viele, mehrere, verschiedene. — Heyse verlangt den großen Buchstaben für die substantivischen, d. h. „ohne hinzugefügtes Hauptwort gebrauchten hinweisenden und bestimmenden Fürwörter: Dieser, Jener, Der, Derjenige, Derselbe; und die unbestimmten Zahlwörter Alle, Einige, Andere, Mancher, Viele, Keiner u. s. w., wenn sie, wie Fürwörter, auf Personen gehen und kein die Person bezeichnendes Hauptwort vorangeht oder folgt; z. B. ich meine Diesen, nicht Jenen; es ist Derselbe, von welchem ich sprach; weil Mancher glaubt u. s. w.; ich kenne Einige, die 2c. er hat das Bedürfnis, unter Vielen zu leben; ich ziehe den Umgang mit Wenigen vor u. dgl. m.“. Sanders hebt die Beschränkung auf Personen auf, und läßt den kleinen Buchstaben nur zu, wo diese Wörter als Bestimmungswörter eines nebenstehenden oder aus dem Nebenstehenden zu ergänzenden Hauptwortes auftreten. Hiernach würde zu schreiben sein: „Man munkelt Dieses und Jenes. Was du lernst, Das habe ich fast vergessen; mit Dem habe ich mich lange nicht befaßt“. „Wie soll ich euch befriedigen, wenn der Eine Dies, der Andere Das will?“ Aber: „Wie sollte ich die beiden Männer befriedigen, da der eine Anderes verlangte als der andere“. — „Er begab sich in die Gesellschaft und richtete an Jeden ein freundliches Wort“. Aber: „Er begab sich zu den Anwesenden und richtete an jeden ein freundliches Wort“. — „Ein Teil der Gesellschaft ging nach Hause, die Andern verweilten noch“. Aber: „Ein Teil der Gäste ging nach Hause, die andern verweilten noch“. Was

1) An die Indefinita schließen sich Verbindungen wie jeder Beliebige, alles Mögliche; in diesen werden Beliebige, Mögliche keineswegs als Substantiva empfunden, sondern sie dienen zur Verstärkung des im vorhergehenden Worte liegenden unbestimmten Begriffes; der große Anfangsbuchstabe scheint daher wenig angemessen. Noch weniger in: der erste beste, der nächste beste. — Auch in der Verbindung sein möglichstes thun widersteht der Gebrauch der Majuskel; denn möglichstes wird nicht als ein Subst. empfunden, das durch das Pron. poss. als dem Subjekt gehörig bezeichnet würde.

durch solche Unterscheidungen gewonnen wird, ist nicht abzusehen. Überall vertreten diese Wörter Substantiva, ähnlich wie andere Pronomina, und sind wie diese überall klein zu schreiben. Auch wo der Artikel und andere Bestimmungswörter davor treten: die übrigen, die andern, das (alles) andere u. s. w.

Freilich können dadurch Mißverständnisse entstehen! Sanders führt an: „Du nennst Das Götterwort, was dir im Herzen schlägt? — vgl. Du nennst das Götterwort trügerisch ꝛc." Richtig. Es ist hier, wie überall, wer ohne Verstand liest, versteht nichts. Auch sind Mißverständnisse durch die Sandersschen Regeln nicht ausgeschlossen. Man prüfe folgende sinnreiche Beispiele: „Mein guter, lieber Freund wird mich nun bald besuchen; wenn der Anfang Mai kommt, will ich mir einige Ruhetage gönnen". Ist „der" hier der Freund, oder ist es Artikel zu Anfang? klein geschrieben muß es auf jeden Fall werden, auch nach Sanders' Regeln. Oder folgender Satz: „Der Anblick der Leute überraschte mich; ich sah, wie etliche Kinder schlachteten, manche Kinder brieten, andere Kinder mit Gier aßen". Stehen „etliche, manche, andere" hier als Attribute oder als Subjekte? Auch hier entscheidet Sanders' Orthographie nicht. Die Möglichkeit verschiedener Auffassung tritt da ein, wo diese Wörter ihrer Form nach als selbständige Satzglieder oder als Attribut eines folgenden Substantivums aufgefaßt werden können; ob sie sich auf ein nebenstehendes Hauptwort beziehen oder nicht, ist dabei ganz gleichgültig. Auf diesen Punkt also Regeln vom Gebrauch großer und kleiner Anfangsbuchstaben zu gründen, ist unnütz. Wenn man dem Leser die Möglichkeit einer falschen Konstruktion entziehen will, so befolge man die Regel: Die Majuskel tritt da ein, wo es nahe liegt, ein Pronomen attributiv aufzufassen, während es selbständig steht.

Noch sind einige Wörter zu erwähnen, die auf der Grenze der Pronomina stehen. Wörter wie vorstehend, erwähnt, obig, nachstehend, folgend werden oft ganz wie hinweisende Pronomina gebraucht, und es erscheint daher zulässig, auch ihnen in solchem Fall den kleinen Anfangsbuchstaben zu geben. Z. B. Wir glauben, daß dies, oder daß vorstehendes genügt. Wir haben noch folgendes zu bemerken. Im amtlichen Regelbuch wird

(§ 22,4) nur die Verbindung „im folgenden" hervorgehoben. — Auch in syntaktischer Beziehung üben diese Wörter ähnliche Wirkung wie die Pronomina, indem sie gestatten, ein folgendes Adjektiv schwach zu flektieren: folgender wichtige Satz, aus folgendem wichtigen Grunde.

Eine besondere Stellung nehmen die Pronomina possessiva ein, insofern sie für gewöhnlich nicht wie andere Pronomina ein Substantivum vertreten, sondern nur auf ein solches hinweisen. In dem Satze: „Karl hat seinen Freund lange nicht gesehen, weil er verreist war", tritt er ganz in die Stelle des Substantivs; das Pronomen ist Subjekt des Satzes, grade wie es das Substantiv sein würde; hingegen das Pronomen seinen bezieht sich zwar auf das Subst. Karl, aber es hat nicht die Form, die diesem Substantivum zukommen würde, sondern die Form eines attributiven Adjektivs. Daher werden die Pronomina possessiva hinsichtlich des Anfangsbuchstabens ebenso wie die Adjektiva behandelt. Er hat all das Seine verloren. Leih ihm dein Buch, er hat das seine verloren. Jedem das Seine. Grüße die Deinigen. Deine Kinder sind noch im Garten, die meinigen sind nach Hause gegangen.

3. Zahlwörter.

Die Zahlwörter werden wie die Pronomina regelmäßig klein geschrieben. Also: „Esel, Hund, Katze und Hahn begaben sich auf die Wanderschaft. Als die vier (oder: alle vier) in den Wald kamen 2c. Da sprach der erste 2c." Aber substantiviert mit Zurücktreten der Zahlbedeutung: Die Ersten = die Vornehmen, die Letzten = die Niedrigen; die Ersten werden die Letzten sein. — Der wievielte bist du? Ich bin der dritte, erste 2c. Fritz ist der Erste geworden d. h., er hat Rang und Pflichten des Primus erhalten. — Er hat neun Tage im Fieber gelegen; am dritten und vierten war es am schlimmsten. Am Zwölften und am Letzten jedes Monats bleibt die Kasse geschlossen[1]). — Aber adverbial: Zum ersten, zweiten, dritten und letzten! — fürs erste u. dgl;

1) Ich empfinde hier die Zahlen, obwohl sie ursprünglich attributiv gedacht sind, als selbständige Hauptwörter, ähnlich wie: die Armen, Reichen, der Gelehrte u. a. Urteilen andere anders, so ist es mir auch recht.

Sanders verlangt: mit Sechsen fahren, alle Neune werfen, alle Viere von sich strecken; meinem Sprachgefühl ist diese Bestimmung nicht entsprechend. Wir haben hier elliptische Redensarten, die wir freilich als solche nicht mehr empfinden, aber nicht, weil wir die Zahl als Substantivum empfänden, sondern weil die ganze Bildung erstarrt ist. Dagegen: Er beschrieb das Blatt mit Vieren, Sechsen, Neunen (Ziffer). — Die Drei ist eine heilige Zahl. — Eine böse Sieben (Schmeichelwort für Frauen). Auch „der Rat der Zehn, die Zwölften" (nach Weihnachten) scheint angemessen.

Man pflegt zu unterscheiden: es ist, schlägt acht Uhr, und: es ist, schlägt Acht; drei Viertel auf Acht u. dgl. Sprachlich begründet ist das schwerlich, denn man kann in der Verbindung acht Uhr unmöglich acht als adjektivisches Bestimmungswort zu Uhr ansehen; wenn also außer der Verbindung mit Uhr der große Anfangsbuchstabe sein Recht hat, so würde er es nicht weniger in der Verbindung haben. Mir scheint der kleine Buchstabe in beiden Fällen richtig. — Auch in Sätzen wie: „Drei und fünf ist acht", wo es auf den reinen Zahlbegriff ankommt, hat er seine Stelle.

Das Hundert, das Tausend, die Million sind Substantiva, ebenso die Wörter auf -tel, -stel (= Teil): Drittel, Viertel, Zwanzigstel. Hunderte von Menschen, viele Hundert Menschen, einhundert, zweihundert, viel hundert Menschen, an die hundert Menschen; tausend Cigarren, ein Tausend (= Mille, das Tausend als Einheit gefaßt) Cigarren.

Die Bemerkung über die Ordnungszahlen hinter Eigennamen, wie Friedrich der Zweite (§ 21,4). bedarf keiner Erläuterung.

4. Adjectiva.

Für Adjectiva und Participia gilt die Regel, daß sie den großen Anfangsbuchstaben erhalten, wenn sie nicht auf ein vorhergehendes oder folgendes Hauptwort bezogen werden. Man schreibt also: Es giebt Thoren und Weise, Gute und Böse; aber: Es giebt thörichte Menschen und weise, gute und böse. Männer und Frauen, Alte und Junge, alles war auf den Beinen; aber: Alle Männer, junge und alte, griffen zu den Waffen. — Was will die Kleine? — Er hat seine Geliebte (Liebste) bei sich. — Warum

zürnt die Schöne? — Der Edle genoß nicht lange die Frucht seiner Thaten. Die Masculina und Feminina der Adjectiva vertreten hier die Stelle eines persönlichen Hauptwortes; sie dienen zur Bezeichnung eines Menschen oder einer Gattung von Menschen nach einer gewissen Eigenschaft. Die Substantivierung ist vollständig; auch unser Sprachgefühl sucht für diese Wörter keine Anlehnung an ein Substantivum. Wörter wie: Gelehrte, Geistliche, Arme, Reiche, obgleich sie adjektivisch flektiert werden, empfinden wir ebenso als selbständige Substantiva wie: Knaben, Mädchen, Männer, Greise[1]). Seltener werden unpersönliche Hauptwörter so durch das Adjectivum vertreten: der Bittere, als Name eines Branntweines ist volles Substantiv, ebenso die bekannte Berliner Weiße, die kühle Blonde; bei andern Wörtern haben wir leicht das Gefühl einer Ellipse: ein Glas vom Heurigen, eine Flasche vom Besten, einen Schoppen Sauern (Surius, Kutscher); die Substantivierung ist hier weniger vollständig, als bei den erst genannten; es wird hier nur der Stoff bezeichnet, nicht ein sinnlich Konkretes, nicht ein Einzelwesen. — Eine elliptische Redensart ist: den kürzeren ziehn (den kürzeren Halm ziehen beim Losen); die Ellipse empfinden wir nicht mehr, aber noch weniger empfinden wir in dieser verflüchtigten ganz abstrakt gewordenen Redensart kürzeren als Substantivum; der kleine Anfangsbuchstabe hat hier sein Recht.

Ausführlichere Erörterungen als das Masculinum und Femininum verlangt das Neutrum. Wir haben hier zwei verschiedene Formen; weitaus in den meisten Fällen behält das substantivisch gebrauchte Neutrum die Adjektiv-Flexion, z. B. das Große, Edle, Erhabene u. s. w., in gewissen Fällen aber legt es dieselbe ab, und nimmt Substantiv-Flexion an: Sie war in Blau gekleidet; mit Weiß und Rot bemalt; er lernt Deutsch[2]). Jedoch nur von wenigen Adjektiven läßt sich diese Form bilden.

Hierher gehören die formelhaften Verbindungen: gleich und gleich, groß und klein, arm und reich, alt und jung, durch dick und dünn, über kurz oder lang, kurz und gut, die dadurch eigen-

1) Greis ist sogar nach seinem Ursprung Adjectivum.

2) Heyse 1, 212. 621 f.

tümlich sind, daß die einzelnen Wörter, die hier mit einander verbunden sind, nicht diese der adjektivischen Flexion bare Form bilden können. Man kann sagen: das Weiß, Braun, Deutsch, aber nicht: das Dick, Groß u. s. w. Es liegen also in den angeführten Verbindungen erstarrte Bildungen vor, deren einzelne Teile einen bestimmten grammatischen Charakter nicht mehr verraten[1]. — Hieran schließen sich die adverbialen: von klein auf, für ungut (nichts f. u.!), und zusammengeschrieben: fürlieb. Auch „auf deutsch" u. dgl. erscheint zulässig, z. B.: Ich fragte ihn französisch, er antwortete auf deutsch.

Viele Zweifel veranlassen die adjektivischen Neutra, welche adjektivische Flexion bewahren. Gewöhnlich stellen sie den abstrakten Begriff der Eigenschaft als selbständig dar; aber auch konkrete Substantiva können sie vertreten; so in dem kaufmännischen: Ihr Heutiges, Geehrtes, Wertes 2c. Oft stehen neutrale Adjektivformen mit dem Artikel verbunden und mit Präpositionen ohne Beziehung auf ein Substantivum, aber ohne doch selbst Substantiva zu werden, in adverbialem Gebrauch (§ 22, 4). Nicht sehr häufig sind adverbiale Genetive: „Er erging sich des langen und breiten über die Einrichtung; unterwies uns des kürzeren, berichtete des näheren, des öfteren, ließ sich des weiteren aus[2]". Aber als objektive Genetive: „Des Weiteren waren wir überhoben, sich eines Besseren besinnen, einen eines Besseren belehren[3]".

Präpositionale Verbindungen dienen oft zur Bezeichnung adverbialer Verhältnisse. So werden namentlich die Adverbia der Eigenschaft, welche im Positiv der nackte Adjektivstamm bezeichnet, im Superlativ fast immer mit Hülfe der Präpositionen gebildet: Es geht ihm nicht zum besten; es geht ihm aufs beste; er sprang am höchsten. Aber: Er verzweifelt am Höchsten und Besten (oder: an dem Höchsten und dem B.); etwas zum Besten der Armen thun. Er hatte sich aufs Äußerste (oder: auf das Äußerste) ge-

1) Schon die hannöversche Orthographie schrieb den kleinen Anfangsbuchstaben vor.

2) Heyse 1, 806 wendete hier die Majuskel an.

3) Die Adverbia auf -ens, die von Superlativen und Ordnungszahlen gebildet werden: nächstens, erstens u. s. w., sind keine reinen Genetivbildungen. Gr. 3, 94. 90. Weigand 1, 201 f.

faßt gemacht; aber: Er war aufs äußerste entrüstet. — Er überlegte ins geheim[1]).

Adverbiale Zeitbestimmungen: Ich weiß fürs erste keinen Rat; fürs nächste muß es dabei bleiben; *über kurz oder lang; *mit dem nächsten oder *mit nächstem (= nächstens), *mit dem früheſten[2]), *zum früheſten; vor kurzem, *binnen k., *in k.; *ins künftige; *nachgerade; *bis auf weiteres (= vorläufig), ohne weiteres (= sofort). Man unterscheide: Und nun, mein Lieber, ohne Weiteres (= Weiterungen; die Sache ist abgethan); aber: Er schlug ohne weiteres (od. weiters = sofort und ohne Rücksicht) die Thür zu. — Ferner eine Wiederholung bezeichnend: aufs neue, *frische; von neuem, *frischem; *zum öfteren. Er hub aufs neue an; aber: Er schalt aufs Neue und aufs Alte. — Adverbiale Bestimmungen anderer Art, namentlich des Grades: im allgemeinen[3]), im wesentlichen, im ganzen, *im großen und ganzen, im übrigen, *um ein beträchtliches, insbesondere, ins gemein, ins gesamt, vor allem, *in allem, bei weitem, *um vieles, *nicht im geringsten, *entfernteſten, *leiseſten. Vgl. Er ist im allgemeinen (= meist) gut unterrichtet; er ist im Allgemeinen gut unterrichtet (d. h. er hat gute allgemeine Kenntnisse). — Es waren im ganzen acht. Man bessert hier und da, während im Ganzen kein Halt ist. — Er ist nicht im geringsten treu gewesen (= durchaus nicht). Ist er nicht im Geringsten treu gewesen? — Er ist um ein beträchtliches (= bedeutend) gewachsen. Er hat ihn um ein Beträchtliches betrogen.

Daß es bei diesen Unterscheidungen nicht ohne Zweifel ab-

1) Es ist zu bemerken, daß in den adverbialen Wendungen die Verbindung zwischen Artikel und Präposition im allgemeinen enger ist, als in den andern.

2) Vgl. Adelung 2, 729: „Oft bekommen Adjective die Gestalt eines Substantives, stehen aber als Umstandswörter: aufs beste, am eheſten, mit dem früheſten, aufs neue, in allem. Hier hat der große Buchstab nur einen Grund für sich, aber zwey wider sich. Der erste ist die äußere Gestalt eines Substantives, die beyden letztern aber sind der adjektivische Ursprung und die adverbische Bedeutung; daher man sie am liebsten mit einem kleinen Buchstaben schreibet."

3) Heyse 1, 213 führt im Ganzen, Allgemeinen, Besondern als Ausnahmen an; den kleinen Buchstaben verlange die Regel.

gehen kann, liegt in der Natur der Sache; wo fängt das Substantivum an, wo hört es auf? Je enger eine Redensart in sich verwachsen ist, je mehr ihre Bedeutung sich von ihrem sinnlichen Ursprung entfernt, je abstrakter sie geworden ist, um so weniger empfinden wir substantivische Kraft. So verlangt das amtliche Regelbuch, nach Vorgang des bayerischen: einen zum besten haben (eine junge Redensart s. D. Wb. 1, 1662). — Das Wörterverzeichnis fügt hinzu: zum besten geben; beim alten lassen, bleiben; im reinen sein. Ebenso zulässig erscheinen: er machte sich ganz im stillen auf; im trüben fischen; im klaren sein; ins reine bringen; aber: Schreib die Arbeit ins Reine.

Das prädikative Adjektiv als solches hat keinen Anspruch auf den großen Anfangsbuchstaben. Also: Die Arbeit ist gut. Diese Arbeit ist die beste unter allen. Aber: Diese Arbeit ist das Beste, das er je geliefert hat. Diese Arbeit gehört zu dem Vorzüglichsten dieser Art; ist das Haltbarste in dieser Art. Hier bezieht sich der Superlativ auf kein anderes Substantivum; er nimmt selbst die Stelle eines Substantivums ein, und seine substantivische Natur wird fühlbar durch die näheren Zusätze: den Relativsatz, den Genetiv, die präpositionale Bestimmung. Wenig fühlbar ist die Substantivierung, wo solche Zusätze fehlen. Vgl.: Es ist gut, daß du kommst. Es ist besser, daß du zu Hause bleibst. Es ist am besten (das beste oder B.?), daß du ihn begleitest. — Freundliche Worte waren in diesem Falle wohl angebracht; wären in diesem Falle besser gewesen; waren diesmal das beste (oder B.?). Milder Zuspruch war hier das beste, das richtige, das allein angemessene (oder: B., R., A.?). Ich würde hier den kleinen Anfangsbuchstaben vorziehen. Ebenso: es ist ein leichtes zu beweisen, vgl. leicht zu beweisen u. ä.[2]).

Das amtliche Regelbuch hebt besonders hervor, daß die Adjectiva mit etwas, viel, nichts den großen Anfangsbuchstaben erhalten: nichts Gutes, viel Schlechtes, etwas Neues. Wunderlicherweise hat man daraus geschlossen, daß das substantivierte Neutrum ohne diese drei Wörter klein geschrieben werden solle:

1) Aber: Er gab ein Konzert zum Besten der Armen.

2) S. Köln. Ztg. 24. 2. 80.

Ich habe etwas Gutes gehört; aber: Ich habe nur gutes gehört. Diese Auffassung streitet wider die Hauptregel. Die Wörter etwas, viel, nichts sind nur deshalb besonders angeführt, weil grade neben ihnen manche den kleinen Anfangsbuchstaben verlangen[1]). Ursprünglich waren in diesen Verbindungen die Adjectiva Genetive, die von nichts, viel, etwas abhingen. Jetzt empfinden wir die letzteren als attributive Bestimmungswörter und der angeordnete Schreibgebrauch entspricht ebenso dem Sprachgefühl als der Sitte. Natürlich ist auch die Majuskel zu setzen in: genug Gutes, alles Gute u. s. w.

Die Bestimmungen über die von Eigennamen abgeleiteten Adjectiva (§ 21,7. 22,2) sind unverändert aus dem Berliner Regelbuch in die preußische und bayerische Orthographie übergegangen. Die von Ortsnamen abgeleiteten Wörter auf -er werden heutzutage ganz als Adjectiva empfunden, obgleich sie eigentlich Substantiva sind[2]) (der Kölner Dom = der Dom der Kölner) und die Annahme einer Flexion verweigern (des Kölner Domes u. s. w.); der große Anfangsbuchstabe scheint durch den überwiegenden Gebrauch gerechtfertigt[3]).

Die von Personennamen abgeleiteten Adjectiva werden klein geschrieben, wenn sie generelle Bedeutung haben, z. B. die lutherische Kirche, homerisches Gelächter; sonst groß, z. B. die Grimmschen Märchen. Sanders (Kurzg. Hilfsbuch S. 10) giebt darüber die Regel, daß die von Personennamen gebildeten Eigenschaftswörter auf isch den kleinen Anfangsbuchstaben haben, die auf 'sch den großen. Im allgemeinen trifft das zu (vgl. oben S. 83 Anm.); aber doch nicht ganz. Sonst müßte man die vossische Zeitung, die Spenersche Zeitung unterscheiden.

5. Infinitive.

Von den Verbalformen ist es außer dem Participium namentlich der Infinitiv, der substantivisch gebraucht wird: das Lesen,

---

1) S. Erörterungen S. 36.

2) Grimm, Kl. Schr. 5,380. Vgl. Erörterungen S. 36.

3) Vielfach werden auch die von Orts- und Volksnamen abgeleiteten Adjectiva groß geschrieben; der Gebrauch stammt aus der Zeit, wo man durch die Majuskel nicht sowohl die grammatische Kategorie als die Namen hervorheben wollte, s. Adelung 2,727. Heyse 1,216. Die amtlichen Regelbücher schreiben mit Recht den kleinen Anfangsbuchstaben vor.

das Schreiben, das Rechnen u. s. w. Wenn der Infinitiv ein adjektivisches Attribut bei sich hat, oder wenn er von einer Präposition außer „zu" abhängt, pflegt er den großen Anfangsbuchstaben zu erhalten: Das Sprechen (Lautes Sprechen) greift ihn an. Wir unterhielten uns mit Singen und Spielen. Mit Bitten und Flehen. Mit Hängen und Würgen u. s. w. Wo der Infinitiv ohne Bestimmungswort als Subjekt oder Objekt steht, verfließt die Grenze: „Still! ich höre sprechen. Wir hörten Jauchzen und Jubeln und fröhlichen Schall". Das einemal wird das Objekt der Wahrnehmung als Thätigkeit aufgefaßt, das andere Mal als vorhandener Gegenstand. „Er lernt schreiben. Er lernt nicht nur Schreiben und Lesen, sondern auch Geographie und Geschichte". In dem ersten Fall bezeichnet schreiben die Thätigkeit, in dem andern das Unterrichtsobjekt. Daß aber die Vorstellung der Thätigkeit allein nicht genügt, den kleinen Anfangsbuchstaben zu retten, zeigen schon einige der vorhin angeführten Beispiele. Vgl. „Sie berückte ihn mit Schmeicheln und Liebkosungen. Ich bin fertig mit schreiben (oder Schreiben?). Er ist beim Arbeiten (oder arbeiten?)." Es ist in der That eine schöne Sache um die großen Anfangsbuchstaben[1].

Solche Substantivierung erfährt nun nicht nur der bloße Infinitiv, sondern auch der mit näheren Bestimmungen bekleidete: das Schönschreiben, das Stillesitzen, das Aufundabgehen, das Zeitungslesen. Wenn diese vortrefflichen Bildungen gar zu ungefüge werden, läßt man hier auch wohl den großen Anfangsbuchstaben fahren und schreibt die Wörter getrennt: das nicht weiter können, das in die Höhe streben; oder man braucht Bindestriche: das In-die-Höhe-kommen, oder Anführungsstriche: das „in die Höhe kommen"; man schreibt nur das erste Wort groß: das In-

1) Freyer in seiner Orthographie (1722): „Manche uerba werden auch substantiue gebrauchet: als „eßen, trinken, schreiben". Hiebey hat man nun acht zu geben, ob und wenn sie offenbarlich substantive gebrauchet werden. Zum Exempel, wenn man saget, „das Schreiben habe ich empfangen", oder mit Beysetzung eines adiectivi, „das gute Eßen, das viele Trincken, das langsame Schreiben": so mag man schon mit großen Buchstaben anfangen; obgleich bey dem letztern Fall auch manche Exempel vorkommen, da es eben so gar nöthig nicht ist. Spricht man aber, „er ist unter dem eßen (inter edendum) eingeschlaffen, er fuhr im trinken (in bibendo) immer fort, er ward vom schreiben (a scribendo) abgehalten: so darf der Anfangsbuchstab nur klein seyn".

die-Höhe-kommen, oder auch den Infinitiv: das In-die-Höhe-Kommen[1]).

Für die Substantivierung anderer Wortarten und Wortverbindungen genügen einige Beispiele: Was helfen uns die schweren Sorgen, was hilft uns unser Weh und Ach. — Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht u. s. w. — Ein ernstes Nein entgegensetzen. Das Vergißmeinnicht, das Geratewohl, der Thunichtgut, der Taugenichts, der Nimmersatt, das Lebewohl, ein Kräutchen Rührmichnichtan.

Adverbia werden durch die Verbindung mit Präpositionen ebenso wenig zu Substantiven, wie die Adjectiva. Es heißt: das Jenseits, aus dem Jenseits kehrt keiner zurück. Aber: *von vorne, *von vornherein, im voraus (§ 22, 4), *von ferne, *von fern her, von ungefähr u. a.

Im allgemeinen tritt die Substantivierung ein, wenn Wörter, die nicht eigentlich Substantiva sind, in syntaktische Verhältnisse treten, in denen gewöhnlich Substantiva stehen; aber auch in diesem Falle kann die ursprüngliche Natur gewahrt werden. Vgl. Geben ist seliger als Nehmen; aber: Die 3. Person von geben heißt giebt.

VII. Über die Fremdwörter.

§ 23—25.

Bei den großen Anfangsbuchstaben haben wir es mit einer willkürlichen und selbstgeschaffenen Schwierigkeit zu thun, die Schwierigkeit, welche die Orthographie der Fremdwörter bietet, ist in der Natur der Sache begründet. Die Deutschen haben einen großen Teil ihrer Bildung fremden Völkern zu verdanken. Seit mit dem Beginn unserer Zeitrechnung die Germanen aus ihrer Verborgenheit heraustraten und in engere Beziehung zu den gebildeteren Nachbarvölkern im Süden und Westen kamen, lernten sie eine große Menge neuer Einrichtungen und Anschauungen kennen, die ihnen bis dahin fremd gewesen waren, für die ihre Sprache

---

1) S. Adelung bei Hagemann S. 61. Heyse 1, 214. Sanders kurzg. Hilfsbuch S. 28. Über den Wert solcher Bildungen überhaupt Grimm Kl. Schr. 1, 345.

also auch keine Benennungen bot. Mit den fremden Einrichtungen nahmen sie die fremden Bezeichnungen auf, und so kam schon früh eine große Anzahl von Fremdwörtern in ihre Sprache. Es waren nicht nur Worte, die zunächst dem gelehrten Gebrauch dienten, wie schreiben, Griffel, Brief; oder kirchliche Dinge bezeichneten, wie Bischof, Küster, Münster, Mönch, Kanzel, Engel, Teufel; sondern auch viele Wörter, die ganz in den Kreis des alltäglichen Lebens gehörten, in Haus und Garten, Küche und Keller ihren Platz haben; z. B. Kammer, Fenster, Söller, Pforte, Pfosten, Pfeiler, Ziegel, Kissen, Pfühl, Küche, Pfanne, Schüssel, Flasche, Kelch, Kohl, Kirsche, Birne, Pflaume, Kürbis u. a. Im ritterlichen Mittelalter eiferten die Deutschen den Franzosen nach und nahmen mit französischer Tracht und Sitte auch viele französische Wörter auf. Seit dem sechzehnten Jahrhundert bis tief ins achtzehnte hinein, und bis in unsere Zeit, wurde Frankreich zum zweiten Male das Muster in Mode und Sprache, und abermals erfolgte eine Einwanderung oder Entlehnung zahlreicher französischer Wörter. Daneben erfolgte seit dem 15. Jahrhundert, als das Studium des klassischen Altertums einen großen Aufschwung nahm, eine bedeutende Einwirkung des Griechischen und Lateinischen. Auch mit dem Sprachgut anderer Völker haben wir uns bereichert, bei weitem die meisten Fremdwörter aber stammen aus dem Lateinischen, Französischen und Griechischen. Manche sind im Lauf der Zeit wieder untergegangen, wie auch manches alte deutsche Wort verschollen ist; aber eine große Anzahl anderer hat sich gehalten, und ist zu einem unentbehrlichen Bestandteile unseres Sprachschatzes geworden.

Nicht von allen Fremdwörtern vermögen wir den Ursprung anzugeben, noch weniger sind wir im Stande für jedes einzelne den Weg zu bezeichnen, auf dem es zu uns gekommen ist. Die meisten griechischen Wörter sind durch das Lateinische vermittelt, daher schreiben wir in ihnen ä statt ai (Pädagog), ö statt oi (Ökonomie), i statt ei (apodiktisch), u statt ou (Enthusiast), daher sprechen wir vor den spitzen Vokalen das griechische k wie z (Cylinder); lateinische und griechische Wörter haben oft den Weg durch romanische Sprachen genommen und gelangten zu uns in veränderter Form und Bedeutung; manche sind öfter als einmal eingewandert und liegen in Doppelformen vor: z. B. Pfalz, Palast,

Palais, lat. palatium; Ziegel, Tiegel, lat. tegula; Vogt, Advokat vocatus, advocatus; Brief, Breve lat. breve; schreiben, Schrift, Skripturen, Manuskript lat. scribere, scriptura; Priester, Presbyter gr. lat. presbyteros; Bischof, Episkopat gr. lat. episkopos; Partie Partei, frz. partie; Meier, Major lat. major. Ja deutsche Wörter selbst, die in die Fremde gegangen waren, kehrten mit fremder Bildung zurück, und ließen sich unerkannt neben ihren alten Verwandten nieder; z. B. Bivouac ndd. biwake Beiwache; Email, emaillieren zu schmelzen; Blockade, blockieren zu Block; Boskett, Bouquet zu Busch; Equipage, equipieren zu Schiff; Etappe zu Stapel; Galopp zu laufen; Rakete zu Rocken u. a.

Das Schicksal dieser Fremdlinge auf deutschem Grund und Boden ist verschieden gewesen. Zu einer Zeit, da man noch wenig schrieb und las, die Fremdwörter mit dem Ohr aufgenommen und in der lebendigen Rede verbreitet wurden, konnten sie ihr fremdländisches Aussehen nicht lange behaupten; es wurde ihnen das Gewand deutscher Wörter angethan. Aus episkopus wurde Bischof, aus presbyter Priester, aus paraveredus Pferd u. s. w. Je weitere Ausbreitung aber die Kunst des Schreibens fand, je allgemeiner eine gewisse gelehrte Bildung wurde, je mehr die Aufnahme von Fremdwörtern durch die Litteratur vermittelt wurde und das Auge kontrollierend dem Ohre zur Seite stand, um so unangefochtener blieben die Fremdwörter. Viele haben sogar Laute und Lautverbindungen bewahrt, die der deutschen Zunge fremd sind, und geben sich dadurch sogleich als Ausländer zu erkennen; z. B. Genie, Bataille, Silhouette, Souper, Aperçu, Bouillon, Trottoir. Andere weichen zwar in ihren Lauten nicht von der deutschen Sprache ab, aber in ihrer Betonung und Bildung; z. B. General, Appell, Bajonett, Physik, Chirurg, Rhythmus u. a.

Aber selbst solche Wörter, deren fremder Ursprung klar vor Augen liegt, sind dem Einfluß der deutschen Sprache unterworfen. Die griechischen und lateinischen Wörter werden meistens in ihren Endungen verstümmelt, oft jedenfalls unter romanischem Einfluß. Die Grammatik selbst, die Wächterin der Sprache, braucht Formen wie Genetiv, Infinitiv, Adjektiv u. s. w. Wir sagen nicht Interjectio, Conjunctio, sondern Interjektion, Konjunktion; Familie statt Familia; Analyse, Emphase statt oder neben Analysis, Emphasis.

Deutsche Flexion und Wortbildung umschlingt auch fremde Wörter. Wir bilden von Rhythmus den Plural Rhythmen, von Doktor Doktoren, von General Generäle, von Bajonett Bajonette, von Bureau, Tableau, Bureaus[1]), Tableaus mit lautendem s; wir bilden mit deutschen Ableitungen die Adjectiva physisch, chirurgisch, die Substantiva Physiker, Rhythmiker u. s. w., lauter Formen die aus keiner fremden Sprache genommen sind. Auch die Laute werden umgestaltet; und selbst Wörter der französischen Sprache, der bekanntesten von allen, bleiben nicht unversehrt. Wir sprechen Bataillon mit deutschem n, Campagne mit deutschem m; wir sprechen Chaise zweisilbig, Cousine dreisilbig; wir lassen in Billet, Bouquet das t am Ende hören; in Schanze[2]) (Wagnis), Lanzette, Citadelle, Cigarre, ciselieren, cernieren, Matrize, Parzelle, Negociant, auch wohl in Necessaire sprechen wir ein z, während in den entsprechenden französischen Wörtern chance, lancette, citadelle, cigare, civil, ciseler, cerner, matrice, parcelle, négociant, nécessaire c = ß gilt; wir sprechen Schokolade mit d, frz. chocolat[3]), Repressalien, frz. représailles[4]) u. s. w. Andere haben stärkere Entstellungen erfahren; zuweilen in einem Maße, daß der fremde Ursprung ganz verhüllt ist. Im allgemeinen kann man sagen: In je weiteren Kreisen die Sprache, aus welcher ein Fremdwort entlehnt ist, bekannt ist, oder je mehr ein Fremdwort nur in solchen Kreisen gebraucht wird, die seinen Ursprung kennen, um so fester haftet im allgemeinen die ursprüngliche Form.

Zuweilen ist der Unterschied in der Form, die ein Wort in Deutschland einerseits und in der fremden Sprache anderseits hat, daraus hervorgegangen, daß die deutsche eine ältere Form festhält. Unser Franzose steht ziemlich weit ab von français; das o ge-

---

1) Die Form Bureaux, welche das amtliche Regelbuch neben Bureaus zuläßt, ist nur für die berechtigt, welche auch im Plural büro sprechen. Neben Rouleau sollte als Plural Rouleaus angeführt sein. Auch die Scheidung Portrait Portraits, Porträt Porträte ist wohl nicht zu billigen.

2) Schanze = Befestigung ist andern Ursprungs, Weigand 2, 547.

3) Vgl. Serenade, frz. sérénade, aus ital. serenata.

4) Das Wort hat sich an pressen, Pression angelehnt; manche versuchen jetzt Represaillen durchzusetzen. — Ich führe hier noch einige Fremdwörter an, in denen Sprache und Schrift schwanken: Kescher (daneben Kesser, Ketscher) Weigand 1,923. — Matratze (nicht mit d zu schreiben), mhd.

hört einer Zeit an, als der französische Diphthong oi (= ai) die Aussprache oa noch nicht hatte. Unsere Endung -tät (Fakultät, Moralität) entspricht im jetzigen Französisch -té, früher aber -teit[1]). Die Endung -tät im Deutschen wurde durch das lateinische -tas -tatis geschützt[2]).

Was nun die Schreibung betrifft, so wäre es jedenfalls am natürlichsten, die Fremdwörter — so wie es in früherer Zeit geschah — nach phonetischem Grundsatze zu behandeln, und jeden Laut, den wir sprechen, mit dem Zeichen wiederzugeben, welches in unserer Schrift für denselben das üblichste ist: Moßjö, Butelje, Kulör, Mär, Portföllje u. s. w. Der Schreibende schriebe richtig, wofern er die übliche Aussprache kennt, der Lesende hätte den Vorteil, wenigstens über die Qualität des Lautes nicht in Zweifel zu bleiben. Unleugbare und große Vorteile. Die orthographischen Reformatoren haben daher schon früh diesen Weg empfohlen; sogar für die Eigennamen. „Warum soll ich im Teutschen für Despreaux, Prideaux, Belleisle nicht Despro, Prido, Bellile schreiben? Der Teutsche, der die fremde Orthographie und Leseart nicht verstehet, der macht wunderlich Zeug aus dergleichen Worten, wenn sie ihm nicht also vorgeschrieben werden, wie sie auszusprechen sind. Man kann der Einfalt so viel schon zu Gefallen thun und geschehen laßen. Ich müßte ja sonst mitgehen, und meinem Leser erst das,

---

materaz, mlat. matratium, aus dem Arabischen, Weig. 2,45. — Pallisade oder Palissade = frz. palissade. — rigolen (furchenweise tief umgraben oder umpflügen), frz. rigoler, auch mit geschwundenem g: riolen, Weigand 2,487. Zu demselben Wort scheint auch Regal (Bücherbrett) zu gehören, Weigand 2,451. — Rundell, mlat. rondellum, zu frz. rond, rund, niederl. im 16. Jahrhundert rondeel, und daher auch im Hochdeutschen Rundeel, Rondeel, Weigand 2,488. — Salbei, Salvei aus lat. salvia; b schon im Ahd., aber daneben hält sich v, Weig. 2,519. — Schar-, Scherwenzel s. Weigand 2,552.

1) Grimm, Kl. Schr. 1,337.

2) Viele Wörter gehen auf -ität aus, wie im Lateinischen auf -itas, im Französischen auf ité: Liberalität, Nativität, Nervosität, Novität, Solemnität, Stabilität, Vivacität u. s. w., s. Peregrinus Syntax, Allgemeines deutsches Reimlexikon 1,125 f. Das Französische hat daneben einige auf -eté, und nach deren Muster hat man in neuerer Zeit Anciennetät, Naivetät statt Anciennität, Naivität zu schreiben angefangen. Souveränität hält sich trotz souveraineté.

was ich schreibe, lesen lehren[1])". Man konnte sich für diese freie Behandlung der Eigennamen auf die starke Entstellung der hebräischen Namen in der Bibelübersetzung berufen, und in der That nahm man es im vorigen Jahrhundert nicht sehr genau mit der Wiedergabe der Namen. Aber gegen die prinzipielle Forderung, fremde Wörter oder gar Namen nach ihrem Laute zu bezeichnen, verhielt man sich durchaus ablehnend; die, welche sie aufstellten, wurden als Sonderlinge angesehen, deren Versuche teils mit Entrüstung, teils mit Hohn zurückgewiesen wurden[2]). Bis auf den heutigen Tag besteht bei Gelehrten und Ungelehrten die entschiedenste Abneigung gegen eine solche Vergewaltigung der fremden Formen: selbst wenn wir die Wörter nicht so sprechen, wie sie in den fremden Sprachen klingen oder geklungen haben, wollen wir wenigstens in der Schrift das Zeichen des etymologisch begründeten Lautes sehen.

Übrigens ist der Weg der Phonetiker auf dem Gebiete der Fremdwörter nicht ganz dornenlos. Es giebt da Laute, die in der deutschen Sprache fehlen und für die infolgedessen unsere Schrift keine Zeichen bietet. Zwar den französischen Diphthongen oi könnten wir durch oa, die Lautverbindungen gn und ll einigermaßen passend durch nj und lj wiedergeben; aber für den Gutturalnasal und das weiche sch fehlen uns Zeichen: Bagasche, Schurnal, Ballong würden uns die Wörter Bagage, Journal, Ballon nicht richtig bezeichnen. Auch das griechische y würde Schwierigkeiten bieten; denn die Aussprache schwankt zwischen i und ü und nimmt gerne einen Laut, der in der Mitte steht: Asyl, Physik, Myrte[3]). Und gar erst die englischen Laute!

Der phonetische Weg also ist verlegt. Ebenso wenig aber

---

1) Wippel S. 117. Vgl. Adelung 2, 666. 670. Heyse 1, 208.

2) Vgl. Schottel S. 221. Bödiker S. 110 f., 114 f., 117. Gottsched S. 80. 740.

3) Heyse 1, 162 kennt die Aussprache ü nur etwa in solchen Wörtern, die weniger in der Volkssprache gäng und gäbe geworden sind, z. B. Hydra, Hyperbel, hysterisch, Myops u. dgl. m. In den allgemein gangbaren hingegen laute dieses y gewöhnlich wie i und zwar gedehnt in Syrup, Asyl, Polyp, lyrisch; geschärft in System, Myrte, Idylle. — Aber schon Gottsched (S. 38 f.) ist der Ansicht, daß das griechische y bei uns weit besser durch ü bezeichnet werde. — Ein anderes y ist das, welches ehedem in dem Diphthongen ei üblich war, in Wörtern wie bey, sey, meynen. s. Gottsched S. 37. 718. 740.

führt die Regel, fremde Wörter im Deutschen so zu schreiben, wie man sie in der Ursprache schreibt, zum Ziele. Das ergiebt sich schon aus dem, was über die Aufnahme und das Leben der Fremdwörter gesagt ist; sie existieren bei uns sehr oft in Formen, welche die fremde Sprache nicht kennt. In der Bezeichnung der Fremdwörter machen sich verschiedene Einflüsse geltend, die sich nicht in genau bestimmten Grenzen halten. Daher sind einfache durchgreifende Regeln nicht möglich.

Adelung (2, 665) unterschied zwei Arten von Fremdwörtern, solche, die bereits das deutsche Bürgerrecht bekommen haben, und solche, die es noch nicht völlig erhalten haben. Bei den ersteren sei kein begreiflicher Grund vorhanden, warum man sie nicht nach der einmal angenommenen und jedermann verständlichen Aussprache schreiben solle; den anderen hingegen müsse man ihre einheimische Tracht lassen, teils um den Fremdling, der das Bürgerrecht noch nicht erhalten habe, sogleich durch sein Äußeres anzukündigen, teils und vornehmlich auch, ihn dem Auge, welches an seine eigentümliche Tracht bereits gewöhnt ist, nicht unkenntlich zu machen. Allein Adelung selbst sah (2, 675), daß es sich nicht in allen einzelnen Fällen auf das genaueste bestimmen lasse, was das deutsche Bürgerrecht erhalten habe oder nicht; denn die Grenzen liefen hier ebenso sehr ineinander, als in anderen Teilen der Sprache; die Aufnahme eines Wortes geschehe nur nach und nach und nach unmerklichen Stufen, daher zu allen Zeiten Wörter vorhanden seien, welche zwischen beiden in der Mitte ständen, und mit Bestimmtheit zu keiner von beiden Klassen allein gerechnet werden könnten.

Die Unterscheidung von eingebürgerten und nicht eingebürgerten Fremdwörtern ist oft wiederholt; daß aber ein so schwankender Begriff keine feste Grundlage für orthographische Regeln abgeben kann, leuchtet ein auch ohne weitere Erörterung; ein Blick in ein Verzeichnis von Fremdwörtern genügt.

Im allgemeinen gilt für die Schreibung der Fremdwörter die Regel, daß für die Laute, welche von uns im Zusammenhang deutscher Rede ebenso gesprochen werden, wie wir sie in der fremden Sprache sprechen, das fremde Zeichen beibehalten wird; daß hingegen, wo wir den Laut der fremden Sprache aufgegeben

und neue Laute haben eintreten lassen, auch deutsche Bezeichnungsweise eintritt[1]).

Zunächst möge der zweite Teil dieses Satzes durch einige Beispiele erläutert werden. Wir schreiben Lafette trotz des frz. l'affût, weil wir die Laute ût nicht sprechen; wir schreiben Bandelier frz. bandoulière, Vagabund frz. vagabond, blümerant frz. bleu mourant, Rhabarber gr. lat. rhabarbaron, Lazarett ital. lazzeretto, Schanze frz. chance, Kloster lat. claustrum, Fieber lat. febris, Kanzel lat. cancelli, Pilger lat. peregrinus, Papst, Pfaff lat. papa, Liebstöckel lat. levisticum, und so in tausend anderen Fällen.

Zuweilen fällt die deutsche Bezeichnungsweise des veränderten Lautes mit der fremden Schrift zusammen, d. h. unsere Aussprache des fremden Wortes hat sich nach der Schrift gerichtet. Wir sprechen Chaise zweisilbig, aber indem wir das im Deutschen gesprochene e schreiben, entfernen wir uns nicht von der französischen Schrift; wir sprechen in Billard, Accord das d, das im Französischen nur geschrieben wird; in burlesk sprechen wir u, und treffen durch dessen Bezeichnung mit dem Französischen zusammen; in Bataillon haben wir den französischen Guttural-Nasal aufgegeben; aber indem wir unser dentales n bezeichnen, stimmen wir mit der französischen Schrift zusammen, und so in anderen Fällen.

Nur selten hält unsere Schrift der veränderten Aussprache zuwider an der fremden Bezeichnung fest. Ganz allgemein wird Leutnant, Kompanie gesprochen, aber gewöhnlich doch L i e u t e n a n t, C o m p a g n i e geschrieben. Hier liegen wirkliche Mißstände vor, da die Schreibung über den Lautwert täuscht. Das amtliche Regelbuch läßt daher in beiden Fällen die sachgemäße Schreibung zu. Über eine weitergreifende Ausnahme, das z betreffend, wird nachher gehandelt werden.

---

1) Vgl. Staatsbürger-Ztg. 13. 3. 80., 14. 3. 80. „Und doch bestand eine solche Regel und wird noch in überwiegendem Maße geübt, nämlich die: Man dehne Fremdwörter nicht und schreibe sie möglichst der Abstammung gemäß." „Entweder entschließe man sich zu einer durchgreifenden Schreibung der Fremdwörter mit deutscher Lautbezeichnung, oder — und das dürfte nach unserem Dafürhalten noch auf lange Zeit den meisten und verdientesten Beifall finden — man schreibe sie nach ihrer Abstammung; aber man verlange nicht von uns, mit dazu zu helfen, Zwitterdinge zu schaffen, die von der einen Sprache dies,

Was den ersten Teil der aufgestellten Regel betrifft, so ist da zunächst ein Punkt zu beachten, auf den schon Adelung (2,666) hingewiesen hat. Die Beachtung der fremden Schreibweise ist eine Folge und hängt ab von der Bekanntschaft mit der fremden Sprache. Je weniger bekannt eine Sprache unter uns ist, um so selbständiger können sich die aus ihr entlehnten Wörter entwickeln. Es tritt daher die Abhängigkeit von der fremden Lautbezeichnung vorzugsweise bei Lehnwörtern aus dem Französischen, Lateinischen und Griechischen ein, denen wir aber auch bei weitem die größeste Zahl aller Lehnwörter verdanken. Wir schreiben also Monsieur, Bouteille, Couleur, Portefeuille mit ganz französischer Bezeichnung, weil diese Wörter im Deutschen dieselben Laute behalten haben, wie im Französischen. Wir bezeichnen in Emballage, Entree den A-Laut mit e, weil derselbe Laut und dasselbe Zeichen im Französischen gilt; wir behalten auch im Genetiv und im Plural Entrees, in den Verben entrieren, emballieren das e bei, obschon diese Bildungen erst auf deutschem Boden entstanden sind; denn der in Rede stehende Laut ist dadurch nicht geändert. — Hinsichtlich der toten Sprachen ist nicht — wie schon durch den Wortlaut der Regel angedeutet ist — ihr ursprünglicher Laut maßgebend, sondern der, welchen wir jetzt im Gebrauch dieser Sprachen zu sprechen pflegen. Ein Wort wie Rhabarber behält sein rh, denn wir sprechen den Laut ebenso im deutschen Fremdwort, wie wir ihn sprechen, wenn wir griechisch lesen, obschon die Griechen anders gesprochen haben mögen. Wir behalten aus demselben Grunde in Philanthrop ph und th, obschon sie im Munde des Griechen anders klangen. Es thut dabei auch gar nichts zur Sache, daß weder Rhabarber noch Philanthrop so in der griechischen Sprache vorkommen (es heißt ῥᾶ βάρβαρον, φιλάνθρωπος), es kommt nur auf die e i n z e l n e n Laute an. Hingegen die griechischen

von der andern das an sich haben, für keine aber verständlich sind". — In demselben Sinne schon vorher (28. 2. 80) die Köln. Ztg. Diese betrachtet als ihre Norm: „Der Lautbestand der Ursprache wird überall beibehalten, wo nicht eine der beiden notwendigen Ausnahmen Platz greift. Diese Ausnahmen bilden: 1. Solche Wörter, in welchen die feststehende Aussprache eine Änderung verlangt. 2. Solche Wörter, in denen eine abweichende Schreibung längst allgemein geworden ist und die ohne Auffallen zu erregen nicht in anderem Gewande auftreten kann".

Diphthonge ai, ei, oi in Wörtern wie Äther (*αἰθήρ*), Idyll (*εἰδύλλιον*), Ökonom (*οἰκονόμος*) können wir in unserer Schrift nicht brauchen, weil andere Laute an ihre Stelle getreten sind.

An Ausnahmen von dieser Regel fehlt es nun freilich nicht. Um gleich an das letzte anzuknüpfen: den griechischen Diphthongen *ου* bezeichnen wir durch einfaches u, obwohl wir auch, wenn wir griechisch lesen, das *ου* wie einen einfachen Vokal aussprechen: Liturgie *λειτουργία*, Chirurg *χειρουργός* u. s. w. Es gilt ferner, wenn wir dem amtlichen Regelbuch folgen:

ä für frz. ai in räsonnieren raisonner.

o für frz. au in Schafott échafaud, marode, Marodeur[1]), marodieren maraudeur marauder.

ö für frz. eu in Möbel meuble, Pöbel peuple (s. Weigand 2, 366), Likör liqueur.

u für frz. ou in Bluse blouse, Butike boutique, Diskurs, Rekurs[2]) discours, recours (vgl. lat. discursus, recursus), Dublette doublet, *Dusche douche, Gruppe groupe, *Musche mouche, Muskete mousquet, Musselin mousseline, Puder poudre, Schaluppe chaloupe, turnen, Turnier zu frz. tourner (s. Weigand 2, 947), *Trubel frz. trouble, Truppe frz. troupe, *Tusche frz. touche, Luise frz. Louise.

ü für frz. u sehr häufig: amüsieren amuser (aber Amusement amusement, weil auch in der letzten Silbe fremde Bezeichnung herrscht), *Aventüre (in deutscher Aussprache, aber nach französischer Art Aventure, Aventurier), Broschüre brochure, brüsk brusque, Büffett buffet, Büste buste, Füsilier[3]) fusilier, Kostüm costume, Lektüre lecture, *prüde, Prüderie prude, pruderie, *resümieren résumer (aber Resumé, résumé), *reüssieren frz. réussir, *Rüsche ruche, Tribüne tribune[4]). — ü für ui in Küraß cuirasse.

---

1) Hier gilt also in der einen Silbe französische, in der andern deutsche Bezeichnung.

2) Es ist zu beachten, daß im Deutschen zuweilen Verkürzung des u eingetreten ist.

3) Früher pflegte man Füselier zu schreiben.

4) Auch in andern Wörtern findet man dieses ü, z. B. *Menü, *Molekül, *Promptitüde, *Latitüde, Revenüe (amtlich Revenue wegen des stummen e), parfümieren (amtlich parfumieren aus Rücksicht auf das feststehende Parfum) u. a. Als Grenze darf man ansehen, daß nicht auch sonst undeutsche Laut-

ss für frz. c in Rasse race, Grimasse grimace, auch wohl Fassade façade.

sch für frz. ch: Bresche brèche, Brosche broche, Broschüre brochure, Depesche dépêche, Gamasche gamache, Kalesche calèche, Manschette manchette, Marsch marche, Marschall maréchal (deutschen Ursprungs), Maschine machine, *meschant (mit deutscher Aussprache der letzten Silbe) méchant[1]), Nische niche, Plüsch peluche, Rüsche ruche, rikoschettieren zu ricochet, *Schabracke chabraque (aus dem Türkischen), Schafott échafaud, Schalotte échalotte, Schaluppe chaloupe, *Schamade chamade, Scharnier charnière, Schärpe écharpe, Schikane chicane, Schimäre, Chimäre frz. chimère aus gr. lat. chimaira, Schokolade chocolat, Schwadron éscadron (s. Weigand 2, 657), Tusche touche[2]). In vielen andern Wörtern aber hält man das ch fest.

Außerdem sollen die Endungen än, är, ös die deutschen Lautzeichen erhalten: Kapitän, Militär, religiös.

Ein paar griechisch-lateinische Wörter lassen i an die Stelle von y treten: Silbe συλλαβή syllaba, Gips γύψος, Zimbel κύμβαλον, auch wohl Kristall κρύσταλλος. Ferner f an die Stelle von ph: Fasan φασιανός, Elefant ἐλέφας[3]); k für ch: Karte gr. lat. charta.

---

bezeichnung in dem Worte herrscht. Die Form Debüt im Wörterverzeichnis würde ein lautendes t voraussetzen, wie in debütieren, debütant.

1) In derselben Weise findet man auch *scharmant charmant.

2) Schatulle aus mlat. scatula, nicht aus einem frz. chatouille. Bemerke ferner *Anschovis, Anschoven (Plural) frz. anchois, engl. anchovy; Artischocke engl. artichoke, frz. artichaut (s. Weigand 1,78); Faschine frz. fascine, Scharteke s. Weigand 2, 551. — Punsch engl. punch; Schirting engl. shirting, *Schlips engl. slip. — Scharmützel ital. scaramuccio.

3) Für Elefant spricht der Zusammenhang mit Elfenbein, dessen Schreibung mit f feststeht. — Fasan ist allgemein, s. Adelung 2, 772. In andere dringt f ein. Adelung: „Wer Fantast, Fantasie, Faseole oder Fasele, oder noch besser, um den gedehnten Ton der mittleren Sylbe nicht zu verkennen, Fasehle für eingebürgerte Fremdlinge hält, kann sie immer so schreiben". Weigand schreibt in beiden Wörtern f. Fantasie ist besonders üblich für Musikstücke und die sogenannten Fantasie-Artikel; während man sonst an dem ph festhält; diese Trennung soll jedoch keineswegs empfohlen werden. Ähnlich ist es mit Symphonie und Sinfonie, gr. συμφωνία ital. sinfonia. — Kampfer, wofür man zuweilen Kampher findet, ist nicht aus dem Griechischen entlehnt, sondern ein im Mittelalter aus dem Orient auf-

Also Ausnahmen sind da, aber im Verhältnis zur Gesamtsumme der Fremdwörter so wenige, daß sie die Brauchbarkeit der allgemeinen Regel nicht aufheben. Wie mächtig diese über unserm Schreibgebrauch waltet, zeigen namentlich die griechischen Fremdwörter. Obwohl diese Sprache doch nur von einem kleinen Teil der Schreibenden gelernt wird, bestehen ihre ph, th, rh in Kraft, und die Angriffe die man gegen sie gerichtet hat, sind bis jetzt gescheitert. Nur an zwei von den Punkten, die wir bis jetzt betrachtet haben, sind etymologisch begründete Zeichen stärker bedrängt: ü und sch sind ziemlich weit in die Scharen französischer Wörter eingedrungen. Aber verheerender als sie haben zwei andere, noch unerwähnte Buchstaben unseres Alphabetes gehaust; k und z, zwei der häßlichsten, haben namentlich in neuerer Zeit gewaltige Breschen in unser Schriftgebäude gelegt, und andere Zeichen aus ihrem etymologischen Reiche verdrängt, namentlich das c aber auch qu und t.

Was das k betrifft, so hat hier, wenn ich nicht irre, das Bestreben etymologisch genau zu schreiben, sich selbst das Grab gegraben; in den griechischen Wörtern trieb man das c aus, durch die geöffnete Pforte entschlüpften auch die anderen. Schon Gottsched (S. 94 ff.) verlangte für die griechischen und hebräischen Wörter das k, wenn die Aussprache die Anwendung dieses Zeichens gestatte, hingegen für die lateinischen Fremdwörter sollte c in Geltung bleiben. Aber die Regel ließ sich nicht durchsetzen. Gottsched selbst führt schon einige lateinische Lehnwörter an, in denen

genommenes Wort. Weigand 1,891. — Sopha und Sofa gehen schon im vorigen Jahrhundert nebeneinander her; ebenso im Französischen; ital. sofà, das Wort stammt aus dem arab. suffa. Weigand 2,740. Das unberechtigte ph, das im amtlichen Regelbuch beseitigt ist, wird durch die leicht begreifliche Neigung, Fremdwörter fremdartig zu schreiben, gehalten. Wir sollten aber wenigstens da, wo die fremden Sprachen selbst lautgemäße Schreibung bieten, ihrer Annahme nicht widerstreben. So dünkt mich, hätte im Wörterverzeichnis Hasard geschrieben werden sollen, wie frz. hasard, nicht Hazard wie engl. hazard. — Coaks ist in Deutschland die gewöhnliche Schreibung, und als solche in die amtlichen Regelbücher übergegangen. Aber in England selbst überwiegt jetzt cokes, und dem entsprechend sollten wir nicht Bedenken tragen gleichfalls Kokes oder Koks, verkoken zu schreiben. Die Form Coke ist, wie ich durch freundliche Zuschrift erfahre, bei vielen Gasanstalten seit Jahren üblich.

das k seit undenklichen Zeiten geschrieben werde: Kaiser, Käse, Kanzel, Kloster, Kreuz, Krone, Küster[1]); neuerdings seien Körper und Köln hinzugekommen. Aber er weiß, daß andere diese Grenze nicht inne hielten, und auch Kandidat, Kantor, Konfusion, Korrespondent, Kruzifix, Kollege, Kompliment, Konzept, Kondition, Konrektor, Konsistorium, Kommercium schrieben. Er weiß dagegen nichts anzuführen, als daß es seltsam in die Augen falle, und eine Schrift dadurch lächerlich werde. Adelung (2,677 f.) vertrat im wesentlichen den Standpunkt Gottscheds. Doch zu einem festen Gebrauch vermochten es die Grammatiker nicht zu bringen.

Heyse (1, 206) kann nichts als Schwanken verzeichnen; er neigt zur etymologischen Sonderung, verlangt für die lateinischen Wörter c, wagt aber nicht, mit Entschiedenheit für die griechischen k zu fordern und ist mit c überall zufrieden. Umgekehrt schlug sich Sanders von Anfang an zur K-Partei[2]). Schon in seinem Katechismus der deutschen Orthographie (1856) erklärt er in dem Abschnitt über das c (S. 81): „Dieser fremde Buchstabe ist in unser Alphabet mit den vielen Fremdwörtern eingedrungen . . . Die Vorschrift, k in Wörtern aus dem Griechischen, c dagegen in den Wörtern aus dem Lateinischen, Französischen ꝛc. anzuwenden, gehört zu den Mißgriffen, wonach man bei der einfachen Rechtschreibung nicht an das Publicum im Allgemeinen, sondern an lauter Sprachgelehrte von Fach denkt[3])." Wir können diese Gründe

---

1) Einige mehr Frisch (S. 15). Adelung 2,767. Heyse 1,250.

2) Auch Anhänger der historischen Richtung treten für k ein; s. Raumer in den Verhandl. S. 76. Michaelis (Zschr. für Stenogr. u. Orth. XXII., 121 ff.) bemerkt, daß namentlich der preußische Staatsanzeiger die Bewegung gefördert habe. „Zinkeisen begann als Redakteur des preuß. Staatsanzeigers zwar nicht die weiter- und tiefergreifende Arbeit einer Reform, aber er weckte die phonetischen Bestrebungen dadurch, daß er begann, in Fremdwörtern k an die Stelle des lateinischen c einzusetzen. Dieses k ist von ihm aus ziemlich ununterbrochen auf die preußischen Staats- und dann weiter auf die deutschen Reichsbehörden und bis zu einem gewissen Punkte auch auf die Militärbehörden übergegangen, und ist so in Deutschland der Hauptapostel für die phonetischen Bestrebungen geworden."

3) Vgl. Gottsched S. 94: „Man wendet hier abermal ein: Man könne es unmöglich von allen Deutschen fordern, daß sie hebräisch und griechisch können sollen, um die Wörter recht zu schreiben. Die Sache ist richtig, und das Unmögliche begehret man nicht. Aber können denn die Gelehrten nicht

nicht sehr triftig finden; das c ist in unserem Alphabet nicht fremder, als alle anderen Buchstaben, und keineswegs mit den vielen Fremdwörtern eingedrungen[1]); und wenn es ein Mißgriff ist, für die griechischen Wörter k zu fordern, so wäre es kein geringerer Mißgriff für sie th, ph, ch, rh in Anspruch zu nehmen, die doch Sanders unangefochten läßt. Das eine ist nicht schwerer als das andere. — Nun, wie schlecht aber auch die Gründe sein mögen, der Gebrauch neigte sich auf die Seite des k, und die vielgebrauchten orthographischen und grammatischen Schriften von Sanders haben jedenfalls dazu beigetragen, ihn zu festigen. Sanders verlangt schon an der angeführten Stelle das k selbst in Wörtern, die sonst ganz fremde Schreibung haben: Kanaille, Kliché, Koeur, Koup, Kotillon. Nur cc wird konserviert. Das amtliche Regelbuch ist nicht ganz soweit gegangen; außer der Verbindung cc (z. B. Accord) hat es auch die Verbindung cqu (z. B. Acquisition), und die Fremdwörter, die auch sonst undeutsche Lautbezeichnung haben (z. B. Coeur) dem c zu retten gesucht. Es folgt darin der Raumer'schen Vorlage, den Beschlüssen der orthographischen Konferenz und der bayerischen Orthographie. Schwerlich werden sich diese Inselchen lange halten[2]).

Langsamer als k ist z dem c gegenüber vorgedrungen; die Verhältnisse waren ihm weniger günstig. Dem Gebrauch des c zur Bezeichnung des K-Lautes stand entgegen, daß in den aus dem

---

etwas davon? Von diesen kann man es also fordern und die übrigen dürfen nur ihrem Exempel folgen, ohne sich auf die Ursache einzulassen."

1) Heyse 1, 249.

2) Anm. 2 verlangt nach Maßgabe der bayerischen Orthographie, daß man die Bezeichnung des k-Lautes durch verschiedene Zeichen innerhalb desselben Wortes vermeide, und ferner, daß man in Wörtern, die auch sonst undeutsche Lautbezeichnung haben, c schreibe. Das Wörterverzeichnis fügt sich in einigen Punkten dieser Vorschrift nicht. Komité ist nachträglich als ein Versehen beseitigt und durch Komitee (Comité) ersetzt. Karton, Kantonnement stehen noch da, und werden durch weitverbreiteten Gebrauch geschützt. Über Cognac s. S. 201. Was in der Anmerkung gesagt ist, darf wohl als allgemeine Norm gelten, jedoch nicht so, daß eine Abweichung von derselben als Fehler zu bezeichnen wäre. Insbesondere wird man k in solchen Wörtern zulassen dürfen, deren Stamm in andern Ableitungen k verlangt oder gestattet; z. B. Kollekteur neben Kollekte, kollektieren; Kommandeur neben Kommandant, kommandieren; Chok, wenn man chokieren schreibt.

Griechischen entlehnten Wörtern k gebraucht werden sollte; die lateinischen wurden dadurch von den griechischen getrennt und die Schreibenden, welche die alten Sprachen nicht kannten, wurden dadurch verwirrt. Bei dem Gebrauch des c zur Bezeichnung des Z-Lautes fällt diese Unbequemlichkeit weg, denn wenn der Z-Laut gesprochen wird, hatte das c auch in griechischen Wörtern seine Stelle, z. B. Centaur, Cyklus; die griechischen Wörter sonderten sich hier nicht von den lateinischen ab, sie bildeten eine kompaktere Masse, die fähiger war, Widerstand zu leisten. Zum Teil freilich wurde dieser Vorteil dadurch aufgehoben, daß wir im Griechischen selbst Wörter mit z haben; z. B. Zone, Zoologie, Zephyr, Zelot; so daß doch wieder derselbe Laut auf verschiedene Weise bezeichnet wurde. Aber die Störung, welche diese Wörter brachten, war verhältnismäßig gering; denn einmal sind es nicht sehr viele, sodann aber, und das ist die Hauptsache, ihre Schreibung stand fest; das z galt hier auch im Lateinischen, während die griechischen Wörter mit k im Lateinischen allgemein mit c geschrieben werden.

Also wenn der Gebrauch des z für c zunächst weniger Beifall fand, so ist das wohl zu begreifen. Freilich, mutige Leute ließen sich nicht schrecken. Wippel (S. 15) meint: „Es geht mit der Orthographie so, wie mit dem Stilo curiae und dem juristischen Schlendrian. Man hält sich gleich darüber auf und schmeißt mit Schulfüchsereien um sich, wenn einer von dem allgemeinen Irrenden und Albernen abgehet. Daher wird es schwer halten, für das C allenthalben ein K oder ein Z einzufüren. Wie würde mancher lachen, wenn man ihm Akzise, Akten, Konrad und dergleichen vors Gesichte brächte? Indessen wagen schon viele etwas, und kommen bei denen, die die Gründlichkeit lieben, durch.“ Beachtenswert sind die drei Beispiele, die Wippel hier anführt; er wählt sie, als seinen Zeitgenossen anstößig; die beiden letzten gelten heute als Regel.

Wippel stand nicht allein; es fanden sich auch andere Freunde des z; aber ihr Einfluß war so gering, daß Gottsched sich nicht einmal veranlaßt sah, näher darauf einzugehen (s. Gottsched S. 740).

Der Umfang, den das z in der deutschen Schrift auf Kosten des t und c gewonnen hatte, war wesentlich auf das Wortende beschränkt. Namentlich kommen hier die Wörter auf frz. ce, auf

lat. tius, a, um, cius, a, um in Betracht. Benefiz lat. beneficium, frz. bénéfice; Justiz lat. justitia, frz. justice; Hospiz lat. hospitium, frz. hospice; Miliz lat. militia, frz. milice; Notiz lat. notitia, frz. notice; Differenz lat. differentia, frz. différence; Sentenz lat. sententia, frz. sentence; Provinz lat. provincia, frz. province; Novize lat. novicius, frz. novice; Vakanz mlat. vacantia, frz. vacance; Finanzen frz. finance, ital. finanza (s. Weigand) u. a. Sedez für lat. in sedecimo, Duodez für in duodecimo. Das z war an dieser Stelle durch die Aussprache gefordert, dem auslautenden c kommt der K-Laut zu[1]). Vor Flexionen blieb es erhalten: Vakanzen, Finanzen u. s. w., nicht aber vor Ableitungen: Beneficial, Provincial, Noviciat, financiell u. s. w. — Abgesehen von diesem auslautenden z galt der Buchstabe nur in wenigen Wörtern. Adelung (2, 767) führt als solche an: Zins lat. census, Zirkel, Bezirk zu lat. circus; Zentner zu lat. centum; Zinnober gr. lat. cinnabaris; Zimmet zu gr. lat. cinnamum (s. Weigand 2, 1178); zingeln zu lat. cingulus, cingere; Ziffer mlat. zifra, ciffra, aus dem Arabischen (s. Weigand 2, 1177), Kanzel lat. cancelli, Spezerei ital. spezierie, zu lat. species. In diesen Fremdwörtern sei das z berechtigt, weil sie Bürgerrecht erhalten hätten; in manchen andern könne man zweifelhaft sein: Zent lat. centum, Zitther gr. lat. cithara, Prozeß lat. processus. Diesen Wörtern hängt Adelung ein „u. s. f." an; man sieht, eine ganz sichere Grenze kannte er nicht.

Seitdem ist der Gebrauch des z mächtig angewachsen, namentlich und zuerst in Süddeutschland. Es wird schwer sein, ihm Einhalt zu thun; seit alters behauptet das z in mehreren viel gebrauchten Wörtern den Anlaut und Inlaut, in andern schwankt der Gebrauch mehr oder weniger; eine feste Grenze, die einen Teil der Wörter ausschlösse, läßt sich weder aus der Sprache noch aus dem Gebrauch gewinnen. Einen sicheren Zustand könnte man nur begründen, wenn man entweder vorschriebe, daß fremdes c überall behalten, oder überall durch z ersetzt werde; auf diesen letztern Punkt drängt die Entwickelung unserer Schrift offenbar hin. Das bayerische Regelbuch leistet, der heimischen Sitte folgend, dem

1) Adelung 2, 674 f.

Gebrauch des z ziemlich stark Vorschub[1]); zögernd folgt die preußische Orthographie. Dem in Norddeutschland geltenden Brauche gemäß bevorzugt sie in einer Reihe von Wörtern das c, wo die Bayern z bevorzugen oder allein gelten lassen: Ceder, Censur, censieren, Centrum, Ceremonie, Cigarre, Civil, ciselieren, Docent, Deficit, Disciplin, Emancipation, municipal, Pharmaceut, speciell, specifisch. In andern wird schwankender Gebrauch anerkannt, aber z empfohlen[2]). Für eine dritte Kategorie ist z vorgeschrieben; sie umfaßt außer den von Adelung angeführten Wörtern noch einige andere: Zelle lat. cella; Lanze lat. lancea, frz. lance; Lanzette frz. lancette; Parzelle frz. parcelle; Polizei, Polizist mlat. policia, politia, zu gr. *πολιτεία*[3]). Schließlich wird es wohl so kommen, wie die Frau Gottschedinn im Jahre 1748 schrieb: „Die Schleuse, die hier geöffnet ist, wird unsere Muttersprache mit einer Sündfluth seltsam gestalteter Wörter überschwemmen: zu deren geduldigem Anblicke unsere Gesichtsnerven sich fast in andere Falten werden biegen müssen".

---

1) Über den Gebrauch von k und z für das fremde c hat Prof. Christ in der (Augsburger) Allgemeinen Zeitung (28. Dec. 1879) sich näher ausgesprochen: „Noch in einem dritten Punkt, in der Wiedergabe des c der Fremdwörter, hat das bayerische Büchlein eine größere Folgerichtigkeit walten lassen als das Berliner und neuerdings das österreichische, nicht ohne auch hier von dem in der Schule und in der Presse des Landes viel verbreiteten Usus unterstützt zu sein. Als Hauptregel ist der Satz aufgestellt, das fremde c mit dem deutschen k und z wiederzugeben, je nachdem ein k oder z in der Aussprache der betreffenden Wörter gehört wird." Ich finde nicht, daß dieser einfache Grundsatz, der meinen persönlichen Wünschen ebenso sicher entspricht, als er dem gemeinen Gebrauch zuwider ist, in dem amtlichen Regelbuch ausgesprochen sei.

2) Besonders einschneidend ist die Empfehlung des z in den Verbis auf -ieren, deren Stamm auf c ausgeht (nach Maßgabe der bayerischen Orthographie). Als Beispiele sind angeführt fabrizieren, inspiz., musiz., publiz.; andere fügt das Wörterverzeichnis hinzu: praktizieren, dedizieren, denunzieren, vindizieren, affizieren; daß aber bei Wörtern, die weniger dem gemeinen Leben angehören, uns der Gebrauch widersteht, zeigt das Wörterverzeichnis, indem es schreibt: prädicieren (prädizieren), vocieren.

3) Terzerol, Terzett sind wie Terzine aus dem Ital. entlehnt und haben etymologisch begründetes z; ebenso Bronze frz. bronze. Vgl. Heyse 1, 264. — Dem ganz unbegründeten Czar st. Zar ist keine Aufnahme mehr gewährt. Frisch S. 23 f. hatte darüber schon gründlichen Bescheid gegeben. Vgl. Weigand 1, 337.

Sachlich ist übrigens die Anwendung des z für etymologisches c besser begründet, als die des k für c. Das lateinische c vor e und i sprechen wir, abweichend bekanntlich von dem Gebrauch der Alten, wie z; so in censere, civitas, Cicero, cecidi u. s. w. Weil wir diese Aussprache in die fremde Sprache übertragen, so würde nach dem oben Bemerkten (S. 188. 190) für lateinische Lehnwörter die Bezeichnung des Z-Lautes durch c zu Recht bestehen, grade wie wir griechisches th behalten, obwohl wir es wie t sprechen. Anders aber ist es im Französischen. Das französische c vor e und i hat den Wert eines ß, und wir enthalten ihm diesen Wert im Gebrauch der französischen Sprache nicht vor. In manchen aus dem französischen entlehnten Wörtern aber haben wir diesen ß-Laut aufgegeben, und z an seine Stelle treten lassen, so in Citadelle, Cigarre, ciselieren, cernieren; in Cervelatwurst sprechen wir das z an Stelle eines italienischen c u. s. w.[1]). Hier also, wo wir einen der deutschen Sprache eigentümlichen Laut haben, würde nach der allgemeinen Regel auch ein eigentümliches Zeichen an seiner Stelle sein. Es ist ganz angemessen, daß man den sprachlichen Unterschied zwischen Associé und Offizier, Distancen Finanzen, auch in der Schrift bezeichne; und darnach erschiene die Schreibung Zitadelle, Zigarre, zernieren ꝛc. wohl begründet.

In § 25 wird von dem Einfluß der deutschen Orthographie auf die Konsonantverdoppelung in fremden Wörtern gesprochen. Unsere Gewohnheit nach kurzem betonten Vokal den Konsonanten zu verdoppeln, hat auch in vielen französischen Wörtern zur Verdoppelung des Konsonanten geführt. Nicht in allen ist der Gebrauch feststehend, aber er verdiente es wohl durchgeführt zu werden, namentlich in denen, welche auf ein t ausgehen, das im Französischen stumm ist, im Deutschen aber gesprochen wird. Schon Adelung (2, 672. 738) bemerkte, daß die Endsilben hier deutsch ausgesprochen werden; wir sprächen nicht Cadet Cabinet mit langem e und stummem t, es sei daher billig diese Aussprache auch durch die Schrift zu bezeichnen, zumal da die nächste Abstammung dadurch nicht verdunkelt, auch dem Worte sein eigentümliches Ansehen nicht benommen, sondern nur der Ton nach

1) S. 185.

deutscher Art gesichert werde, damit man nicht gedehnt des Cadē-ten, die Cartēle spreche.

Es ist demnach zu schreiben Ballett[1]) frz. ballet, Bankett banquet, bigott bigot, Boskett bosquet, Büffett[2]) buffet, Fagott fagot ital. fagotto, Florett fleuret mlat. floretum, Kabinett cabinet, Kabriolett cabriolet, Kadett cadet, Kamelott camelot, kokett coquet, Kollett collet, komplett complet, Komplott complot, Korsett corset, Menuett menuet, Parkett parquet, Pikett piquet, Rabatt rabat, ital. rabbatto, Sonett sonnet, ital. sonetto, Stilett stilet, violett violet[3]); daran schließen sich mit stärkeren Änderungen: honett honnête, Kompott compote, Schafott échafaud.

Ferner Wörter, die auf andere Konsonanten ausgehen: Appell appel, individuell individuel, offiziell officiel, Pastell pastel, reell réel, virtüell virtuel, Galopp galop, und mit stärkerer Änderung: Krepp crêpe, *salopp salope, Modell modèle. Widerstand leistet Hotel hôtel, April lat. aprilis, früher oft Aprill.

Ebenso tritt Verdoppelung ein, wenn noch ein unbetontes e folgt: Cigarre cigare, Guitarre guitare, Agraffe agrafe, Karaffe carafe, Kontrolle contrôle, Krawatte cravate, Baracke baraque, Etappe étape, Gruppe groupe, Sappe sape, Schaluppe chaloupe, Suppe soupe, Truppe troupe, Kaffee café (s. aber Weigand 1,881).

In den Ableitungen fehlt es an festem Gebrauch, da derselbe Stamm in verschiedenen Wörtern einfachen oder doppelten Konsonanten haben kann; z. B. Cigarre, Cigarette frz. cigare, cigarette; Kavalier, Kavallerie; Klub, Klubbist engl. club, clubbist. Doch scheint es zweckmäßig, den Wörtern auf -ieren durchgängig die Doppelkonsonanz zu gewähren, wenn die Stammform mit doppeltem Konsonanten geschrieben wird. Modell, modellieren frz. modèle, modeler; Appell, appellieren frz. appel, appeler; Skelett, *skelettieren frz. squelette; kokett, kokettieren frz. coquet, coqueter; Parkett, *parkettieren frz. parquet, parqueter; Nivellement, nivel-

1) Aber natürlich mit fremder Aussprache corp de ballet, Kabaret cabaret.

2) Wer die fremde Aussprache wahren will, muß Buffet schreiben.

3) In Bouquet, Billet schreibt die amtliche Orthographie nach Vorgang der bayerischen einfaches t vor; die Ausnahme läßt sich dadurch motivieren, daß diese Wörter auch sonst fremde Lautbezeichnung bewahren. — Dieser Gesichtspunkt kommt auch bei Wiedergabe der französischen Endungen -le, -re in Betracht: Meter, Timbre; nobel, terribel, Trubel, traitable.

lieren frz. nivellement, niveler; Galopp, *galoppieren, aber *Galopade frz. galop, galoper, galopade; Kontrolle, kontrollieren, aber *Controleur, frz. contrôle, contrôler, contrôleur[1]).

Umgekehrt hat der deutsche Gebrauch, nur nach kurzem Vokal den Konsonanten zu verdoppeln, bisweilen den Ausfall eines Konsonanten veranlaßt. Jedoch hält sich diese Einwirkung in engeren Grenzen, und es dürfte nur zur Verwirrung führen, wenn man sich bemühte, ihr weitere Ausdehnung zu geben. Als Beispiele werden angeführt: Bajonett baïonnette, Barett barrette[2]), Fourage fourrage, Furier fourrier[3]), honett honnête, Karbonade carbonnade, Perücke perruque, Pionier pionnier, Pomade pommade; ferner gilt nach dem Wörterverzeichnis Karosse carrosse, Karussell carrousel[4]), Stafette estaffette[5]), ital. staffetta, Lafette, l'affût. Zahlreiche andere stehen gegenüber: Renommee, raffiniert, Pontonnier, Ordonnanz, parallel, Perron, Personnage, Souffleur, Rapport, Terrasse, Terrain, Terrine u. a. — In einigen Wörtern auf -ak schwankt der Gebrauch; ziemlich allgemein ist jetzt Tábak, früher auch Tabáck oder Toback, frz. tabac, ital. tabacco, span. tabaco; Arrak engl. arrack (und so auch oft bei uns), aus dem arabischen arak Weigand 1,75; Cognak[6]) frz. cognac; *Tombak frz. tombac, ital. tombacco, aus dem malayischen. Diesen Wörtern schließt sich *Tarok an, ital. tarocco, Weigand 2,877. — Paket ist nicht, wie man geglaubt hat, ein Lapsus, sondern in Übereinstimmung mit b. ö. w., der Raumerschen Vorlage und den Entscheidungen der

1) Sanders schreibt galoppieren, kontrollieren, appellieren, aber modelieren, nivelieren, skeletieren, koketieren, parketieren.

2) Bajonett, Barett, Kotelett, Chemisett, Kompott sind im Französischen Feminina; im Deutschen sind sie neutral geworden und haben zugleich das auslautende e abgeworfen. Mit diesen Wörtern ist im amtlichen Regelbuch Epaulette auf gleiche Stufe gestellt und zwar durch meine Schuld, S. 19, aber jedenfalls ist die Form mit e weitaus üblicher.

3) Neben Fourier ist mit Rücksicht auf weitverbreiteten Gebrauch Furier zugelassen, nicht in Fourage wegen des frz. g.

4) Hängt mit Karren zusammen.

5) Hängt mit dem deutschen Staffel, Stapfe zusammen.

6) Diese Schreibweise verlangt das Wörterverzeichnis. C im Anfang ist wohl gewählt mit Rücksicht auf das folgende gn, k am Ende mit Rücksicht auf die andern Wörter auf -ak. Das k neben gn, sowie der Wechsel zwischen C und K innerhalb desselben Wortes widerstreitet der 2. Anm. zu den Regeln über den K-Laut S. 18.

orthographischen Konferenz geschrieben. Vgl. Duden, Zukunftsorthographie S. 75. Herkunft (frz. paquet) und Aussprache sind für den einfachen Laut; vgl. jedoch Blockade. — In Litteratur gestattet die Aussprache das tt, da auf die Silbe Litt, wenn sie auch nicht den Hauptton trägt, unbetontes e folgt. Der Gebrauch schwankt (vgl. Schmits, Rechtschreibung und Druckschrift S. 57); Raumers Vorlage ließ Doppelschreibung gelten, die Konferenz entschied sich für tt, ebenso Sanders.

Über das Trema sind im amtlichen Regelbuch keine Vorschriften gegeben; man mag es anwenden, wo der Gebrauch nützlich erscheint[1]).

Auch über die Accente in Fremdwörtern findet sich nur eine kurze Bemerkung in § 25, 1, durch welche die Anwendung eines Accentes da für zulässig erklärt wird, wo man für ein e in der Endung die Betonung kenntlich machen will, z. B. Exposé, Negligé[2]). Sanders geht darin viel weiter; er will Détail, Porteépée, Réglement, Légèreté, Dépôt; er will Défilé aber defilieren, Allee aber Livrée, Idee aber Chaussée u. s. w. Wir fürchten nicht, daß solcher Brauch jemals allgemein werden wird; er würde mehr Beschwer und weniger Nutzen bringen als irgend eine andre Bestimmung unserer Orthographie. Aber merkwürdig ist es solche Dinge von einem Manne gefordert zu sehen, der die Unterscheidung von griechischem k und lateinischem c als einen Mißgriff verwarf, weil man ihn von dem Ungelehrten nicht verlangen könne.

Ob man in dem Fall, daß man Accente braucht, Fraktur- oder Antiqua-Schrift nehmen will, Exposé schreiben oder Exposé, scheint uns sehr gleichgültig. Heyse (1, 225) schreibt é, ebenso Sanders; é ist im allgemeinen üblicher, wenigstens im Druck; fremdartig ist beides. Fremde Buchstaben meiden wir im Zusammenhang deutscher Schrift; unentbehrlich ist uns nur das ç; denn Adelungs Vorschlag ß zu schreiben (2, 659 f. 671) ist nicht durchgedrungen.

---

1) Vgl. Frisch S. 37.

2) Seltsam hat man sich über Exposé neben Entree gewundert. Daß in dem einen Wort doppeltes, in dem andern einfaches e gilt, hat seinen Grund in der fremden Sprache.

VIII.—X. Silbenbrechung, Apostroph, Bindestrich.

§ 26—28.

Auf Silbentrennung, Bindestrich und Apostroph näher einzugehen, scheint überflüssig. Die Vorschriften des amtlichen Buches sind verständlich und so eingehend, wie es der Bedeutung des Gegenstandes entspricht. Wenn man aus dem letzten Absatz von § 26 geglaubt hat folgern zu müssen, daß Fürs-ten abzuteilen sei, so zeigt das Beispiel des ersten Absatzes, daß diese Folgerung unbegründet ist. st ist neben pf nicht ausdrücklich erwähnt, weil hier kein Mensch zweifelt; die allgemeine Vorschrift an der Spitze des Paragraphen zeigt den Weg deutlich genug.

Bindestrich und Apostroph verwende man sparsam, den gegebenen Vorschriften gemäß. Im einzelnen die Fälle zu erörtern, wo es zweckmäßig sein soll diese Zeichen anzuwenden, überlassen wir andern, wünschen aber daß ihre Tüfteleien über den notwendigen Unterschied von Heuloch's und Heulochs, (Sanders, Hilfsbuch S. 42) über das Sch'wa in weih'test (ebend. S. 41) und andres der Art, nie als bindende Regeln und Vorschriften anerkannt werden. Solche Dinge sind nur für die, welche Schriftgelehrte im wahren Sinne des Wortes sein wollen. „Erklärte Liebhaber sind auch die Pedanten unnötiger Striche und Haken. Striche möchten sie, so viel möglich ist, in der Mitte von Zusammensetzungen, Haken überall anbringen, wo ihnen Vokale ausgefallen scheinen. Sollte die Schrift alle Vokale nachholen, die allmählich zwischen den Buchstaben unsrer Wörter ausgefallen sind, sie hätte nichts zu thun als zu häkeln".[1])

1) J. Grimm, Über das Pedantische. Kl. Schriften 1, 349 f.

A.

N.

O.

T.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.